

# **Goethe und Weimar ohne Rücksichten, Filterungen und Schönungen**

Von Helmut Wurm, Betzdorf (Stand des Manuskriptes 25. 3. 2010)

## **Inhaltsverzeichnis**

- I. Begründung für dieses Manuskript
- II. Der historische Zeitraum
- III. Die soziale Schichtung oder Deutschland/Mitteleuropa voller Parallelgesellschaften
- IV. Die allgemeine wirtschaftliche Situation der Zeit um 1800
- V. Die allgemeinen Verkehrswege und Kommunikationswege der Zeit
- VI. Die allgemeine Sittenlage bezüglich Liebe, Heiraten, Familie, Kinder
- VII. Das politische Konstrukt „Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach“
- VIII. Die Stadt Weimar um 1800
- IX. Die wirtschaftliche und finanzielle Situation im Kleinstaat Sachsen-Weimar- Eisenach um 1800
- X. Der Weg zur klassischen Literatursprache um 1800 in Deutschland
- XI. Die fürstlich-herzogliche Familie und der Musenhof in Weimar
  - 1. Anna-Amalia
  - 2. Karl August
  - 3. Friedrich Ferdinand Constantin
  - 4. Höfische Vergnügungen in Weimar
- XII. Goethe als Mensch
  - 1. Wie sah Goethe aus?
    - 1.1. Goethe-Beschreibungen für seine Jugendzeit
    - 1.2. Wie Goethe als Erwachsener beschrieben wird
  - 2. Goethes Wesen
  - 3. Goethes Ablehnung und Überempfindlichkeit gegenüber allem „Nicht-Schönen“
  - 4. Goethe und seine Krankheiten
  - 5. Die erotisch-sexuelle Seite in Goethes Wesen
- XIII. Goethe und seine Zeit vor Weimar
  - 1. Die Vorfahren
  - 2. Goethes Jugendjahre
  - 3. Goethe als Student
- XIV. Goethe und seine Zeit in Weimar
  - 1. Weshalb Goethe nach Weimar kam
  - 2. Weshalb Goethe in Weimar blieb.
  - 3. Goethes Wirkung in Weimar
  - 4. Goethe und Herzog Karl August von Sachsen-Weimar
  - 5. Goethe als Minister
  - 6. Goethe und Charlotte von Stein
  - 7. Goethes Flucht nach Italien
  - 8. Goethes Rückkehr nach Weimar.
  - 9. Goethe und Christiane Vulpius
  - 10. Der späte Goethe
  - 11. Die gezielte Einleitung eines „Goethe-Kultes des Schönen und Guten“ durch die Nachlassverwalter
- XV. Goethe und seine Nachfahren
  - 1. Sein Sohn August
  - 2. Seine Schwiegertochter Ottilie
  - 3. Seine Enkel
- XVI. Goethe und Schiller
- XVII. Missgunst, Mobbing, Machtkämpfe am Musenhof
- XVIII. Themen, Motive und Motivationen für Goethes dichterisches Schaffen
- XIX. Goethe als Naturwissenschaftler
- XX. Goethe und das Geld/Goethe und sein Lebensstil
- XXI. Goethe und seine Angestellten/Diener/Mitarbeiter

XXII. Goethe als sozialer Helfer

XXIII. Gegensätze und Brüche in Goethes Persönlichkeit, Verhalten und Werk

XXIV. Die anderen bedeutenden Personen am Musenhof in Weimar

1. Wieland
2. Herder
3. Fichte
4. andere wichtige Personen

XXV. Literaturhinweise

## **I. Begründung für dieses Manuskript**

Wenn über Idole, Lichtgestalten, große Vorbilder nach einer Zeit unangefochtener Bewunderung etwas Kritisches oder allzu Menschliches entdeckt und geschrieben wird, dann ruft das oft heftige Erschütterungen und aggressive Gegenreaktionen bei den Bewunderern, Fans hervor und zwar um so heftiger, je länger diese Idole und Lichtgestalten unangefochtene Vorbilder waren. Das könne so nicht sein, dahinter stecke nur Neid oder mitmenschliche Missgunst, wird dann den Kritikern oder den sachlich recherchierenden Wissenschaftlern, die nur zurechtrücken möchten, vorgeworfen. Denn was jahrzehntelang gegolten hat, kann nicht falsch sein, auch wenn es sich bei gründlicher Analyse und versachlichender Distanz als eben nicht ganz so oder nicht so herausstellt. Diese Zeit des „Zurechtrückens“ ist eine schwierige Zeit für diejenigen, die das tun, und oft erst nach Jahrzehnten kehrt dann allmählich ruhige Akzeptanz ein. Das gilt auch bei Korrekturen, beim Zurechtrücken am überkommenen Bild von Goethe als Mensch, wobei die Zeit des Gipfels der Auseinandersetzungen wohl noch bevorsteht. Aber das traditionelle Goethebild als Lichtgestalt, literarischer Olympier und Idol scheint immer mehr in Frage gestellt und zurechtgerückt werden, denn dieses Bild ist hauptsächlich das Produkt von wenigen Personen, nämlich von Goethe selbst, Eckermann, Müller, Riemer, Soret und Varnhagen, die mit Hilfe dieses Goethebildes Deutschland zur politischen Mäßigung und zum Geist des Edlen, Guten und Schönen erziehen wollten.<sup>1</sup> Goethe ist als Mensch nicht die Lichtgestalt gewesen, als die er tradiert wird, er war ein hochbegabter Dichter mit einem übersteigerten Selbstwertgefühl und einer seltenen Begabung für erfolgreiche PR-Aktionen. Aber es soll nicht vorgegriffen werden.

Die Literatur über Goethe ist in der Beurteilung der Person Goethes in den letzten Jahrzehnten gegenüber früher in Bewegung gekommen. Im 19. und in der 1. Hälfte des 20. Jhs. war Goethe das Vorbild für die klassische und sprachliche Bildung der Gebildeten und besonders für die Gymnasien. Er war der Olympier, am dessen Bild nichts Negatives zu dulden war. Es war das Bild, das Goethe als sein eigener PR-Gestalter von sich entworfen hatte. Dann wurde schrittweise das Goethebild immer etwas kritischer gestaltet. Denn nicht alle Quellen waren der Forschung zugänglich, manche waren bewusst übergangen worden, manche wurden erst jetzt analysiert oder entdeckt. Mittlerweile gibt es anerkannte Goetheforscher, die ein mehr enttäuschendes menschliches Bild von dem großen Dichter dargestellt haben. Es war hauptsächlich der Londoner Germanist Daniel Wilson, der seit einigen Jahren das allzu harmonische Bild des klassischen Weimar auf der Grundlage von Archivalien hinterfragt, der eine neue und kritische Beschäftigung mit Goethe ausgelöst hat<sup>2</sup>. Für D. Wilson sind das überkommene Goethebild und das des klassischen Weimars viel zu harmonisch, als dass sie so in allem realistisch sein könnten.

Andere Verehrer wollen das frühere Bild bewahrt haben. Alle berufen sich auf schriftliche Quellen (seine Dichtungen, seine Briefe, Briefe anderer, usw.). Dabei macht die Goethe-Darstellung oft folgenden Hauptfehler: Es wird eine größere Menge von Quellen ausgewertet, aber eben nicht alle Quellen, und dann wird gleichzeitig mit dem Ergebnis der Auswertung eine persönliche Gesamtinterpretation/Deutung eingearbeitet. So entstehen je nach der Quellenauswahl und der persönlich gefärbten Einstellung zu Weimar und Goethe sehr unterschiedliche, oft widersprüchliche Interpretationen, z.B. weshalb Goethe überhaupt in Weimar blieb, wie sein Verhältnis zum jungen Herzog, zur Herzogsmutter, zur Frau vom Stein, zu Christiane, zu Schiller, usw. war, welche Rolle er in Weimar wirklich gespielt hat, usw. Manche Geisteswissenschaftler haben aus Ehrfurcht vor dem großen Dich-

<sup>1</sup> S. das Kapitel XIV, 11 über die planmäßige Kreierung einer Lichtgestalt Goethe.

<sup>2</sup> Nach seinem Buch "Geheimräte gegen Geheimbünde" (1991), das Verbindungen Goethes und Schillers zu den Illuminaten aufdeckt, sorgte sein Buch "Das Goethe-Tabu" (1999) für Aufsehen.

ter sogar die ganze Epoche als „Die Goethezeit“ benannt. Das ist mythologisierender Unfug, als wenn Schiller, Diderot, Hegel, Herder, die Brüder Humboldt, Hume, Kant, Lessing, Klopstock, Voltaire, Wieland und andere nichts Großes geschrieben hätten.<sup>3</sup>

Mittlerweile beginnt sich etwa folgendes Bild bezüglich der Rollenverteilung in der Zeit der sogen. Weimarer Klassik abzuzeichnen: Die Herzogin Anna Amalia scheint doch mehr an der Entstehung des Musenhofes Weimar beteiligt gewesen zu sein als vielfach in den letzten Jahrzehnten angenommen wurde. Sie hatte die entscheidenden Ideen und hat die entscheidenden Zirkel und Institutionen begründet. Goethe als der Begabtere hat dann die Chancen für sich innerhalb dieses teilweise etwas dilettantisch begonnenen Musenhofes Weimar erkannt, den Fuß in diese Zirkel und Institutionen gestellt und allmählich die prägende/führende Rolle in diesem Musenhof Weimar übernommen. Dabei ging er ziemlich zielstrebig vor und hat auf diesem seinem Weg manchen taktischen Schachzug gewählt, der von der modernen Forschung noch nicht genug als solcher herausgearbeitet worden ist.

Eigentlich müsste folgender Weg eingeschlagen werden: Es müssten alle Quellen nach Gattungen zusammengestellt werden und es müsste erst festgestellt werden, welche Aussagen zu Goethe und zum Musenhof in Weimar (Goethes Wirkung auf die Menschen, zu seinem Leben und Wirken in Weimar, zu Anna Amalia, zum Herzog, zu Schiller in Weimar und Jena, usw.) gemacht werden. Dann erst sollte man gesondert zu Interpretationen und Deutungen übergehen. Nur so kann sich der interessierte Leser selber ein neutrales Bild von den handelnden Personen am Musenhof Weimar machen und die verschiedenen Interpretationen und Deutungen zur Kenntnis nehmen. Da bezüglich Goethe und dem Musenhof in Weimar die Quellenlage in bestimmten Quellenbereichen sehr reichhaltig und die Lektürebereitschaft durchschnittlich interessierter Leser überfordert wäre, sollte man zuerst nur eine ausführliche Inhaltsangabe der jeweiligen Quellengattungen dem Leser anbieten und dann können, darauf aufbauend, unterschiedliche Interpretations- und Deutungsversuche gesondert folgen.

Das wäre gewissermaßen ein naturwissenschaftliches Vorgehen: Fakten und dann Ausdeutung. Aber gerade der Musenhof in Weimar, die Weimarer Klassik und Goethe haben viele Bearbeiter und Interpreten emotional so angesprochen, dass diese distanzierte Betrachtungsweise in früheren Bearbeitungen und Darstellungen nur zu oft fehlte und immer noch in neueren Arbeiten nicht genügend berücksichtigt ist.

So gibt es sehr unterschiedliche Beurteilungen der Vorgänge am Musenhof und vor allem bezüglich der Person Goethes, wobei aber die neueren, wie erwähnt, immer kritischer ausfallen. Die Biografie von Richard Friedenthal nimmt eine Mittelstellung ein, sie versucht sowohl zu würdigen als auch kritisch Goethe, sein Wirken, seine Umgebung und seine Zeit darzustellen. Eine wissenschaftlich vorbildlich akribische Untersuchung zum Verhältnis von Goethe und Christiane Vulpius, später Frau von Goethe, hat jüngst Sigrid Damm vorgelegt. In dieser Untersuchung wird der Mensch Goethe an Hand von möglichst lückenlosen detaillierten Belegstellen sehr desillusioniert dargestellt. Dieses dicke Buch ist eigentlich Pflichtlektüre für alle, die Goethe als realen Menschen kennen lernen möchten.

Je weiter vom durchschnittlichen Menschentyp und Menschenbild geniale Menschen entfernt sind oder entfernt scheinen, desto schwer tut sich der normale Bildungsbürger damit, einen Verständniszugang zu ihnen und ihren Werken zu finden. Oder andersherum, wenn geniale Menschen neben ihrer hervorragenden Begabung sonst durchaus alltägliche menschliche Züge zeigen oder sogar überdurchschnittliche Alltags-Probleme haben, umso leichter gestaltet sich der Zugang zum Menschen und ihrem Werk. Das gilt besonders für Goethe. Solange er als Dichter-Heroe, als Dichter-Fürst galt und gepflegt wurde, war vielen der Zugang erschwert. Und das wurde bewusst von den Goetheverehrern in Kauf genommen. Erst in jüngerer Zeit ist man bereit, den realen Goethe zu rekonstruieren und man entdeckt da manchen sehr menschlichen Zug, ja Züge von besonders alltäglichem Menschlichkeitstypus. Damit wird Goethe zwar vom hohen Sockel geholt, gleichzeitig aber wieder für uns interessanter und verständlicher. Das ist das Ziel dieses Manuskriptes.

Diese Absicht soll die Bemerkung von Thomas Anz vertiefen, die er im Zusammenhang mit der Analyse des Buches von Kurt R. Eissler zur Psychoanalyse Goethes gemacht hat: „Zum Widerstand frei-

---

<sup>3</sup> So bezeichnet es Fr. Schmidt-Möbus, S. 120.

lich provoziert in dem Buch anderes weit mehr. Dass zum Verständnis eines Kulturheroen wie Goethe seiner Sexualität oder zuweilen gar seinem Stuhlgang so viel Bedeutung beigemessen wird, muss mancher als respektlose Erniedrigung des Dichturfürsten und als Kränkung seiner Verehrer empfinden. Doch nichts weniger als das hatte Eissler mit seiner Studie im Sinn. Das aufwendige Werk verstand sich auch als eine Liebesbekundung, und sein erklärtes Ziel war es, das Genie der gewachsenen Zahl von Goethe-Kritikern wieder näher zu bringen. Dazu ist das Buch in der Tat geeignet. Denn es vermittelt uns nicht das harmonisierte Bild des „gesunden“ Klassikers, den man seit den siebziger Jahren gerne etwas abschätzig von „modernerer“ Dichtergrößen wie Lenz, Kleist, Hölderlin oder Büchner abhebt. Denen steht er vielmehr näher, als wir oft glaubten“.<sup>4</sup>

Manche Inhalte werden an verschiedenen Stellen wiederholt oder neu aufgegriffen. Das ist damit begründet, dass sie für verschiedene Themen/Personen interessant oder wichtig sind. Wer sich viel genauer über Wolfgang Goethes Leben von 1749 bis 1832 informieren möchte, der kann das an Hand der dokumentarischen Chronik „Goethes Leben von Tag zu Tag“ tun, herausgegeben von Robert Steiger und Angelika Reimann.

## **II. Der historische Zeitraum**

Der hier angesprochene Zeitraum umfasst die Zeit um 1800, eine Zeit, in der in Frankreich große soziale und politische Veränderungen erfolgten (franz. Revolution, Kriege Napoleons), während Deutschland davon weniger, mehr regional und zeitlich begrenzt betroffen wurde (Zeit der napoleonischen Besetzung, Restauration der vorhergehenden Zustände). An dem damaligen Weimar gingen diese Erschütterungen und Veränderungen weitgehend vorbei, ausgenommen die Ereignisse um die historische Schlacht 1806 bei den Dörfern Jena und Auerstedt in der Nähe Weimars zwischen Napoleon und Preußen und die Ereignisse während der Befreiungskämpfe 1813. Weimar war eine relativ ruhige, kleine Insel, wie es damals viele in Deutschland gab, d. h. es blieb in Weimar jahrzehntelang ziemlich alles beim Alten.

## **III. Die soziale Schichtung oder Deutschland/Mitteleuropa voller Parallelgesellschaften**

Wenn von den damaligen Deutschen die Rede ist, dann muss man immer fragen, welche Deutschen und welche Gesellschaftsschicht gemeint sind. Denn Deutschland war, wie schon vorher Frankreich, in lauter Parallelgesellschaften zerfallen, in eine Reihe von sozialen Schichtungen, gestaffelt nach politischer Macht, Besitz, wirtschaftlicher Bedeutung und Rechten. Als Erstes unterschied man 5 Haupt-Sozialschichten, nämlich Adel, Geistlichkeit, Bürger, Bauern und die sonstigen Bevölkerungsgruppen. Diese sozialen Hauptschichten zerfielen wiederum in Unterschichten. Wichtig ist, dass alle diese Hauptschichten und alle Unterschichten eigene Lebenswelten darstellten, die weitgehend nur untereinander verkehrten, heirateten, sich Briefe schrieben, sich besuchten usw. Man traf zwar die anderen Sozialschichten auf den Straßen, in den Siedlungen usw., man benötigte ihre Dienste, aber man schottete sich sonst voneinander ab. Ein vorsichtiger Vergleich mit der Kastengesellschaft Indiens ist nicht zu weit hergeholt. Man kann damals folgende 5 Hauptsozialschichten unterscheiden:

- Es gab den Adel, der in den hohen, mittleren und niederen Adel zerfiel.
- Dann die Bürgerschicht, die sich in das reiche Bürgertum (die wohlhabenden Kaufleute, Patrizier, erfolgreichen Spekulanten und frühen Unternehmer), das mittlere Bürgertum (die gebildeten Beamten und staatlichen Angestellten) und schließlich in die Handwerker gliederte.
- Der Klerus unterteilte sich in die einzelnen Religionsgemeinschaften und diese wiederum in die einzelnen hierarchischen Positionen (Kirchenleitungen, Pfarrer, Mönche).
- Bei den Bauern gab es die reichen und die armen Bauern.
- Und darunter die Tagelöhner, Hilfsarbeiter, Knechte, das Dienstpersonal, usw.

Die Zugehörigkeit zu den einzelnen Sozialschichten erkannte man:

- an der Kleidung (Unterschiede in der Kleidung, teilweise gab es noch Kleidervorschriften: den Adel erkannte man an Spitzen, militärischen Attributen)
- am Essen (je mehr Fleisch, desto wohlhabender; regelmäßiger Weinkonsum bei den wohlhaben-

---

<sup>4</sup> Nach Thomas Anz, [www.literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de), Nr. 7, Juli 1999 (1. Jahrgang), Geheimnisse des Genies Goethe, Eine Erinnerung an Kurt R. Eisslers große psychoanalytische Studie.

deren Sozialschichten)

- an der Sprache (der Adel benutzte barocke und französische Sprachfloskeln, der Klerus viel Lateinisch, das gebildete Bürgertum bemühte sich um die Hochsprache, Handwerker und Bauern sprachen die lokal-regionalen Dialekte)

Diese Gliederung der deutschen Gesellschaft in Parallelgesellschaften und die daraus sich ergebenden Folgen für die schriftliche und literarische Kommunikation hat anschaulich S. J. Schmidt herausgearbeitet.<sup>5</sup>

In Frankreich hatte sich während der französischen Revolution das wohlhabende Bürgertum gegen den Adel erhoben und dann das einfache Bürgertum gegen das wohlhabende. In Deutschland blieb diese soziale Erschütterung aus, auch während der napoleonischen Besatzung.

In Weimar agierten z. Zt. Goethes hauptsächlich der niedere Adel, das gebildete mittlere Bürgertum und die Bauern. Hoher Adel fehlte, der evangelische Klerus war bedeutungslos, Handwerker gab es relativ wenige, dafür erbrachten die Bauern weitgehend die Staatseinnahmen.

#### **IV. Die allgemeine wirtschaftliche Situation der Zeit um 1800**

Nach dem furchtbaren Bevölkerungsverlust und den landwirtschaftlichen Einbußen im 30-jährigen Krieg war Deutschland gerade dabei, sich wieder zu erholen und vor allem wirtschaftlich gegenüber Frankreich und England aufzuholen. Die Kriege mit Ludwig XIV., die preußischen Kriege und die Kriege Napoleons hatten aber immer wieder gerade den Viehbestand reduziert und so bestand in Deutschland/ Mitteleuropa eine Ungleichheit im Bevölkerungswachstum und im Wachstum des Viehbestandes. Die Kost in Deutschland wurde für die einfacheren Sozialschichten immer frugaler, Fleisch immer teurer. Der Kartoffelanbau begann zwar allmählich, die Hungersnöte zu reduzieren, aber die Alltagskost war nach heutigen Maßstäben nicht optimal, außer bei den reicheren Sozialschichten.

(s. dazu auch: Wurm, Helmut, Kleine Geschichte der Ernährung in Deutschland...)

#### **V. Die allgemeinen Verkehrswege und Kommunikationswege der Zeit um 1800**

In die damalige Zeit fällt der Aufstieg/Ausbau des Postwesens, des Postkutschenwesens und damit zusammenhängend des Briefeschreibens. Auch wenn die Straßen gerade im Herzogtum Sachsen-Weimar sehr schlecht geblieben waren, so war in Deutschland doch das Reisen leichter, angenehmer und schneller geworden. Im Kleinstaat Weimar allerdings blieben die Wege so schlecht, dass eine weite Reise mit dem Wagen immer ein gewisses Wagnis blieb. Die Reisewagen fielen häufig um, selbst Goethe passierte das noch nach 40 Jahren Aufenthalt in Weimar.

(Ab hier Auszug aus Jochen Klauß, 2009)

Wie sah die Realität einer Landreise zu jener Zeit aus? Man reiste, je nach Stand und finanziellen Möglichkeiten, zu Fuß, zu Pferd oder mit dem Fahrzeug. Die Fußreise war die billigste, aber auch anstrengendste, gefährlichste und sozial gesehen anrüchigste Reiseart. Wind und Wetter, oft auch Wegelagerern ausgesetzt, auf das allernotwendigste Gepäck beschränkt, kam der Fußreisende verhältnismäßig langsam voran, lernte allerdings die bereisten Gegenden und Länder intensiv kennen. Johann Gottfried Seume, der 1802 einen Spaziergang von Leipzig nach Syrakus auf Sizilien bewältigte, ist ein bekanntes Beispiel; auch die Romantiker haben die Fußreise poetisch verklärt, so etwa Wilhelm Heinrich Wackenroder und der junge Ludwig Tieck.

Die Reise mit dem Pferd erforderte gleichfalls Einschränkungen beim Gepäck, war auch bei längeren Strecken körperlich außerordentlich anstrengend. Sie war teurer als die Fußreise, brachte Abhängigkeiten, weil Futter und Ställe beschafft werden mussten, und setzte den Reisenden immer noch beträchtlich den Gefahren der Straße aus. Als Goethe, noch Student in Leipzig, sein Pferd einmal nicht

<sup>5</sup> Siegfried J. Schmidt war in den 70er Jahren der erste Vertreter der Texttheorie in Deutschland, hat seit den 80er Jahren die Entwicklung einer empirischen Literaturwissenschaft betrieben und ist einer der Hauptvertreter des Radikalen Konstruktivismus in Deutschland (s. Internet, Stichwort S. J. Schmidt)

zügeln konnte, stürzte er sich bewusst aus dem Sattel, um Schlimmeres, wie das Schleifen, zu verhüten: »Aber, Gott sey Danck, ich habe mir keinen Schaden getahn«, schrieb er an einen Freund, »denn du kannst wohl rathen, daß ich ein aufgestoßnes Kinn, eine zerschlagne Lippe, und ein geschellertes Auge nicht unter die großen Schäden rechne.« Andererseits konnte man mit dem Pferd relativ schnell und selbständig reisen. Auch die schlechten Straßen waren kein Hindernis. Daniel Chodowieckis Ritt 1773 von Berlin nach Danzig erregte damals Bewunderung: Er legte in acht Reisetagen eine Strecke von 450 km zurück. Auch der Berittene wurde sozial eingestuft. Bei schlechter Kleidung oder auffällig geringem Gepäck konnte er in der Regel nur mit minderem Service in den Gasthäusern rechnen.

Für Kutschenreisende stand um 1800 entweder die ordinäre Post oder die Eilpost zur Verfügung, wenn man über keinen eigenen Wagen verfügte. Die Fuhrwerke waren in der Regel mit drei, vier oder acht Pferden bespannt und verkehrten in festgelegten Fristen auf festgelegten Strecken zu einem fixen Preis. Reisedauer, Routen und Kosten ließen sich einigermaßen genau bestimmen. Am teuersten waren die Extraposten, bei denen man Strecke und Tempo selbst festlegen und allein oder mit Begleitung eigener Wahl reisen konnte. Bei der öffentlichen Postkutsche wurde die Sitzordnung nach der Reihenfolge der Einschreibung im Posthaus geregelt, dort erfolgte auch die Zahlung des Postgeldes vor Antritt der Fahrt sowie die Abgabe des limitierten Gepäcks; Felleisen, beispielsweise durften im Jahre 1803 maximal 40 Pfund Gewicht haben. Der Fahrpreis summierte sich aus Fahrgeld, Chausseegeld, Brückengeld, Vorspanngeld, Schmiergeld und Trinkgeld. Ausgaben für die Unterkunft und Verpflegung in Gasthäusern, für Barbier und eventuelles Bad waren selbst zu tragen. Für eine erträgliche j' Fahrt galt die Faustregel: 1 deutsche Meile (= ca. 7,5 km) kostet 1 Dukaten (1 Dukaten = ca. 5 1/a Taler). Die Postkutschenreise war darüber

hinaus oft gefährlich, schmerzhaft und anstrengend. Carl August Becker, herzoglich sächsischer Postmeister zu Jena, rief 1803 Reisende und Postbeamte zu Bescheidenheit und Höflichkeit auf und appellierte an beide Seiten, nicht »mit ungebührenden Reden und Scheltworten anzugreifen oder wohl gar mit ungebührenden Real-Injurien zu beleidigen.«<sup>109</sup> Schlägereien scheint es bei der »ordinären« Postbeförderung öfters gegeben zu haben, veranlasst durch Streitigkeiten um Preise oder die Sitzordnung auf der Kutsche, durch fehlende Pferde, das unerlaubte Rauchen während der Fahrt, die nicht genehmigte Mitnahme von Hunden oder blinden Passagieren, was sich die Fuhrleute privat honorieren ließen.<sup>110</sup> Unumstößlich galt für den >Schwager< auf dem Bock Reichards Formulierung von 1803: »Wer gut schmiert, der fährt auch gut! Diese Wahrheit ist weniger von der Achse als vielmehr vom Postillone zu verstehen.

Die Entfernung zwischen zwei Posten, an denen die Pferde gewechselt wurden, maß in der Regel drei deutsche Meilen (ca. 25 km). Bei einer Geschwindigkeit von 7 bis 12 km/h, abhängig vom Geländeprofil, betrug eine Fahrzeit etwa 3 bis 5 Stunden. Da an den Poststationen Aufenthalte bis zu zwei Stunden nicht selten waren, wurden am Tag höchstens 75 bis 100 km zurückgelegt. Ausgefahrene Wagenspuren, oft genug mit wechselnden Spurbreiten, brachten die Gefahr des Umwerfens mit sich, wobei es zu Knochenbrüchen oder zu Quetschungen durch herunterstürzende Koffer, Kisten und Fässer kommen konnte; >Hals- und Beinbruch< war der gängigste Reisewunsch.

Bei den heute kaum noch vorstellbaren Straßenverhältnissen — die Bepflasterung begann sich in Deutschland erst allmählich gegen die Jahrhundertwende durchzusetzen — halfen weder fromme Sprüche noch Flüche; auf tausend Schritte rechnete man tausend Stöße. Mit einem >Reiserouleau<, einer um den Kopf gebundenen gepolsterten Lederwulst, versuchte man einen behelfsmäßigen Schlagschutz zu erreichen. Schuld an diesen Zuständen hatte der primitive Straßenbau: nach Abmessung der Breite wurden Gräben abgesteckt und ausgehoben, die Erde kurzerhand in die bezeichnete Bahn geworfen und, je nach Verfügbarkeit, Steine, Kies oder Sand darüber geschaufelt. Erst die späteren >Chausseen< waren gepflastert, hatten Brücken und gleichen Höhen und Tiefen halbwegs aus.

Die Kutsche war das gebräuchlichste Transportmittel des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Urform dieses Gefährts war um 1450 bei einem ungarischen Wagner im Dörfchen Kocs bei Győr entstanden. Er verbesserte das Fahrgestell entscheidend, indem er die Vorderachse mittels eines dicken Eisenzapfens, des Spann-Nagels, am Langbaum, der starren Längsachse zwischen Hinter- und Vorderachse, befestigte und die Deichsel vertikal beweglich anbrachte. Damit war das Fahrzeug besser steuerbar, beweglicher und eleganter geworden. Der Oberwagen wurde mit Gurten, Ketten oder Riemen an

federnde Holzstützen gehängt und erhielt weit herunterreichende Stufen sowie Türen und ein Dach. Neu war auch der Platz für den Gespannführer außerhalb des Wagens.

Diese >Kocsi< wurden bald in ganz Europa nachgebaut und wurden im Lauf der Jahre vielfach verändert und technisch weiterentwickelt. Die >Equipagen< verfügten an den weit zurückgezogenen Hinterachsen .k über zusätzliche Dienerplätze, die so genannte >Berline< erregte großes Aufsehen wegen ihrer Beweglichkeit, da die Vorderachse ganz durch- gelenkt werden konnte. Der viersitzige >Landauer< war vor allem bequem gebaut, der >Fiaker< entsprach den Anforderungen des Stadtverkehrs, die >Batarde< war gut gefedert und deshalb besonders für Damen geeignet. Im 19. Jahrhundert kamen Kalesche und Droschke dazu, dann der von Hofrat Kremser vermietete Ausflugswagen. In den Städten verkehrten später große Kutschwagen, die so genannten >Omnibusse<, und bald die doppelstöckigen >Imperiales<.

Neben den Fahrzeugen und den Straßen bestimmten Wind und Wetter über das Wohl und Wehe des Reisenden, weswegen Wetterbeobachtungen äußerst wichtig waren. Die Unzulänglichkeiten der Gasthäuser — Unreinlichkeit, Übervorteilung, mindere Qualität und Quantität der Speisen —, führten zur Selbsthilfe der Reisenden, wodurch sich aber das mitzunehmende Gepäck vervielfachte. Angesichts der mannigfaltigen Gefahren, denen sich ein Reisender im 18. und 19. Jahrhundert ausgesetzt sah, war es üblich und angebracht, vor Antritt einer Reise sein Testament aufzusetzen.

Zusätzliche Probleme machten die unterschiedlichen Zahlungsmittel bereits in den deutschen Ländern. Der Reisende musste ständig die Münzsorten wechseln und umrechnen. Größere Mengen an Silber oder Goldmünzen konnte man schlecht mitnehmen, aber man nutzte Bankzettel und postalische Überweisungen. Kleinere Beträge in Edelmetall waren meist gut im Fahrzeug oder in der Kleidung versteckt. (Bis hier nach Klauß, 2009, S. 60 – 64)

Dieser Ausbau des Postwesens förderte das Briefeschreiben hin zu einem bisher noch nicht da gewesenen Umfang. Briefeschreiben wurde unter den Gebildeten geradezu modern. Man schrieb sich oft mehrere Briefe in der Woche, oft mehrere täglich, wichtige Kontakte wurden über Briefe hergestellt und gepflegt, Briefe wurden Ergänzungen zu literarischen Produkten oder sogar ein Teil der literarischen Produktion. Goethe schrieb den Briefroman „Die Leiden des jungen Werther“, der seinen frühen Ruhm begründete. Schriftsteller erklärten sich gegenseitig in Briefen die Absichten ihrer Werke. Man sammelte Briefe und gab sie später an Bibliotheken als Quellen für bestimmte Themen oder Dichter weiter. Die Briefe sind eine der wichtigsten historisch-literarischen Quellen für die damalige Zeit.

## **VI. Die allgemeine Sittenlage bezüglich Liebe, Heiraten, Familie, Kinder um 1800**

Es gab noch keinerlei soziale Absicherungen und so waren möglichst viele Kinder die einzige Möglichkeit für eine solche Absicherung. In den adeligen Kreisen bedeuten Kinder einen Zuwachs an Macht, politischen Möglichkeiten und Ansehen. Deswegen war es in allen Sozialschichten üblich, die Mädchen möglichst früh zu verheiraten, ab 17/18 Jahren möglichst. Frauen mit 25 fühlten sich oft bereits verschmäht. Die Ehefrauen hatten dann möglichst viele Schwangerschaften, aber auch ledige Frauen hatten häufig mehrere Schwangerschaften (Väter teilweise unbekannt – von Durchreisenden oder Soldaten), um im Alter eine Versorgung zu erlangen). Das galt noch bis zur Mitte des 19. Jhs. (Bsp. Großmutter von Karl May). Die meisten Kinder starben aber früh, oft kurz nach der Geburt, auch in den wohlhabenderen Schichten. Man begann deswegen Kinder erst intensiver zu lieben, wenn sie 14/15 Jahre alt waren, weil dann die meisten Kinderkrankheiten ausgestanden waren.

In allen Adelskreisen und bei den oberen bürgerlichen Sozialschichten waren die Heiraten weitgehend ökonomische Entscheidungen. Es ging darum, seine Kinder so zu verheiraten, dass Erhalt oder Erweiterung/Vermehrung des Besitzes und/oder der sozialen Stellung möglich wurde. Liebe spielte deswegen keine oder nur eine untergeordnete Rolle. Besonders in den Adelskreisen kann man überwiegend von dynastischen Verheiratungen reden. Die Frauen hatten dann die Aufgabe, möglichst bald einen Thronfolger/legitimen Erben zu gebären, aber auch Mädchen konnte man politisch-ökonomisch günstig verheiraten. Daneben war es bei den Adligen üblich/mehr oder minder offiziell gestattet, Freundinnen/Mätressen zu haben, die ebenfalls wieder viele Kinder haben konnten/sollten, damit möglichst viele Stellen Positionen im eigenen Herrschaftsbereich mit Mitgliedern der eigenen

Großfamilie besetzt werden konnten bzw. damit man möglichst auch auf der adelig-illegitimen Ebene politische Verbindungen einfädeln konnte. Diese adelige Haremswirtschaft ging oft weiter als in den orientalischen Ländern. 100 oder wie bei August dem Starken von Sachsen gezählte 364 illegitime Kinder waren keine Seltenheit. Aber bei den meisten Fürsten rückten solche Mätressenkinder in den Adelsstand auf. Nur in Sachsen-Weimar wurden sie unter Karl August unter die Jäger gesteckt. (Friedenthal, s. 324f).

Daneben soll es in einigen Gutsbezirken Preußens noch das „Ius primae noctis“, gegeben haben (der Gutsherr hatte bei Heiraten das Recht der ersten Nacht mit der neu Verheirateten), was gelegentlich zu der Bemerkung von Durchreisenden führte, viele Kinder des Gutsbezirks sähen ihrem Gutsherren ähnlich.

Niedere adelige Familien arrangierten manchmal Mätressenverbindungen ihrer Töchter mit höheren Adelligen. Ein Opfer solcher Familienpolitik war das hessische Fräulein von Schlotheim, das dem Erbprinzen von Hessen als Mätresse von der eigenen Sippschaft zugeführt (und auch von der eigenen Sippe wieder eingefangen und zurückgebracht) wurde, als sie flüchten wollte). Es hatte 22 Kinder mit dem Erbprinzen, alle ohne Liebe geboren, wie sie versicherte (Friedenthal, s. 324).

Daneben hatten aber die Adelligen auch regelmäßig kürzere oder längere Liebschaften mit Bauernmädchen oder Schauspielerinnen. Umgekehrt nahmen sich oft die ungeliebten/nicht mehr geliebten Ehefrauen ebenso viele Freiheiten heraus, so dass es dann eine Reihe von Nebenmännern geben konnte.

Verhütungspraktiken waren unbekannt, unmodern oder bewusst nicht gewünscht. Die Bauernmädchen, mit denen häufig diese Liebesabenteuer stattfanden, hatten übrigens in der damaligen feudalen Abhängigkeit keine Wahl, sich zu verweigern. Das hätte ihnen und ihrer Familie nur Nachteile gebracht. Der Landesfürst hatte das jahrhundertealte Praxis-Recht, sich von seinen Bauernmädchen das zu nehmen, was er wünschte.

Diese Praxis in den Adelskreisen bezüglich Heiraten und Nebenfreundinnen bzw. Nebenfreunden verbreitete sich teilweise auch in den oberen Bürgerschichten, so dass dort Arten „offener Ehen“, teilweise mit Einverständnis der Ehefrauen, häufig waren. Teilweise adoptierte man die Kinder aus den Freundschaften mit den Nebenfreundinnen/Nebenfrauen bzw. Nebenfreunden/Nebenmännern. Es wurde deswegen nicht als Verwerflichkeit, höchstens als Kuriosität empfunden, wenn die junge Bettina Brentano, Enkelin der La Roche, Tochter von Maximiliane, einer frühen Goethe-Liebelei in Frankfurt/M, und spätere Frau von Arnim von Brentano, im Jahre 1807 als 22-Jährige auf ihrer Hinreise über Dresden nach Weimar dem Romantikerfreund Tieck ankündigte: „Von Goethe muss ich ein Kind haben – das muss ein Halbgott werden“ (Friedenthal, S. 476). Auch wenn das nur eine Anekdote gewesen wäre, zumindest hat Bettina dann in ihrem Buch „Briefwechsel Goethes mit einem Kind“ berichtet, angeblich habe Goethe sie in ihrem Gasthof heimlich nachts besucht (Friedenthal, S. 476).<sup>6</sup> Solch offen mitgeteilte Freizügigkeitswünsche hätte sich kaum eine junge Frau aus dem einfachen Stande leisten können.

Und Bestechungsversuche in der direkten Umgebung Goethes in Form von Kupperei gab es damals auch schon ungeniert. Als Goethe 1814 nach Wiesbaden und an den Rhein fuhr, wurde sein damaliger Diener Karl Stadelmann von einer Souffleuse am Mainzer Theater belagert<sup>7</sup>, die unbedingt erreichen wollte, dass Goethe ihren Mann nach Weimar engagierte und Karl Stadelmann für seine Vermittlung ein paar recht schöne Mädchen anbot.<sup>8</sup>

Was nun Weimar betraf, so hatte die Herzog-Witwe Anna Amalia in fortgeschrittenem Alter eine Beziehung mit einem Sänger aus dem Hoftheater, wie Schiller überlieferte. Herzog Karl August hatte verschiedene uneheliche Kinder mit Bauernmädchen und lebte später mit einer Schauspielerin als

<sup>6</sup> Bettina, die Goethe schon früher als Kind in Frankfurt besucht hatte, reiste im Jahre 1807 nach Kassel und Berlin und besuchte den fast sechzigjährigen Goethe in Weimar. Beide waren voneinander fasziniert: Bettina von dem Literatur-Papst, Goethe von dem 22jährigen "Kinde". Später verarbeitete Bettina diese Erlebnisse in einem Briefroman (Briefwechsel mit einem Kinde, 1835).

<sup>7</sup> Ein „schwarzes Rabenaas, wie Stadelmann in sein Tagebuch vermerkte; n. Friedenthal, s. 520.

<sup>8</sup> Friedenthal zitiert aus dem Tagebuch von Stadelmann; s. S. 520.

seine Nebenfrau neben der Herzogin Luise zusammen und hatte mit dieser Schauspielerin mehrere Kinder. Der jüngere Bruder Constantin kehrte 1883 von einer Reise durch Europa mit 2 Begleiterinnen zurück, die beide von ihm schwanger waren.

Gleichzeitig bestand den einfachen Sozialschichten gegenüber eine geradezu zynische moralische Strenge, nach dem Motto: Quod licet jovi non licet bovi. Für die einfache Bevölkerung galten strenge Sittengesetze. Unehelicher Verkehr und uneheliche Geburten wurden in vielfältiger Form öffentlich diskriminiert.

Es verwundert nicht, dass es in diesen Zeiten häufig, zu Kindsmorden kam, da verzweifelte, von ihren Liebhabern verlassene Frauen keinen anderen Ausweg mehr wussten, als ihr Kind zu töten. Der mütterliche Mord an unehelichen Neugeborenen war im 18. Jahrhundert ein überaus verbreitetes Verbrechen. Als Johann Wolfgang Goethe 1771 in Straßburg zum Lizentiaten der Rechte geprüft wurde, beschäftigte er sich in seiner lateinischen Disputation mit der diesbezüglichen Rechtslage. Das Thema lautete in Deutsch: „Ob eine Frau, die ihr eben geborenes Kind grausam umbringe, mit Enthauptung zu bestrafen sei, ist eine Streitfrage unter den Rechtsgelehrten.“ Dass dieses Thema in der Literatur der 1770/80-iger Jahre so häufig dargestellt wurde, ist durchaus kein Zufall.

Unehelicher sexueller Verkehr bei einfachen Leuten galt auch in Weimar als Hurerei und war geächtet und wurde bestraft, bis hin zu Verlust der bürgerlichen Ehre, Gefängnis und Pranger. Selbst der Beischlaf von Verlobten stand noch unter Strafe. Die vorher geltende 8-tägige Gefängnisstrafe für solche Verstöße gegen die Sittengesetze von 1771 wurde auf 14 Tage erhöht. Uneheliche Schwangerschaft gilt als Fall offenkundig gewordener Unzucht und war strafbar. Im Herzogtum Weimar drohten Geldstrafen (sie werden 1787 von 2 auf 3 Reichstaler erhöht), öffentliche Kirchenbuße, Schwurhand (d.h. Eintrag des Tatbestandes im Kirchenbuch, der Vater des Kindes musste dabei unter Eid angezeigt werden). Trotzdem kamen solche Einträge in den Herzögl. Weimaraner Kirchenbücher weiterhin häufig vor.<sup>9</sup> Vermutlich wollte man durch solche Strenge einerseits die Kosten für die Armenunterstützungen mindern und andererseits durch die Bußgelder die Einkommen erhöhen.

Auch gegen die Prostitution wurde streng in Weimar vorgegangen. Jeder war verpflichtet, ihm bekannt gewordenen Huren anzuzeigen. Wurde eine Hure aufgegriffen, bekam sie öffentliche Prügel und wurde an den Pranger gestellt. Wiederholungstäterinnen kamen in s Zuchthaus.<sup>10</sup> Vermutlich sollte dadurch auch die Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten gemindert werden.

## **VII. Das politische Konstrukt „Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach“**

Das Herzogtum, später Großherzogtum, entstand 1741 durch den Anschluss des Herzogtums Sachsen-Eisenach an das Herzogtum Sachsen-Weimar. 1815 wurde es zum Großherzogtum erhoben. Am 5. 5. 1816 erhielt es eine betont fortschrittliche Verfassung, die früheste im Deutschen Bund überhaupt. Ab 1877 führte es die Bezeichnung Großherzogtum Sachsen.

Das Herzogtum Sachsen-Weimar war einer der vielen Kleinstaaten in Deutschland. Allein in Thüringen gab es um 1800 mehrere herzogliche Hofhaltungen. Alle waren keine zusammenhängenden politischen Gebilde, sondern waren durch Erbteilungen, Erbstreite, Heiraten, Abspaltungen entstanden, meistens aus dem Kurfürstentum Sachsen. Die einzelnen Teile dieser herzoglichen Besitzungen lagen oft verstreut in einer Gemengelage als teilweise nur gutshofgroße Stücke. Die Bauern waren der Hauptbesitz und die Hauptträger der Einnahmen. Halbbäuerisch war teilweise das Leben des Adels und bei den Bewohnern dieser kleinen Residenzen.

Um 1800 umfasste das Herzogtum ein Gebiet von 24 Quadratmeilen (Der GIS-Wert beträgt 3.775 km<sup>2</sup> für 1820) und hatte ca. 65.000 Einwohner. Nach Fr. Schmidt-Möbus hatte es 106.000 Untertanen, von den 63 % zum Bauernstand gehörten.<sup>11</sup>

<sup>9</sup> S. dazu die aufgeführten Belegstellen und Beispiele bei Damm, S. 128 bis 131, s. Hinweis von Schmidt-Möbus, S. 102.

<sup>10</sup> N. Schmidt-Möbus, S. 102.

<sup>11</sup> N. Schmidt-Möbus, S. 105.

Das Staatsgebiet des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach bestand aus den drei getrennt voneinander liegenden Landesteilen Weimar, Neustadt an der Orla und Eisenach. Dazu kamen eine Anzahl von Enklaven außerhalb dieser 3 Kern-landesteile. Gleichzeitig gehörten aber einige Enklaven innerhalb dieser 3 Haupt-landesteile zu anderen Herrschaften.

Unter Karl August stieg das kleine Land zum bedeutendsten der thüringischen Kleinstaaten auf. Er ließ das seit 1774 als Brandruine liegen gebliebene Residenzschloss wieder aufbauen. Die Ehe seines Sohnes mit einer Tochter des russischen Zaren, Maria Pawlowna (die Schwester seiner Frau Luise von Hessen-Darmstadt hatte in die Zarenfamilie eingeheiratet und man hatte deswegen Beziehungen dorthin) sicherte in der Zeit der Napoleonischen Kriege und des Wiener Kongresses das politische Überleben und verschaffte Karl August auf dem Wiener Kongress den Titel eines Großherzogs. Als das Herzogtum auf dem Wiener Kongress sogar etwas vergrößert und zum Großherzogtum aufgewertet wurde, steigerte sich die Einwohnerzahl auf ca. 180.000 Personen<sup>12</sup>.

Weimars führende Sozialschicht setzte sich zur Goethezeit aus ca. 90 männlichen Personen zusammen, mit Ehefrauen waren es also ca. 180 Personen. Von diesen ca. 90 führenden Personen gehörten 58 zum Adel. In den Händen des Adels, vor allem des Uradels lagen die Repräsentation bei Hofe und die Offiziersstellen und die Leitung der meisten Beamtenkollegien. Der Briefadel war mehr in der Verwaltung beschäftigt und konnte dadurch seine bürgerliche Herkunft nicht verleugnen.

Obwohl bei Hofe ein ungezwungener Umgang zwischen Adel und Bürgerlichen stattfand, waren die Standesgrenzen und -schränken doch deutlich erkennbar, besonders bei der Heiratspraxis. Es war z. B. nicht üblich, dass eine Adelige heiratete.

Innerhalb der damaligen Weimar obersten Sozialschichten gab es den Hofstaat um den Herzog Carl August, den Hofstaat um seine Mutter Anna Amalia, den Hofstaat um die Herzogsgattin Louise und den Hofstaat um den Prinzen Constantin.

Innerhalb der Verwaltung des Herzogtums gab es als Spitzengremien den Geheimen Conseil, das Regierungskollegium, das Kammerkollegium, das Oberkonsistorium und das Landschaftskassendirektorium. Das wichtigste Gremium war der Geheime Conseil/das Geheime Consilium. Der Geheime Conseil war das einflussreichste. Innerhalb dieses obersten Gremiums saßen nur der Adelige Freiherr von Fritsch und die beiden bürgerlichen Geheimräte Schnauß und Schmidt. Aber auch Fritsch war erst in 2. Generation ein Freiherr. Sein Vater war ein Leipziger Buchhändlersohn. Wenn man von der späteren Nobilitierung Goethes absieht, waren die wichtigsten Berater des Herzogs Bürgerliche oder bürgerlicher Herkunft.

Der Hofstaat des Herzogs Carl August dagegen bestand überwiegend aus dem Thüringer Uradel, nur 1 Briefadel war darunter, außer Goethe kein Bürgerlicher. Verschiedene adelige Familienclans stritten und intrigierten um die höchsten Posten im Staat. Dominiert wurden diese Familienclans um den herzoglichen Hofstaat durch die beiden Familienclans Schardt-Stein.

## **VIII. Die Stadt Weimar um 1800**

Das 1254 erstmals erwähnte Weimar nahm durch den ständigen Zuzug des Adels schnell den Charakter einer Residenzstadt an. Mitte des 16. Jahrhunderts hatte Weimar 3000 Einwohner und war zur Residenz des Herzogtums Sachsen-Weimar geworden. Es lag jedoch fernab von den großen Handelsstraßen und vergrößerte sich deshalb kaum bis zu Goethes Ankunft. Goethe traf im November 1776 in Weimar ein.

Das damalige Residenzstädtchen Weimar war teilweise mehr ein großes Dorf. Es hatte damals etwa 6000 Einwohner. Die Straßen waren mehr Feldwege. Die Bauern sollten sie unterhalten, taten das aber nur widerwillig, denn sie waren belastet genug, konnten sich aber etwas verdienen, wenn sie einem stecken gebliebenen oder umgefallenen Wagen heraus halfen. War eine Straße instand gesetzt worden, musste für die Benutzung ein Chausseegeld entrichtet werden. Zwischen Weimar und Jena gab es einen Botendienst, der für die Strecke vier Stunden benötigte.

---

<sup>12</sup> N. S. Damm, s. 489.

Das Stadtbild hatte sich durch Brände immer wieder verändert. Die Häuser waren bescheiden oder sogar ärmlich, oftmals nur einstöckig und bestanden aus Materialien wie Weidengeflecht und Lehm, waren mit Fachwerk bestückt und die Dächer waren zunächst aus Stroh, später dann wegen der Brandgefahr aus Schindeln. Die Scheunen wurden nach und nach aus der Stadt herausgenommen und dadurch wurde es geringfügig sauberer. Nur wenige Bürgerhäuser konnten als herausragend bezeichnet werden (z. B. Goethes Wohnhaus und das Bertuch-Haus). Die Gassen der Stadt waren eng und winklig und der übel riechende Kanal „Lotte“, der sie durchfloss, diente den Bewohnern als Abwasserkanal. Schweine und Hühner trieben sich auf den schmutzigen Straßen herum, Ackerwagen behinderten die Kutschen. Seit 1732 gab es eine kaum ausreichende Straßenbeleuchtung (nur mit Fischtran betriebene Wandlaternen).

Bis zu Goethes Ankunft in Weimar 1775 herrschte ein provinzielles und einfaches Leben. Selten gab es Märkte, 2 Mal pro Woche erschien eine Zeitung und 4 Mal pro Woche wurde das Postamt geöffnet. Den Regierungssitz hatte die Herzogwitwe Anna Amalia inne. Der Weimarer Adel war nicht besonders reich und zeichnete sich auch nicht durch Weltoffenheit und Bildung aus. Die Adligen bekleideten hauptsächlich politische Posten. Viele Bewohner Weimars gingen althergebrachten Handwerksberufen nach (Schneider, Bäcker, Schuster, Metzger, Seifensieder, Wagner, Perückenmacher usw.). Die meisten dieser Gewerbe waren aber überbesetzt und es gab Probleme mit dem Absatz. Eine zweite Berufsgruppe waren die subalternen städtischen Verwaltungs- und Polizeibeamten und die dritte Gruppe bestand aus dem Hofgesinde. Nur sehr wenige der Einwohner waren vermögend. Ende des 18. Jahrhunderts trat durch Bertuchs Gründung des Landes-Industrie-Comptoirs eine gewisse Besserung ein. Es handelte sich dabei um eine Art Verlag, aber auch Möbel, Kunstblumen und Souvenirs wurden hergestellt. Das verschaffte durch Neueinstellungen einige Arbeitsplätze.

Dennoch blieben Weimars Bewohner nach wie vor arm, was an folgenden Zahlen verdeutlicht wird :

Vermögen bis 500 Taler	: 37% der Bevölkerung
Vermögen bis 1000 Taler	: 20% ...
Vermögen bis 5000 Taler	: 33% ...
Vermögen bis 10000 Taler	: 7% ...
Vermögen bis 14000 Taler	: 1, 5% ...
Vermögen über 19000 Taler	: 1, 5% ...

Es war dadurch nicht viel Geld im Umlauf. Für ein gut-bürgerliches Leben brauchte man ca. 2000 Taler im Jahr. Ein Handwerksgeselle verdiente jedoch nur 60-80 Taler im Jahr. Goethe hingegen verfügte über ein direktes Einkommen von zuerst 1.200 Talern, dann von 1.800 Talern und später von 3.000 Talern und über ein Gesamtvermögen von 22.000 Talern.

Eines der größten Probleme war die Sauberhaltung der Straßen und der Abtransport von Müll, Mist und Fäkalien. Es gab wilde Müllplätze, gegen die der Stadtrat einzuschreiten versuchte. Die Menschen kippten den Inhalt ihrer Nachttöpfe einfach auf die Straße, was aber 1774 auf die Zeit nach 23 Uhr eingeschränkt und 1793 schließlich ganz verboten wurde. Daraufhin vermischten die Weimarer ihre Exkremamente mit dem Viehmist und transportierten diesen (was ebenfalls gegen die Stadtordnung verstieß) tagsüber ab. Die Wasserversorgung war ebenfalls nicht leicht (1800 Wassernot). Damit die Brunnen im Winter nicht zufroren, wurden sie mit Pferdemist abgedeckt. Häufig kam es auch zu gedankenloser Verschmutzung der Brunnen. Man lebte im ständigen Kampf gegen Wanzen, Flöhe und Ratten, selbst in den besseren Gasthäusern. Auf Grund dieser schlechten hygienischen Gegebenheiten kam es vielfach zu Massenepidemien. Die hohe Sterberate wurde aber durch die hohe Geburtenrate wieder ausgeglichen. Die medizinische Betreuung war auf einem niedrigen Niveau und nur reichere Familien konnten sich einen eigenen Hausarzt leisten. 1763 wurden auf Anregung Anna Amalias hin Amtsärzte eingestellt und Hebammen ausgebildet

Das Schloss, das ungefähr ein Drittel der Stadt einnahm, war 2 Jahre vor Goethes Ankunft total abgebrannt, eine schwarze Ruine mit bröckelnden Mauern. Die Herzog-Mutter Anna Amalia und das junge Herzogpaar Karl-August und Luise wohnten getrennt in 2 etwas stattlicheren Bürgerhäusern. Noch eine Generation später beschreibt ein Engländer, der eine Biografie über Goethe schreiben wollte und deswegen nach Weimar gekommen war, in einem Brief an seine Söhne Weimar so: „Nun bin ich in der Hauptstadt des Großherzogtums Weimar – das ist ein sehr seltsamer kleiner Ort, obwohl er das Athen von Deutschland genannt wird, wegen der großen Dichter, die hier lebten....Stellt euch eine stille Kleinstadt vor, ohne Droschken, Omnibusse, sehr wenige Karren und kaum eine Kut-

sche, ohne Gasbeleuchtung der Straßen; diese werden - nur im Winter- von Öllampen beleuchtet, welche auf einem Seil oberhalb der Straße aufgehängt sind". (G. H. Lewes, in: Gidion, Von dem lebendigen Mann ein treues Bild, S. 213). Die Stadt hatte eine höhere Schule, ein Gymnasium, an dem der ehemalige Prinzenerzieher Professor Musäus als Lehrer angestellt war. Er verdiente so wenig, dass er alle Räume seines Hauses vermieten musste bis auf einen, in dem er mit seiner Familie wohnte.

Die Stadt war so klein und eng gebaut, dass damals bald alle über alles Bescheid wussten. Kein Schritt und keine Heimlichkeit des Herzogs oder Goethes, die nicht bald bekannt und Stadtgespräch geworden wäre. Aus diesem Klatsch hat man viel über den Herzog und Goethe erfahren. Die Weimarer hatten ja auch viel über den Hof und die Herzogsfamilie zu reden. Man sah sich in den engen Gässchen buchstäblich in die Fenster, jeder Schritt von jedem wurde von jedem kontrolliert. Die „chronique scandaleuse“ des Städtchens war, was Goethe und den Herzog betraf, sehr reichhaltig. Die Hofbediensteten wussten genau, wann Karl August bei seiner Frau geschlafen hatte und dass er das meistens nicht tat (Friedenthal, S. 221).

Nach den Befreiungskriegen, mit der Vergrößerung des Landes Sachsen-Weimar und den etwas besseren finanziellen Mitteln veränderte sich das Stadtbild. Die Stadt, vorher eingeschlossen zwischen Mauern und Torsperren wurde offener und es entstanden zusätzliche Parks. Die Gasthöfe verbesserten sich und ihr Angebot. Die Einwohnerzahl der Stadt Weimar erhöhte sich auf ca. 10.000.

Aber auch in der 1. Hälfte des 19. Jhs. blieb Weimar, obwohl die Bevölkerung weiter wuchs, eine landwirtschaftlich geprägte, relativ arme, wirtschaftlich unterentwickelte und verschlafene Stadt. Man bemühte sich nicht ernsthaft um den Anschluss an die beginnende Industrialisierung.<sup>13</sup>

(Das Ganze überwiegend nach; Friedenthal, verschiedene Stellen; Die Stadt um 1800: Weimar zur Goethezeit; und Fr. Schmidt-Möbus)

## **IX. Die wirtschaftliche und finanzielle Situation im Kleinstaat Sachsen-Weimar-Eisenach um 1800**

Die Ernährung der einfachen Bevölkerung im Staate Weimar war einfach und eintönig und bestand hauptsächlich aus Brot, Getreidebreien, Kohl- und Rübensuppen, einheimischem Gemüse und Obst. Fleisch, Wurst und Fisch gab es bei den einfachen Leuten selten, in armen Familien kaum. Der Kartoffelanbau setzte sich zur Zeit Anna-Amalias allmählich durch und die Kartoffel ergänzte die meist frugale Alltagskost der einfachen Sozialschichten und minderte Nahrungsengpässe bei geringeren Getreideernten. Getrunken wurde von den einfachen Leuten Wasser, Molke, Buttermilch und Bier. Wein war zu teuer.

Große Sorgen dürften beim Herzog nach seinem Regierungsantritt aufgekommen sein, da ein auch nur flüchtiger Blick in die Bücher sofort belegte, dass sich der Kleinstaat finanziell am Rande des Abgrunds bewegte. Sämtliche im Zusammenhang des Regierungswechsels entstandene Denkschriften, schriftlich niedergelegte Reformpläne und Verbesserungsvorschläge verwiesen auf die verheerende Situation der Finanzen sowie die daraus folgende Verschuldung, Armut und Unterentwicklung des Landes. Die Finanzkrise war grundsätzlicher Natur, nicht bloß das Resultat der Vormundschaft Anna Amalias. Vielmehr offenbarten sich im Finanzsystem des Landes strukturelle Probleme, die teilweise seit Jahrzehnten bestanden und sich Schritt für Schritt verschärft hatten. Nach ersten personalpolitischen Konsequenzen reagierte der Herzog und die von ihm eingesetzten Kommissionen auf die Krise durch die Reform der Hoffinanzen, durch Um- und Entschuldungsbemühungen, schließlich durch Versuche einer Steuerreform. Die Bemühungen um Entschuldung konzentrierten sich insbesondere auf die Reduzierung des Militärs (noch etwa 500 Soldaten) dessen Aufrechterhaltung um 1775 zwischen dreißig und vierzig Prozent der Landes-Einnahmen ausmachte. Im Gegensatz zum Großvater sah Karl August die Aufgabe stehender soldatischer Einheiten hauptsächlich in der Aufrechterhaltung der inneren Sicherheit. Diese Verantwortung wurde nach dem Regierungswechsel weitgehend bürgerlichen Milizen übertragen.

## **X. Der Weg zur klassischen Literatursprache um 1800 in Deutschland**

Um diese Entwicklung zu verstehen, muss man zeitlich zurück nach Frankreich gehen. Dort hatte man unter dem Vormund-Regenten Kardinal Richelieu erkannt, dass es leichter ist, ein großes Land

<sup>13</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, s. 198.

zentral zu regieren, wenn eine einheitliche Verwaltungs-, Hoch und Literatursprache besteht. Richelieu gründete deswegen in Paris die „Académie française“, der diese Vereinheitlichung als Aufgabe übertragen wurde. Diese Académie schuf in Frankreich die Orientierung für eine einheitliche Verwaltungs- und Literatursprache.

Parallel dazu entwickelte sich im Adel der Verhaltenskodex des „Chevalier“, des „gentil homme“. Damit meinte man, dass der Adelige sich sehr gesittet, kontrolliert, diszipliniert benehmen sollte, besonders in der Sprache. Es entwickelte sich, besonders in der Umgebung der großen Höfe, ein Verhalten, eine Sprache und ein Schreibstil, die immer gekünstelter wurden. Man versuchte sich in schönen, eleganten Formulierungen, vorsichtigen Umschreibungen und angenehmen Ausdrücken zu übertreffen und so steigerte sich dieser geschraubte, übertriebene Stil immer mehr.

Daraus wurde die barocke Sprach- und Schreibweise im Rahmen der gesamten Barockkultur, die dann auch das wohlhabende Bürgertum übernahm. Da die Deutschen, besonders die deutschen Fürsten, nach dem 30-jährigen Krieg an Selbstbewusstsein verloren hatten und sich weitgehend an Frankreich orientierten, wurde diese barocke Sprache auch im deutschen Adel üblich. Gleichzeitig wurde dieser barocke Stil aber auch Zielobjekt für dichterische Satire in Frankreich wie in Deutschland und Christian Weise (1642 – 1708, in Zittau tätig) hat in seiner Satire über die 3 Erznarren diesen Briefstil sicher nicht ins Unwirkliche übertrieben. (Es handelt sich um einen Liebesbrief):

„Schönste Gebieterin, glücklich ist der Tag, welcher durch das glutbeflammte Carfunkelrad der hellen Sonne mich mit tausend süßen Strahlen begossen hat, als ich in dem tiefen Meere meiner Unwürdigkeit die köstliche Perle Ihrer Tugend in der Muschel Ihrer Bekanntschaft gefunden habe“.

(n. Polenz, Der Weg zur klassischen Literatursprache..., S. 237)

Die Aufklärung entstand nicht als Gegenreaktion gegen diese barocke Schwülstigkeit, hat aber auch die Sprache, sowohl die schöngeistige wie die wissenschaftliche, wieder zu normalisieren versucht, ohne allerdings die starren Umgangs- und Stilformen allzu sehr zu liberalisieren. Die Gefühlswelt sollte weiterhin kontrolliert und diszipliniert bleiben. Die Theaterstücke blieben an die Vorgaben „Einheit der Zeit (1 Tag), des Ortes (nur 1 Ort) und der Handlung (1 zusammenhängende Handlung)“ gebunden.

Dagegen rebellierten in Deutschland eine Reihe junger Dichter und Studenten, die sich u. a. an Klopstock orientierten und sich teilweise in Straßburg um den etwas älteren Studenten Herder geschart hatten. Herder hatte als neues Vorbild auf Shakespeare (1564 - 1616) verwiesen, der frei von allen Vorgaben und Zwängen und emotional ungebunden und in teils deftigen Formulierungen seine Themen bearbeitet hatte. Aus dieser oppositionellen Gruppe stammten die so genannten „Stürmer und Dränger“, die ohne irgendwelche formale, thematische und stilistische Vorgaben ihre Werke gestalten und ihren Emotionen freien Lauf lassen wollten. Die führenden Köpfe dieser Stürmer und Dränger wurden der junge Goethe und der junge Schiller.

Diese Stürmer und Dränger hatten als Leitbilder das Genie, den Kraftkerl gewählt, die sich völlig frei, ohne Rücksichten irgendwelcher Art, nur nach den eigenen inneren Impulsen, nach spontaner und intuitiver Originalität richten und emotional ungehemmt Kraftwörter benutzen. Diese Periode hieß deswegen auch die Kraftkerl- oder Genieperiode in der Literatur. Sie suchten die ungekünstelte, lebensnahe Sprache, die alten Zöpfe der traditionellen Literaturformen wollten sie abschneiden. Zum ersten Mal seit Luther brach in der deutschen Literatur wieder die ungebändigte Alltagssprache durch. Die Orientierung an den französischen Vorbildern ging den jungen Wilden gegen ihre emotionale und vaterländisch orientierte Gesinnung.

Die Stürmer, auch der junge Schiller und Goethe, verhielten sich so ungezwungen und undiszipliniert wie ihre Genies und Kraftkerle. Der junge Dichter Schiller öffnete die Tür zu seinem Zimmer teilweise mit einem Fußtritt, der junge Dichter Goethe benutzte in Briefen das Wort „beschissen“ usw. Am Hof in Weimar beschwert man sich über den Stil im Auftreten des jungen Favoriten Goethe, über den Genie-Ton, das Fluchen, Brüllen, das Hereinplatzen in die Gesellschaft mit Reitstiefeln usw. (Friedenthal, S. 190). Selbst an der Hoftafel flucht Goethe im Stil der Götz-Sprache, wenn die Suppe zu heiß ist: Sackerment! Verdamm! Hölle!...(Friedenthal, S. 187).

Diesen Sturm und Drang, diesen Protest gegen diese einengenden Formen erlebten die Franzosen so nicht und deswegen wurden Schiller und Goethe als die Befreier vom Vorbild des französischen Stil-Zwang gefeiert.

Aber mit zunehmender Reife erkannten die beiden, dass gute Literatur zwar keine Gängelung dulden darf, aber einer schönen, gereiften, ausgewogenen Sprache bedarf. Um eine solche gereifte schöne Sprache nach dem Vorbild der griechischen und römischen Klassik bemühten sie sich dann gemeinsam in Weimar. Deswegen heißt es auch „Weimarer Klassik“. Der Sprachstil Schillers und Goethes bedeutete die nicht wieder erreichten Höhen der deutschen Hochsprachentwicklung. Vor allem Schiller hatte an der Entwicklung dieser klassischen deutschen Hochsprache Anteil. Er hat sich um die höchstmögliche Norm einer gereiften Sprache bemüht und hat sich auch intensiv bemüht, die vielen damaligen französischen Fremdworte durch passende deutsche Ausdrücke zu ersetzen.

Diese deutsche Stil-Klassik blieb bis um 1900 in Deutschland wirksames Vorbild. Erst die literarischen Expressionisten durchbrachen dann diesen neuen „klassischen Zwang“.<sup>14</sup>

## **XI. Die fürstlich-herzogliche Familie und weshalb es zum Musenhof in Weimar kam**

### **1. Anna-Amalia**

Ihr politisches Leben war geprägt durch Gegensätze, nämlich durch stärkste Herausforderungen in jungen Jahren, als sie nach dem frühen Tode ihres Gatten, selber noch nicht volljährig, aber bereits Mutter 2er Söhne, die Regentschaft im Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach übernehmen musste, und danach durch Verurteilung zur politischen Tatenlosigkeit, als sie sich im Alter von 36 Jahren bereits wieder aus den Regierungsgeschäften zurückzog und ihrem Sohn Karl-August die Regierungsgeschäfte überließ.

Die Herzog-Mutter Anna-Amalia stammte vom glanzvollen Braunschweiger Hof, war eine Welfin, äußerlich eine kleine, unansehnliche, vielleicht sogar etwas hässliche Prinzessin<sup>15</sup> und man war froh, als man in dem Weimaraner Erbprinzen Ernst August II., einem schwächlichen und lungenkranken, hoch aufgeschossenen Mann, eine leidliche Partie für sie fand. Dieser Erbprinz Karl August wurde am 3. September 1757 in Weimar geboren. Anna Amalia war damals gerade 17 Jahre alt. Ein Jahr später wurde der zweite Sohn Constantin geboren. Als Karl August ein Jahr alt war, starb sein Vater und Anna Amalia erkämpfte sich das Recht, die Regentschaft über das Herzogtum bis zum 18. Geburtstag ihres Sohnes zu übernehmen. Nach zwei Jahren Ehe starb der kränkliche Prinz bereits und Anna Amalia blieb als junge Witwe mit 2 Söhnen und einem verschuldeten, von allen Seiten bedrängten kleinen Land zurück. Die Bedränger waren die umliegenden thüringischen Herzogtümer, die bereits auf das Erbe lauerten, und ihr Onkel Friedrich II. von Preußen, der in seinen Kriegen rücksichtslos durch das kleine Land zog und dort fouragierte und Soldaten rekrutierte.<sup>16</sup>

Die wenig schöne, kleine Anna Amalia war eigentlich eine sehr sinnliche und weibliche Natur. Schiller, der dafür ein Gespür hatte, schrieb später von ihr: „Nichts interessiert sie, als was mit Sinnlichkeit zusammen hängt“<sup>17</sup>. Schiller hat auch eine kleine peinliche Affäre erwähnt, die die Alternde mit einem Mitglied ihrer Hofkapelle versuchte: „ Sie macht sich durch ein Attachement lächerlich, das sie für einen jämmerlichen Hund, einen Sänger hat“.<sup>18</sup> Der arme Mann musste sie auf ihrer Italienreise begleiten und stürzte sich aus Verzweiflung bei Neapel ins Meer.<sup>19</sup> Aber Anna Amalias Sinnlichkeit hat einen Ausweg in ihrer Liebe zur Kunst und zu Künstlern gefunden. Sie tanzte gern, liebte Redouten (Bälle für geladene Gäste) Maskeraden, man spielte bei ihr in geselliger Runde das Glücksspiel Pha-

<sup>14</sup> (teilweise nach: Propyläen Geschichte der Literatur, Bd. 4: Aufklärung und Romantik, S. 236 – 245) (s. dazu auch: Wurm, Helmut, Zum Sturm und Drang...; Wurm, Helmut, Götz von Berlichingen...

<sup>15</sup> Friedenthal kennzeichnet sie kurz so: S. 181, 194.

<sup>16</sup> N. Friedenthal, S. 182.

<sup>17</sup> S. Friedenthal, S. 194.

<sup>18</sup> S. Friedenthal, S. 194.

<sup>19</sup> N. Friedenthal. S. 194.

rao und sie verlor mit Grazie, sie malte und fertigte Scherenschnitte<sup>20</sup> an, man musizierte viel, man wohnte Theateraufführungen durchziehender Schauspielergruppen bei und gründete ein Liebhabertheater, in dem die Hofgesellschaft selber mitspielte, man las vor, machte Gedichte zu allen Gelegenheiten, der Umgangston in ihrem Gesellschaftskreis war ungezwungen, deutlich leichter als der strenge Adelsstil im Gesellschaftskreis ihrer Schwiegertochter. Anna Amalia gab, vom modernen „Journal de Paris“ angeregt, von 1781 bis 1784 sogar 49 Nummern eines „Tiefurter Journals“ heraus, um zu berichten, was in ihrem Tiefurter Freundeskreis über Politik, Kunst, Kultur gesprochen wurde. Die Redaktion hatte ihr Kammerherr Einsiedel übernommen. Die Beiträge erschienen anonym, die Auflage betrug allerdings nur 11 Exemplare pro Heft.

Anna Amalia pflegte, der Mode der Zeit entsprechend, eine umfangreiche Korrespondenz mit vielen Menschen in ganz Deutschland. Eine ihrer sehnlichsten Wünsche war eine Italienreise, die sie, von Goethe angeregt, von 1788 bis 1790 (22 Monate lang) tatsächlich unternahm, für ein Frau damals ein mutiges Unternehmen.

Mit weiblichem Geschick hatte sie als Hofdame ein buckeliges Fräulein von Göchhausen gewählt, einmal weil sie deren spöttischen Witz und unbekümmertes Mundwerk schätzte und weil sich ihre Gestalt von dieser Hofdame vorteilhafter abhob.<sup>21</sup> An Goethe hatte sie sogleich Gefallen gefunden. Sie tolerierte viele seiner Sturm- und Drang-Eigenheiten und begann mit Goethes Mutter bald einen vertraulichen Briefwechsel. Darin beklagte sie sich über das langweilige Weimar und Goethe sah seine Chance, diese Langeweile durch seine Aktivitäten zu mindern. Er schrieb für diesen Amalienkreis Liebhaberstücke, las aus seinen dichterischen entwürfen vor, arrangierte Feste und Bälle.<sup>22</sup> Ja es wird sogar von einem italienischen Germanisten aufwendig aber nicht überzeugend nachzuweisen versucht, dass Goethe ein Verhältnis mit Anna Amalia hatte.<sup>23</sup> Die Herzogin verband mit Wieland Interesse an der antiken Literatur und sie hatte sich sogar Kenntnisse in der griechischen und lateinischen Sprache angeeignet.<sup>24</sup> Unter dem Vorbild Anna Amalias wurden in Weimar die Standes-schranken allmählich verwischt. Adelige und gebildete Bürgerliche wurden in ihrem Kreis und bei anderen kulturellen Veranstaltungen gleichberechtigte Partner.

Das das herzogliche Schloss kurz vorher total abgebrannt war, wählte Anna Amalia in der Stadt Weimar ein Haus, das sich kurz vorher der der Minister Fritsch gebaut hatte und das übertrieben das „Palais“ genannt wurde. Außerhalb Weimars gab es das barocke Schlösschen Belvedere, das ältere Schloss Ettersburg und das ländlich-schlichte Schlösschen Tiefurt. Das zweiflügelige barocke Schlösschen Belvedere blieb nach der Übergabe der Herzogswürde an ihren Sohn Kar August bis zu ihrem Tode 1807 ihre Hauptwohnstatt. Die dortigen Räume dienten ihr zur Repräsentation, für Festlichkeiten, zum Malen und Musizieren und im Tafelrundenzimmer im ersten Stock versammelte sich regelmäßig die berühmte Montagsgesellschaft, eine gesellige Runde, in der über Wissenschaft, bildende Kunst und Literatur diskutiert wurde und an der Bertruch, Goethe, Herder, Musäus, Schiller und Wieland neben anderen als Stammgäste teilnahmen.<sup>25</sup> Die soziale Herkunft der Teilnehmer spielte kaum eine Rolle, Talent qualifizierte vor Geburt.<sup>26</sup> Ab 1781 favorisierte Anna Amalia als Sommersitz immer mehr das schlichte Schlösschen Tiefurt. Dort hielt sie sich oft mit nur ganz wenigen Begleiterinnen und Bediensteten auf und, dem Landleben angemessen, trugen die Herzogin nur einfache Kleidung und auf dem schlicht hochgesteckten Haar einen Strohhut. Kamen allerdings Gäste (besonders häufig waren das Carl August von Einsiedel, Goethe, das Ehepaar Herder, Knebel, Seckendorff und besonders als immer gern gesehener Gast Wieland), legte sie repräsentative Gewänder an.<sup>27</sup>

Als frühe Witwe versuchte Anna-Amalia das Herzogtum Weimar klug zu regieren. Obwohl sie sich mit den Ideen der Aufklärung anfreundete, war sie doch eine absolutistische Herrscherin. Sie behielt die Fäden der Politik und Regierung in ihrer Hand und erließ viele Anordnungen zur Organisation des öffentlichen Lebens. Dabei sind gewisse Widersprüche bezüglich dieser Anordnungen und ihren eige-

<sup>20</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 112.

<sup>21</sup> N. Friedenthal, S. 194f.

<sup>22</sup> N. Friedenthal, S. 195.

<sup>23</sup> S. Ettore Ghibellino, 2003, Goethe und Anna Amalia – eine verbotene Liebe?

<sup>24</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 111.

<sup>25</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 110.

<sup>26</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 111.

<sup>27</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 112.

nen Neigungen zu erkennen. Obwohl sie selber zu Luxus und Glücksspiel neigte und diese am Hof duldete und sogar selber praktizierte, schritt sie gegen Verschwendungs- und Vergnügungssucht im Bürgertum ein. Feste, Jahrmärkte und Kirmes mussten in gemäßigtem Rahmen bleiben. An Sonn- und Feiertagen durfte nicht getanzt werden. Das Glücksspiel (Würfelspiele, Kartenspiele und Lotterien) wurden reglementiert, um zu verhindern, dass mancher Haus und Hof verspielte. Für Fremde, die in den Wirtshäusern abstiegen, bestand Meldepflicht.

Mit vielen Verfügungen versuchte Anna Amalia, gegen Kriminalität und Sittenverfall vorzugehen. Auf nichteheliche Liebschaften oder gar uneheliche Geburten standen harte Strafen: Verlust der bürgerlichen Ehre, Heiratsverbot, sogar Pranger und Schande. Es verwundert nicht, dass es in diesen Zeiten auch im Staate Weimar häufig zu Kindstötungen durch verzweifelte ledige Mütter kam.

Der besondere Ärger der Herzogin richtete sich gegen umherziehende Kurpfuscher, die in der Regel ohne jegliche Ausbildung als selbsternannte Doktoren auf den Jahrmärkten ihre Dienste anboten, Zähne zogen und Wunderheilmittel anboten. Sie fanden insofern immer wieder Zulauf, als es in Weimar keinen Zahnarzt und für die einfache Bevölkerung zu wenig Ärzte und noch keine ausgebildeten Hebammen gab. Der von ihr gehegte Plan, ein Hebammeninstitut einzurichten, wurde erst durch ihren Sohn Karl August verwirklicht.<sup>28</sup>

Ihre Staatseinnahmen waren jämmerlich, nur etwa so viel wie bei einem damaligen größeren englischen oder französischen Gutsbesitzer. Die wenigen Beamten waren so schlecht bezahlt, dass sie nur durch Nebenverdienste ihre Familien unterhalten konnten. Da das Land arm war und kaum Soldaten unterhalten konnte (als Goethe dort ankam, gab es ca. 500 Soldaten, später als Minister verringerte er ihre Zahl auf die Hälfte), suchte die verwitwete Herzogin nach einer Möglichkeit, auf das Ländchen aufmerksam zu machen und beschloss, berühmte Dichter und Denker nach Weimar zu holen und ein Theater zu begründen. Als vorausschauende Frau sorgte sie dafür, dass ihre beiden Kinder eine besondere Ausbildung bekamen, indem sie anerkannte Literaten an den Hof holte. 1763 folgte der Schriftsteller Johann Karl August Musäus ihrem Angebot (später Hauptlehrer am Gymnasium der Stadt und neun Jahre später gelang es ihr, den bedeutendsten deutschen Dichter der damaligen Zeit, Christoph Martin Wieland (zunächst für 3 Jahre) als Erzieher ihres heranwachsenden Sohnes zu verpflichten. So entstand der Weimaraner „MUSENHOF“, denn Wieland zog es nach den vereinbarten drei Jahren nicht mehr aus Weimar fort, und sein Name zog weitere Dichter in die Stadt.

Anna-Amalia versuchte, durch eine kluge Heiratspolitik im Stil der damaligen dynastischen Kombinationen dem Land und ihrem Sohn Karl-August bessere Bedingungen zu verschaffen. Es gelang ihr, eine der 5 Darmstädter Prinzessinnen, die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt als Partie zu gewinnen. Die anderen Darmstädter Schwestern hatten teilweise anspruchsvoller geheiratet (eine in das russische Zarenhaus, eine in das preußische Königshaus). Luise war bisher verschmäht worden, weil sie ebenso wie Anna-Amalia wenig ansehnlich war, nämlich hager, aufgeschossen und prude. Auf der Reise zu seiner Vermählten machte er Station in Frankfurt am Main, lernte dort Goethe kennen und lud ihn nach Weimar ein.

Als die Franzosen im Kriegsjahr 1806 Weimar besetzen, plünderten sie Stadt und Schlösser. Im Witumspalais Ettersburg leerten die Franzosen den Weinkeller der Herzogin Anna Amalia und richteten im Schloss Tiefurt solch unermesslichen Schaden an, dass die Herzogin nach der Rückkehr ihren geliebten Wohnsitz als Wüstenei vorfand und wenige Monate nach ihrer Rückkehr verstarb.<sup>29</sup>

Aber auch bezüglich Anna Amalia beginnt die neuere Forschung, ein weniger idealistisches historisches Bild zu zeichnen. Dafür sei nachfolgender Zeitungsartikel als Beispiel angeführt:

### **Eine Lebensbeschreibung Anna Amalias auf neuer Grundlage<sup>30</sup>**

<sup>28</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 102.

<sup>29</sup> Article publié dans la revue ATALA, n° 9, mars 2006 : La France et l'Allemagne. Hubert Amft : Weimar und die „Grande Nation“. Versuch einer Chronik der Beziehungen.

<sup>30</sup> Besprechung des Buches von Leonie und Joachim Berger, „Anna Amalia von Weimar – Eine Biografie“, München: C.H. Beck-Verlag, 2006, 298 S., von Michael Knoche in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. 04. 2007, Nr. 92, S. 34

Ihr Leben war geprägt durch Gegensätze: Stärkste Herausforderungen in jungen Jahren, als sie nach dem frühen Tode ihres Gatten - noch nicht volljährig - die Regentschaft in Sachsen-Weimar-Eisenach übernehmen musste, und Verurteilung zur Tatenlosigkeit, als sie sich mit sechsunddreißig Jahren zugunsten ihres Sohnes Carl August von den Regierungsgeschäften zurückziehen hatte. Doch hinterlässt sie in der zweiten Hälfte ihres Lebens nicht weniger starke Eindrücke bei den Zeitgenossen und Nachgeborenen als in der ersten. Anna Amalia stirbt in der Epoche der Napoleonischen Kriege, am 10. April 1807. Goethe verfasst einen Nekrolog, der von den Kanzeln des Herzogtums verlesen wird und die Nachwirkung ihres "bedeutenden" Lebens vorzeichnet.

Leonie und Joachim Berger haben Recht, wenn sie in der Einleitung ihrer Biographie beklagen, in Anna Amalias Bild seien viele Valeurs und Schattierungen übermalt. In der Tat gibt es die verklärten Lebensbeschreibungen bis in jüngere Veröffentlichungen hinein. Gerne wurde ihre Geschichte als stringenter Lebensplan erzählt, der auf die Begründung des Weimarer Musenhofes hinauslief. Erst als Joachim Berger im Jahr 2003 seine fast siebenhundert Seiten starke Dissertation vorlegt, bekommt die Anna-Amalia-Forschung eine neue Grundlage: "Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739-1807) - Denk- und Handlungsräume einer ‚aufgeklärten‘ Herzogin", lautet der Titel. Auf einer breiten Quellenbasis, die nicht nur Anna Amalias eigenhändige Aufzeichnungen akribisch auswertet, sondern auch zahlreiche ungedruckte Briefwechsel aus ihrem Bekanntenkreis bis hin zu Nuntiaturberichten des Vatikans berücksichtigt, schildert er die Konflikte zwischen Anna Amalias persönlichen Interessen und den zeitgenössischen Erwartungen an eine Fürstin des Hochadels.

Wie schon in der Dissertation wollen die Autoren nun in ihrer auf ein breites Publikum ausgerichteten Lebensbeschreibung nur das erzählen, was sie mit Dokumenten belegen können. Dabei wird eine Fülle neuer Fakten mitgeteilt, die das Bild der Herzogin vielschichtig und nicht immer sympathisch erscheinen lassen. Ihr Leben wird in den Kontext des gesellschaftlichen Regelsystems gestellt, dem Anna Amalia unterworfen war. Das zeichnet das Buch vor allen bisherigen Biographien aus: Die Autoren wissen nicht nur etwas von ihrer Hauptperson, sondern auch von ihrem historischen Umfeld.

Viele neue Feststellungen enthalten etwa die Passagen, in denen die Erziehung der beiden Söhne geschildert wird. Diese war keineswegs Privatsache der Mutter, sondern eine wichtige Staatsangelegenheit, weil es um den Fortbestand der Dynastie ging. Als Anna Amalia 1763 ihre Söhne zum ersten Landtag ihrer Obervormundschaft nach Eisenach mitnehmen wollte, musste sogar ein Gutachten der medizinischen Fakultät der Universität Jena eingeholt werden, das die Unbedenklichkeit bescheinigen sollte. Die Söhne blieben zu Hause. Dreimal wurde im Geheimen Consilium und schließlich vor den Landständen die Frage diskutiert, ob die Prinzen gegen die Pocken geimpft werden sollten. Nach seiner Konfirmation entschied sich Carl August 1771 selber zur Impfung, die damals in der Tat noch gefährlich war. Ein allgemeines Kirchengebet begleitete den Vorgang. Minutiös nachgezeichnet werden die Konflikte um das Bildungsprogramm des verantwortlichen Erziehers Eustach von Görtz. Auch das von Anna Amalia mit zu verantwortende Lebensdrama des zweiten Sohnes Constantin, der nie eine ihm passende Rolle finden konnte, wird mit vielen bisher unbekanntem Details geschildert.

Das Verhältnis der Herzogin zu Wieland wurde bisher zu einseitig als konfliktfrei gedeutet. Zwar engagierte sie ihn 1772 zu äußerst vorteilhaften Konditionen und offenbarte ihm ihre Sorgen und Wünsche schon früh sehr offenherzig, aber sie hielt ihn nach dem großen Erfolg seiner deutschsprachigen Oper "Alceste" doch rigoros vom Hoftheater fern. Sein Stück, vor allem die Musik dazu von Schweitzer, betrachtete sie als Einmischung in eine ihr vorbehaltene Sphäre. Das können die Autoren anhand des unveröffentlichten Briefwechsels der Eheleute von Görtz zeigen. Diese Quelle ist auch für die zunehmende Entfremdung zwischen Anna Amalia und ihrem erstgeborenen Sohn ergiebig.

Ins Reich der Legenden der älteren Biographik gehört jetzt auch die Behauptung, dass Anna Amalia ihrem Sohn ein schuldenfreies Land übergeben habe. Mitnichten, das kleine Land befand sich in einer großen Finanzkrise, die der Schlossbrand von 1774 noch dramatisch verschärfte. Bei der Bewertung muss man allerdings in Rechnung stellen, dass sie bei ihrem Amtsantritt auch einen riesigen Schuldenberg aus der Zeit ihres Schwiegervaters vorgefunden hatte und der Siebenjährige Krieg für den Abbau von Verbindlichkeiten keine günstige Zeit war. Über die Finanzen orientieren uns die beiden Biographen anhand der Schatullrechnungen generell sehr präzise.

Besonders ergiebig ist die Beschreibung von Anna Amalias Italienaufenthalt in den Jahren 1788 bis

1790. Es wird verständlich, warum Anna Amalia den Besuch von Neapel in ihren privaten Aufzeichnungen als den glücklichsten Zeitpunkt ihres Lebens bezeichnet hat. Noch kurz vor ihrer Rückkehr nach Weimar hatte Anna Amalia gehofft, die Leitung des Weimarer Hoftheaters übernehmen zu können. Aber Carl August übertrug den Neuaufbau eines professionellen Theaters Goethe. Noch schwerwiegender als diese Enttäuschung waren die Spannungen zwischen ihr und Goethe, die der Kotzebue-Streit von 1802 um eine Ehrung Schillers ausgelöst hat. Hier scheint sich auch in Fragen der Ästhetik eine tiefe Kluft zwischen Anna Amalia und Goethe aufzutun.

Während die ältere Anna-Amalia-Forschung den Rezipienten die Fürstin näher bringen wollte, rücken Leonie und Joachim Berger sie von uns weg. Dabei erliegen sie allerdings der Gefahr, ihren Gegenstand kleiner zu machen, als er ist, und am Ende völlig preiszugeben. Alle Widersprüche in ihrem Leben werden zu Anna Amalias Ungunsten interpretiert. Jede Formel, mit der man ihre Leistungen früher zu charakterisieren versucht hat (Begründerin des Musenhofs, Wegbereiterin der Weimarer Klassik), verfällt der Dekonstruktionslust der Autoren. Für sie ist Anna Amalia nur noch eine Fürstin unter vielen im Alten Reich. Das stimmt den Leser nach langen und durchaus aufschlussreichen Lektürestunden unfroh. Haben die Autoren ihr Werk nur geschrieben, um einen Kontrapunkt zur bisherigen Forschung zu setzen? Dann hätte es mit der Dissertation von Joachim Berger sein Bewenden haben können. Sollte die Person, die damit begonnen hat, die literarische Prominenz nach Weimar zu holen, in keiner Weise selber Verdienste haben?

Auch wenn man annehmen muss, dass Anna Amalia keinen Plan verfolgt hat, als sie Wieland als Lehrer für ihren erstgeborenen Sohn nach Weimar berufen hat, so wie sie in der Zeit ihrer Regentschaft auch den Literaten Johann Carl August Musäus, Carl Ludwig von Knebel und Christian Joseph Jagemann ein Amt gegeben hat (Johann Joachim Christoph Bode kam auch ohne eine Anstellung), ist doch das Ergebnis entscheidend: Anna Amalia hat eine Kettenreaktion in Gang gesetzt, Weimar wurde nach und nach ein attraktiver Ort für die geistige Elite der Zeit. Die Autoren wollen nur Tatsachen sprechen lassen, aber sie ignorieren die Wirkungen. Als sich Anna Amalia nach 1775 auf ihren Sommerresidenzen Ettersburg und Tiefurt der Kunst widmete, ein Liebhabertheater begründete, Konzerte aufführte und das "Journal von Tiefurt" herausgab, trafen sich Welt und Geist bei ihr. Kann man ihre Rolle als Förderin der Künste mit dem Argument leugnen, sie habe in jener Zeit eigentlich nur den Kammermusiker Johann Friedrich Kranz mit insgesamt 1350 Reichstalern mäzenatisch unterstützt? Vielleicht hat sie den Künstlern tatsächlich nur eine Tasse Tee ausgeschenkt, aber sie hat sie eingeladen und ihnen ein Forum für ihre Ideen gegeben.

Anna Amalia hat das Etikett einer "Musenfreundin", das ihr von Zeitgenossen (und Nachgeborenen) gerne angeheftet wurde, akzeptiert. Aber das ist nicht verwerflich. Es spricht nichts dafür, dass sie ihre eigene Rolle überschätzt hätte. Sie hat sich immer als Dilettantin gesehen. Für eine nicht-regierende adlige Frau des achtzehnten Jahrhunderts, zumal für eine Witwe, gab es kein riesiges Spektrum an positiven weiblichen Rollenmustern. Sie hatte anders als die gelehrten Männer um sich herum keine große Wahl.

Unbefriedigend bleiben auch die spärlichen Bemerkungen zur Bibliothek. Anna Amalias großes Verdienst besteht darin, der schon 1691 gegründeten Herzoglichen Büchersammlung durch die Zuweisung eines eigenen neuen Gebäudes faktisch eine vom Hof unabhängige Existenz gegeben zu haben. Die Büchersammlung wurde nach ihrem Umzug 1766 in das heute noch genutzte Gebäude mit dem Rokokosaal allen gebildeten Einheimischen und Fremden geöffnet und entwickelte sich immer mehr zu dem unverzichtbaren literarischen Zeughaus, aus dem die Weimarer Schriftsteller für ihre Arbeit schöpften. Die Autoren gehen mit der Bemerkung "Wie stark sie (Anna Amalia) sich persönlich für die Hofbibliothek engagierte, wissen wir aber nicht" über das Thema hinweg. Es gibt durchaus Belege für Anna Amalias aktives Interesse an der Bibliothek. Selbst wenn es diese nicht gäbe, würde es die Herzogin genügend auszeichnen, dass sie ihre Regierung bevollmächtigt hat, die Reorganisation der Bibliothek auf den Weg zu bringen und beträchtliche Kosten dafür aufzubringen.

Die Autoren geben sich positivistischer, als sie sind. Aus den spärlichen Belegen für die ganz persönlichen Handlungsmotive ihrer "Zentralperson" ziehen sie doch den Schluss, dass sich Anna Amalia "auch aus Langeweile und dem Streben nach Prestige mit den Künsten beschäftigt hat". Goethe hat sich ein solches Urteil nicht angemaßt und lange nach ihrem Tod nur von Anna Amalias "indefiniblen Wesen" gesprochen. Aber selbst wenn diese innersten Antriebe richtig identifiziert sein sollten, kommt es in der Bewertung doch auf die Taten an, und diese sind geschichtlich und kulturgeschicht-

lich bedeutsam geworden. Anna Amalia bleibt eine große Figur des Ereignisses Weimar.

## 2. Erbprinz und Herzog Karl August

Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, geboren 1758, kam mehr auf seinen Großvater heraus. Der Erbprinz war auch eine ganz andere Natur als seine Mutter, seine Frau und auch als Goethe. Er war sehr lebhaft, willensstark und besaß eine schnelle Auffassungsgabe, war von Anfang an im Bewusstsein aufgewachsen, der künftige Fürst zu sein und war stolz bis hin zur Anmaßung und in jungen Jahren einschwieriger Zögling.<sup>31</sup>

Im Jahre 1762 berief Anna Amalia als Prinzenerzieher den adeligen Rechtsgelehrten Graf Johann Eustachus von Schlitz, genannt Goertz. Schnell entwickelte sich ein enges Vertrauensverhältnis zwischen dem Zögling und Graf Goertz, der besonders am Geschichtsunterricht Interesse zeigte. Der Mutter wurde dieses enge Verhältnis bald etwas unheimlich, befürchtete sie doch eine Entfremdung ihres Sohnes von ihrem Einfluss. Deswegen stellte zusätzlich zur Erziehung durch Graf Goertz den Dichter Christoph Martin Wieland als Erzieher des jungen Prinzen ein.

Er war als junger Herzog ein unbändiger, vergnügungssüchtiger Mann mit immer noch knabenhaften Wesenszügen. Er war relativ klein, stämmig, mit kurzem Kopf, einer fester Nase und kräftigem Kinn. Sein Gesicht hatte nichts Fürstlich-Vornehmes. Er sah eher wie einer seiner Förster und Jäger aus, mit denen er naturburschenhaft umher streifte. Er war derb und einfach in seinen Neigungen. Geistige Interessen hatte er wenige. Er liebte hauptsächlich die Jagd, das Militär und die Weiber (Friedenthal, S. 181), besonders derbe Dorfmadchen, mit denen er eine beträchtliche Anzahl von Kindern hatte. Die Söhne dieser Liebes-Abenteuer wurden alle unter die Förster und Jäger gesteckt. Man erkannte sie daran, dass der Herzog zu seinen Söhnen „Du“ sagte, während er die anderen mit „Er“ titulierte (R. Friedenthal, S. 180 – 185).

Karl August wurde von Wieland im Sinne der Aufklärung unterrichtet, u. a. auch in den Fächern Psychologie, Naturrecht, Staatsökonomie und Polizeiwissenschaften. Aber der Erbprinz sollte auch charakterliche Fortschritte machen, denn er wurde als „derb, polternd und leidenschaftlich, mehr Jäger und Soldat als Hofmann und Diplomat“ beschrieben. Am 3. September 1775 übernahm Karl August die Regierung.

Der Herzog rauchte unmäßig, seine Pfeife ging nie aus. Er war ständig von seinen Jagdhunden umgeben, die er auch in das eheliche Schlafzimmer mitnahm. Wenn seine Hundemeute plötzlich in den Damensalon von Luise hereinstürme oder wenn seine Hunde die zu einem Empfang aufgestellten Diplomaten über den Haufen rannten, war seine Frau Luise tagelang beleidigt und war das Gespött an anderen Fürstenhöfen. Karl August entflohe der offiziellen Fürstenwohnung, wann er nur konnte, hetzte auf Parforcepferden durch das Land, badete mit seinen Freunden nackt im Fluss oder übernachtete gerne im Freien.<sup>32</sup>

Goethe verband mit dem jungen Herzog rasch eine sehr enge Freundschaft. In einem Gespräch mit Johann Peter Eckermann, seinem späteren Privatsekretär, zeichnete Goethe am 23. Oktober 1828 rückschauend (und wie oft bei Goethe geschönt) ein Charakterbild des Herzogs Karl Augusts: *„Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam, aber schon damals zeigten seine Keime und Knospen, was einst der Baum sein würde. Er schloss sich bald auf das innigste an mich an und nahm an allem, was ich trieb, gründlichen Anteil. Daß ich fast zehn Jahre älter war als er, kam unserem Verhältnis zugute. Er saß ganze Abende bei mir in tiefen Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur und was sonst allerlei Gutes vorkam. Wir saßen oft tief in die Nacht hinein und es war nicht selten, dass wir nebeneinander auf meinem Sofa einschliefen. Fünfzig Jahre lang haben wir es miteinander fortgetrieben, und es wäre kein Wunder, wenn wir es endlich zu etwas gebracht hätten. Er war wie ein edler Wein, aber noch in gewaltiger Gärung. Er wußte mit seinen Kräften nicht wo hinaus und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse, und bergauf bergem sich tagelang, abarbeiten, und dann nachts unter freiem Himmel kampieren, etwa bei einem Feuer im Walde, das war nach seinem Sinne. Ein Herzogtum geerbt zu*

<sup>31</sup> Friederike Schmidt-Möbus, S. 104.

<sup>32</sup> G. Müller und J. Maatsch, S. 30.

*haben, war ihm, nichts, aber hätte er sich eins erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen".*<sup>33</sup>

In den wohlgesetzten Worten des alten Goethe klingt das freilich ein wenig harmloser, als es wirklich war. Denn womit die beiden sich oftmals die Zeit vertrieben, das war gelebter Sturm und Drang reinsten Wassers.

Karl August neckte und ärgerte gerne andere, wobei die Opfer seiner Späße die fürstliche Würde respektieren mussten, denn die Standesschranken ließen keinen Widerstand gegen die spätpubertären Aktionen des jungen Herzogs zu. Arrogant und zügellos bis zur Gewalttätigkeit und mit kindischer Freude an dem angerichteten Schaden amüsierten sich der Herzog und sein Dichter oft auf Kosten anderer, das heißt auf Kosten Untergebener. Seine Standesgenossen vermissten lebenslang an Karl August das fürstliche Auftreten (Friedenthal, S. 188).

Ein Beispiel für die makabren Späße des Herzogs findet sich bei Schmidt-Möbius.<sup>34</sup>

Der Weimarer Buchhändler, Schriftsteller und hohe Hofbediensteter (Finanzverwalter der herzoglichen Schatulle), war schon ein reifer Mann, mehr als ein Jahrzehnt älter als sein Herzog, als er die "Gärung" des „edlen Weins“ gleich von zwei Fässern vor Augen geführt bekam. Der Altphilologe und Pädagoge Karl August Böttiger, ein enger Freund Wielands und intimer Feind Goethes, liefert den Bericht von den unheimlichen Besuchern, die dem erst seit wenigen Wochen vermählten Ehepaar Bertuch die erste Nacht im neuen Heim sehr gründlich verdarben.

*Bertuch war, als die Genieperiode grassirte, immer das Stichblatt des Spottes bey den Genies und dem Herzog und hieß der Spießbürger. An eben dem Abend, wo er seine Frau zuerst nach Weimar in sein Logis gebracht hatte, erhielt er noch vom Herzog Göthe einen Besuch. Der Herzog debütierte damit, daß er gehört habe, er habe sich verteufelt spießbürgerlich eingerichtet, einen prächtigen Nachtstuhl machen lassen, und triebe großen Luxus. Er müsse doch also sehen, was daran sey. Sogleich, fielen ihnen ein paar neue Spiegel ins Auge, die er mit seinem Hieber [schwerer Degen] zertrümmern wollte, sich aber doch, als Bertuch vorstellte dass er sie auf des Herzogs Unkosten noch einmal so kostbar abschaffen würde, zureden ließ, und mit der Äußerung abstand, dass man die Spiel um der Frau willen lassen müsse...Endlich hieb und stach er in die neuen Tapeten, weil dieß verflucht spießbürgerlich sei, dass man die nackten Wände überkleistern wollte. Die junge Ehefrau schlich sich, wie vom Donner gerührt, über diese Behandlung davon. Bertuch verbiß seinen Ärger, ward aber einige Tage darauf sterbenskrank. Als der Arzt von Todesgefahr sprach, kam der Herzog noch um Mitternacht um gleichsam Abbitte zu thun, und Göthe ging mit Tränen aus der Kammer, und drückte der tief gekränkten Frau die Hand mit den Worten: sie habe einen harten Anfang.*

Vielleicht wollte sich der Herzog an den sparsamen Hofbeamten rächen und benutzte als Alibi für seinen üblen spätpubertären Besuch die Anordnungen seiner Mutter gegen zu großen Luxus. Erstaunlich ist nur, dass sich Goethe, fast 10 Jahre älter als der Herzog, an diesem üblen Scherz beteiligte und seine nachträglichen Tränen wirken wenig überzeugend.

Dass dieses Verhalten, auch die Distanziertheit von Karl August gegenüber seiner Frau Luise, ein Protestverhalten infolge der strengen, überreglementierten Erziehung des jungen Prinzen durch den von Anna Amalia vor Wieland beauftragten Johan Eustach von Schlitz, genannt Görtz, gewesen wäre<sup>35</sup>, erscheint wenig wahrscheinlich.<sup>36</sup> Karl August kam offensichtlich auf seinen noch wilderen Großvater heraus.

Die Voraussetzungen für eine harmonische Ehe mit der hageren, pruden Luise waren also von Anfang an ungünstig. Aber sie hatte etwas Geld, politische Verbindungen und Ansehen mit in die Ehe gebracht und das war damals wichtig.

<sup>33</sup> Nach Schmidt-Möbius, S. 123.

<sup>34</sup> Nachfolgend nach Schmidt-Möbius, S. 123f.

<sup>35</sup> Wie das G. Müller u. J. Maatsch, S. 27, vermuten.

<sup>36</sup> Der ganze, sonst sehr gründlich recherchierte Aufsatz lässt aber eine einseitige Tendenz zur Erklärung über soziale Prägungen erkennen; Erbe und Umwelt, nicht nur Umwelt, haben in der Geschichte gewirkt.

Später hatte der Herzog offen Mätressen. Auch unter den Sängerinnen, Schauspielerinnen und Tänzerinnen des Hoftheaters suchte er sich Liebschaften. So hat der Herzog z. B. eine junge Kammer-sängerin Louise geschwängert, die dann später der 54-jährige Knebel zu seiner Ehefrau machte<sup>37</sup>. Zuletzt noch in fortgeschrittenen Jahren wählte er sich eine Schauspielerin vom Weimarer Theater mit Namen Karoline Jagemann zur Mätresse, die er später zur halb-offiziellen Nebengattin erhob (mit Duldung seiner Frau Luise), nachdem er ihr den Titel einer Frau von Heygendorff und ein Rittergut verliehen hatte. Die Söhne, die sie ihm gebar, steckte er nicht unter die Förster und Jäger, sondern sie wurden in den Weimaraner Adel aufgenommen. Diese Schauspielerin Karoline war auf ihre Stellung so stolz, dass sie demonstrativ in der Öffentlichkeit den wertvollen Halsschmuck trug, den ihr der Herzog geschenkt hatte. Sie fühlte sich bald so sicher, dass sie ungeniert ihren fürstlichen Liebhaber am Fenster erwartete und ihm, wie man noch lange in Weimar erzählte, mit dröhnender Bühnenstimme entgegen rief: August, kommst du endlich (R. Friedenthal, S. 415f).

Trotz seiner geringen kulturellen Interessen begriff der Herzog aber, dass eine Ansammlung berühmter Dichter und Wissenschaftler in Weimar das Ansehen des Kleinstaates an hob und setzte deswegen die „Politik des Musenhofes“ seiner Mutter fort. U. a. deswegen holte er auch den jungen Goethe nach Weimar. Bei den Berufungen berühmter Persönlichkeiten ließ er sich wiederum von Goethe beraten. Goethe sorgte z. B. dafür, dass die Stelle des protestantischen Generalintendanten mit Johann Gottfried Herder besetzt wurde.

Ein Gemeinschaftswerk Goethes und Karl Augusts war es, die damals wenig angesehene Jenaer Universität vor dem Untergang zu bewahren. Die Universität Jena war noch Anfang der achtziger Jahre eine Universität der einfachen Leute, eine zweitklassige Institution. Sie führten deswegen neue Fächer ein, wie z.B. Chemie und Botanik, und beriefen junge Wissenschaftler als außerordentliche Professoren an die Universität, z. B. Friedrich Schiller für Geschichte.

Da der Herzog Karl-August sich neben der Jagd für das Militär interessierte, aber kein Geld für Soldaten hatte, übernahm er später als General in preußischem Dienst ein Regimentskommando (in Halle ?), hatte aber keine besonderen Erfolge als Kommandeur, weder unter den Preußen noch später unter Napoleon. Aber je länger er dieses auswärtige Kommando ausübte, desto öfter war er später außer Landes und regierte es deswegen auch immer länger von außerhalb.

Als 1806 Preußen Frankreich den Krieg erklärte, diente Karl August als preußischer Regimentkommandeur im preußischen Heer gegen Napoleon. Doch er unterschätzte die Geschwindigkeit der preußischen Truppen und konnte nur noch von weitem das brennende Weimar betrachten. Glücklicherweise setzte sich seine Frau Luise, die Napoleon positiv beeindruckte, bei Napoleon für das Herzogtum ein und sie durften es behalten. Dann wurde Karl August Rheinbundfürst, also Verbündeter Napoleons, und zur Zeit des Russlandfeldzugs 1812 französischer General, auch noch bis zur Völkerschlacht bei Leipzig. Erst als die ersten Russen nach dem Sieg bei Leipzig in Weimar einrückten, wechselte er die Fronten und trat in russischen Dienst. Beim Wiener Kongress beeindruckte Karl August nicht durch gesellschaftliche Talente, sondern fiel eher durch sein burschikoses Wesen auf, als der Altbursche, wie man ihn nannte. Aber er hatte bei der Länderneuordnung und beim Länderschaacher die wichtige Karte, dass sein Sohn mit einer Zarentochter verheiratet war. Das Land Sachsen-Weimar-Eisenach wurde um die Hälfte vergrößert und Karl August durfte sich jetzt Großherzog und Königl. Hoheit nennen.<sup>38</sup> Er gründete jetzt an Stelle des „Conseils“ ein offizielles Staatsministerium und Goethe wurde nun offizieller Staatsminister für die Oberaufsicht über die Anstalten für Wissenschaft und Kunst mit einer dazu gehörenden Gehaltserhöhung<sup>39</sup>.

In der folgenden Zeit entschloss sich Karl August entgegen der vorherrschenden Restaurationspolitik für die konstitutionelle Monarchie. Er sorgte dafür, dass ein „Grundgesetz über die landständische Verfassung des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach“ verabschiedet wurde, in welchem Pressefreiheit und freie Meinungsäußerung verankert waren. Karl August nahm dieses Gesetz außerordentlich ernst, zumindest für die damalige Zeit, und ließ auch Kritik am Herzog zu<sup>40</sup>. Selbst 1815,

<sup>37</sup> N. S. Damm, S. 480.

<sup>38</sup> S. Friedenthal, S. 531.

<sup>39</sup> N. Friedenthal, S. 531.

<sup>40</sup> Woher der Herzog diese an sich lobenswerte Reformauffassung hatte, ist unklar. Goethe hat sich ihm gegenüber gegen zu viel Freiheit und Liberalismus ausgesprochen. Stand hinter diesem „Fort-

bei der Gründung der deutschen Burschenschaften in Jena schritt er nicht ein. Erst als der Student Karl Ludwig Sand den Theaterdichter August Kotzebue, der die Burschenschaften kritisiert hatte, ermordete, sah sich der Herzog gezwungen, die Karlsbader Beschlüsse umzusetzen und somit die Pressefreiheit und die Freiheit der Universitäten stark einzuschränken. Karl August starb am 14.6.1828 im Alter von 71 Jahren in Graditz bei Torgau.

### 3. Der jüngere Bruder Friedrich Ferdinand Constantin

Der jüngere Sohn Constantin von Anna Amalia war anders als sein älterer Bruder, war verträumt, introvertiert und freundlich, beim Lernen träg und unambitioniert.<sup>41</sup> Er kam bezüglich seiner Anlagen wohl mehr auf seinen früh verstorbenen Vater heraus. 1773 wurde als sein Haupterzieher Knebel bestimmt. Um Constantin haben sich Graf Goertz und Wieland als Prinzenenerzieher kaum gekümmert.<sup>42</sup>

Während Karl August begann bald auf eigenen Füßen zu stehen begann, machte sein Bruder Constantin der Mutter vorwiegend Sorgen. Er residierte mit seinem Erzieher Knebel im Tiefurter Gutspächterhaus, wo er sich künstlerischen Neigungen hingab, musizierte, malte und dichtete. Mit der aus einer wenig vermögenden Familie stammenden Caroline von Ilten hatte er eine Liaison, aber Anna Amalia akzeptierte diese Verbindung nicht, aus der ihrer Ansicht nach nur „Bettelprinzen“ hervorgehen könnten. Im Jahre 1781 ging Constantin Begleitung des Legationsrates Albrecht auf seine eigene Kavaliertour, eine längere Reise in nach Schweiz, Italien, Frankreich und England, bei der er u. a. Zürich, Paris und London bereiste. In London trennte er sich von seinem Begleiter Jetzt war er dem Einfluss seiner Mutter endgültig entzogen und das nutzte er nach Kräften aus. Als er nach zwei Jahren zurück nach Weimar kam, hatte er eine Engländerin und eine Französin bei sich. Beide waren schwanger. Der ganze Hof war empört und Anna Amalia war außer sich. Um einen noch größeren Skandal zu vermeiden, wurden beide Damen finanziell großzügig entschädigt und samt Constantins Nachwuchs außer Landes komplimentiert.<sup>43</sup>

Constantin nahm als Generalmajor ab 1792 am Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich teil, erlag aber 1793 einer Typhuserkrankung. Ihm wurde im Park von Tiefurt ein Denkmal mit einer Inschrift gesetzt.

Bei de.wikisource.org heißt es zu Constantin:

**Constantin Friedrich Ferdinand**, zweiter Sohn des Herzogs Friedrich August Constantin und der Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar, wurde nach des Vaters Tode am 8. Sept. 1758 zu Weimar geboren und starb zu Wiebelskirchen am 6. Sept. 1793. Nachdem die Herzogin auf die Erziehung dieses Prinzen und seines ungleich befähigteren Bruders Karl August die größte Sorgfalt verwandt und beiden nicht allein die tüchtigsten Lehrer, unter denen Wieland, gegeben, auch das Erziehungsgeschäft dem vorzüglichen Grafen Eustachius v. Görz aufgetragen hatte, wurde Prinz C. für die militärische Laufbahn bestimmt, während Karl August als der ältere der Regierung seinem Vater in der herzoglichen Würde nachfolgte. Als Führer Constantins wurde 1774 der damalige preußische Hauptmann Karl Ludwig v. Knebel gewonnen, dem es freilich unter den gegebenen Verhältnissen, namentlich bei dem in sich gekehrten Wesen des Prinzen, der dem geistig bewegten und für ihn zu geräuschvollen weimarischen Hofleben sich gern verschloss, nicht glückte, raschen Schrittes auf das angestrebte Ziel loszusteuern. Nachdem die Erziehung beider Prinzen beendet war, begaben sie sich auf Reisen nach Frankreich; nach der Rückkunft übernahm Karl August die Regierung und vermählte sich bald darauf, während C. in dem nahem Tiefurt residierte, um dessen Anlagen er sich in höchstem Maße verdient [452] gemacht hat. C. erstrebte die Gründung eines stillen seinen Neigungen angemessenen Familienlebens, wobei er frühe, da seine Wahl nicht standesgemäß ausfiel, zu dem weimarischen Hofe in einen starken Gegensatz geriet, der sich nur durch die gänzliche Entfernung des Prinzen aus den bisherigen Kreisen seiner Wirksamkeit, heben ließ. Die Absicht, im Holländischen Militärdienste zu nehmen, ließ sich nicht verwirklichen; desto lebhafter wurde von den Seinigen, zu denen C. trotz alledem in einem liebevollen Verhältnisse stand, der Plan einer längeren Rei-

---

schriftsherzog“ der Einfluss seiner Geliebten Jagemann? Siehe auch Friedenthal S. 533 über die Reformen in Sachsen-Weimar.

<sup>41</sup> N. Schmidt-Möbus, S. 104.

<sup>42</sup> N. Schmidt-Möbus, S. 106

<sup>43</sup> Dieser Abschnitt überwiegend n. Fr. Schmidt-Möbus, S. 128 und de.wikisource.org (s. nachfolgend).

se lebhaft begrüßt. 1781 begab er sich mit dem Legationsrat Albrecht nach der Schweiz, Italien, Frankreich und England; hier in London trennte sich der Prinz plötzlich von seinem Begleiter, indem er durch sein nicht standesgemäßes Verhältnis zuerst zu einer Französin, späterhin zu einer Engländerin die Gemüter seiner Angehörigen in höchstem Maße beunruhigte und sich selbst schwere Verlegenheiten bereitete.. Der Ausgleich fand statt, als C. nach längerer Erwägung 1784 in die kursächsische Armee eintrat, ohne jedoch eine innere Befriedigung dabei zu finden. Seine Absicht, dieselbe schon 1785 mit der preußischen zu vertauschen, vereitelte sein Bruder Karl August aus Rücksicht gegen Kursachsen. C. blieb daher in der bisherigen Stellung, die ihn 1793 mit den sächsischen Truppen ins Feld führte, wo ihn sehr bald der Tod hinwegnahm, nachdem ihn eine heftige, aber vernachlässigte Ruhrkrankheit befallen hatte, nach deren Beseitigung er einem Nervenfieber erlag, dem seine ohnehin zarte Natur keinen Widerstand entgegensetzen konnte. - Constantins voller Werth, den er trotz einzelner Verirrungen, welche an Ausdehnung und Schärfe durch die gegebenen Verhältnisse gewannen, behauptete, lässt sich nur durch eine eingehende Biographie veranschaulichen, zu der das Material noch nicht flüssig ist. Von seinen Briefen ist kaum mehr als ein einziger bekannt; sie zeichnen sich aber sämtlich durch Herzlichkeit und ein weiter gehendes Interesse aus, als man bis jetzt vermuten kann. (nach: Burkhardt in Westermann's Monatsheften Februar 1865: Karl Augusts Jugend und Erziehung. - Düntzer, Aus Goethe's Freundeskreise S. 467, möglichst erschöpfend, doch nicht ohne kleine verzeihliche Unrichtigkeiten.

(wird weitergeführt)

#### **4. Höfische Vergnügungen in Weimar**

Die breit gefächerten kulturellen Interessen der Regentin Anna Amalia schlossen natürlich auch das Theater mit ein. Aber 1769 traten reisende Schauspielergruppen in der Stadt auf. Da es erst ab 1790 ein festes Theaterhaus gab, spielten sie im Reithaus. Als Goethe 1775 nach Weimar kam, wurde bald ein Liebhabertheater gegründet, in dem auch die Mitglieder der höfischen Gesellschaft und auch Goethe auf die Bühne traten. Ab 1776 spielte dieses Liebhabertheater im Redoutenhaus des ehemaligen Hofjägers Hauptmann an der Esplanade, im Sommer auch im kleinen Theatersaal der bis 1781 als herzogliches Refugium dienenden Ettersburg oder auch unter freiem Himmel im Park. Kennzeichnend für die Aufgeschlossenheit der Herzogin war, dass mit ihrer Zustimmung bevorzugt deutschsprachige Theaterstücke eingeübt und gespielt wurden und die damals bestimmende französische Theatertradition zurück trat. War bisher die Tragödie mit handelnden fürstlichen Hauptpersonen die in höfischen Kreisen bevorzugte Theatergattung gewesen, so wurden in Weimar schon früh Stück des bürgerlichen Theaters aufgeführt, z.B. Lessings Werke. 1773 wurde in Weimar die erste deutschsprachige Oper aufgeführt, die „Alceste“ von Wieland. Das Theater stand bei freiem Eintritt an 3 Tagen in der Woche mit volksbildenden Absichten auch den Bürgern offen. Bei den Montagsgesellschaften und anderen gesellschaftlichen Anlässen wurden die – teuren - Modegetränke Kakao, Kaffee und Tee und süße Schokolade gereicht. Bereits ab 1737 gab es bereits in Weimar einen öffentlichen Kaffee-Ausschank, allerdings konnten sich Bürger solch ein Kaffeegetränk noch nicht leisten, erst gegen Ende des 18. Jhs. sanken die Preise auf ein erträglicheres Niveau. Anna Amalia war eine leidenschaftliche Tänzerin, so dass sie öfter relativ prunkvolle Feste, Bälle und Maskeraden veranstaltete.

Im Winter wurde das Eislaufen in Weimar schnell zu einem aufwendig betriebenen Vergnügen, an dem der ganze Hof teilnahm. In der Nähe der Stadtmauer wurde eine eben Wiese überflutet und abends wurde die Eisfläche mit Fackeln erleuchtet, Kohlepflanzen dienten zum Aufwärmen, Feuerwerke wurden abgebrannt, Diener servierten heißen Punsch, Gebäck und andere Leckereien, oft wurde das Laufen zum Maskenfest und sogar Bälle wurden auf dem Eis abgehalten.<sup>44</sup>  
(wird fortgeführt)

## **XII. Goethe als Mensch**

Hier muss vorausgeschickt werden, dass sich Goethe in seinen vielen Briefen und Gesprächen bewusst so dargestellt hat, wie er und seine Handlungen von anderen gesehen werden sollten. Er war schon früh sein eigener systematischer PR-Mann. Goethe hat schon früh systematisch an seiner Le-

<sup>44</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 124.

gende gearbeitet, ja er hat es lebenslänglich geliebt, sich zu verkleiden und zu mystifizieren<sup>45</sup>. Deswegen hat er auch sorgfältig die zu seiner geplanten Legende passenden Briefe aufgehoben, die anderen Briefe und Dokumente jedoch verbrannt. Das erschwert eine objektive Biografie. Die bewundernde Goethe-Forschung hat sich schwer damit getan, dieses „hehre“ Goethebild zu relativieren und den realen Goethe dahinter darzustellen. Nur indirekt schimmern hinter diesem bewusst inszenierten idealen PR-Goethe, aus Berichten anderer und aus seinen Handlungen die dunkleren und manchmal sehr schäbigen Seiten seiner Persönlichkeit hervor. Goethe war sich selber dieser unterschiedlichen Ebenen seines Wesens bewusst und hat vielleicht sogar darunter gelitten. Denn in seinen Werken hat er die Menschen und ihren Umgang miteinander, gerade dann, wenn er aus eigenen Erfahrungsbereichen dichterisch schöpfte, meist so idealisiert dargestellt, wie er es eigentlich für sich als richtiges/ideales Verhalten empfand. Dieser von Goethe gefilterte und lückenhafte Quellenbestand ermöglicht oder erleichtert nun andere spekulative Interpretationen und Biografien jeglicher Richtung, so dass die Goetheforschung oft mit sehr gegensätzlichen und sogar kuriosen Hypothesen konfrontiert wird.

## **1. Wie sah Goethe aus?**

### **1.1. Goethe-Beschreibungen für seine Jugendzeit**

(wird nachgetragen)

### **1.2. Wie Goethe als Erwachsener beschrieben wird**

Ausführliche Personenbeschreibungen von Goethe aus den einzelnen Lebensabschnitten gibt es nach Gero von Wilpert<sup>46</sup> keine. Die erhaltenen Beschreibungen beziehen sich nur auf bestimmte Lebensabschnitte und für bestimmte Situationen, so dass sich die Angaben oft unterscheiden.

Einer der jungen Juristen (Hofrat Johann Christian Kestner) am Reichskammergericht in Wetzlar beschrieb Goethe u. a so: Der 23-jährige Goethe solle zwar nach dem Willen des Vaters die Juristerei in der Praxis kennen lernen, er habe aber mehr Interesse an Homer, Pindar und anderen gehabt... Er habe eine außerordentlich lebhaft Einbildungskraft. Er handele so, wie es ihm gefalle, ohne sich darum zu kümmern, ob es den anderen gefällt... Er hasse jeden Zwang... In seinem Verhalten sei vieles, was ihn unangenehm machen könnte... Nur bei Kindern und Frauenzimmer... sei er doch wohl angeschrieben. (n. Wikipedia,

Johann Wolfgang Goethe, S. 3). Goethe machte aber andererseits nach außen auch einen guten Eindruck: „Er ist groß und gut gewachsen, spricht viel, ist amüsant und lustig und originell“ (so der Prinz von Meiningen, n. Friedenthal, S. 176).

Der junge, gerade erwachsene Goethe war für die damalige Zeit relativ groß gewachsen, hatte aber etwas kurze Beine.<sup>47</sup> Vor Weimar bzw. vor seiner großen Italienreise scheint er ein mehr hagerer, scharfkantiger, etwas linkischer Apoll gewesen zu sein, spätestens ab seiner Rückkehr nach Weimar ein mehr fülliger, breitschultriger, selbstsicherer Mann. Er war etwa 174 cm groß, für seine Zeit also relativ groß gewachsen und von wohlproportionierter Statur (von hoher, schöner, kraftvoller, stattlicher, imponierender Statur, wie ihn die Zeitgenossen unterschiedlich beschrieben) später untersetzt mit einem imponierenden „Jupiterhaupt im Alter“.

Er hatte große, dunkelbraune, funkelnde und forschende Augen und ließ sich die mittelbraunen Haare ab der Weimarer Zeit in Locken brennen.<sup>48</sup> In der Jugend trug er relativ langes Haar, dann bis um 1800 im Haarbeutel gebündeltes Haar und zuletzt kürzer geschnittenes graues Haar. Er trug keine Perücke, keinen Zopf und keine Brille, wenn jemand zugegen war<sup>49</sup>.

<sup>45</sup> So Friedenthal, S. 512.

<sup>46</sup> Nachfolgend weitgehend nach Gero von Wilpert

<sup>47</sup> N. Friedenthal, S. 533.

<sup>48</sup> S. Friedenthal, S. 562.

<sup>49</sup> S. Gero von Wilpert, S. 12, in: [rsw.beck.de/rsw/upload/Beck-LSW/INH\\_bsr1754Wilpert101Fragen\\_978-3-406-55872-6\\_1A\\_Leseprobe.pdf](http://rsw.beck.de/rsw/upload/Beck-LSW/INH_bsr1754Wilpert101Fragen_978-3-406-55872-6_1A_Leseprobe.pdf)

Die Hände glichen mit ihren relativ kurzen, nicht schlanken Fingern mehr Arbeiterhänden.<sup>50</sup> Seine offizielle Haltung war etwas steif-würdevoll und aufrecht. Für Goethe, der die äußere Erscheinung eines Menschen aufmerksam beobachtete, war die Kleidung seit seiner Jugend Ausdruck quasi-künstlerischer Haltung, sozialer Zugehörigkeit oder individueller Besonderheit. Goethe legte deshalb Wert auf angemessene und wertvollere Kleidung im jeweiligen Modeschnitt der Zeit.

Eine genauere Darstellung von Aussehen, Kleidung im Laufe seines Lebens, Krankheitsdisposition und Verhaltensmerkmalen findet man bei Gero von Wilpert<sup>51</sup>.

## 2. Goethes Wesen

Goethe war ohne allen Zweifel ein hoch begabter Dichter, gleich begabt in Prosa und Poetik. Seine Werke dürfen und sollen hier nicht im Wert gemindert werden, wenn auch einiger Werke nur mittel-mäßigen Charakter haben, was in früheren Jahrzehnten die Goetheverehrung und die Goetheforschung weniger gerne hörten.

Aber Goethe war als Mensch nicht der wertvolle und bewundernswerte Mann, wie man ihn gerne parallel zu seiner dichterischen Begabung hochstilisiert hat. Einige weniger bewundernswerte Facetten seines Wesens/Charakters sollen nachfolgend angedeutet werden. Goethe hatte die Eigenschaft, die viele Stars, Schauspieler und Politiker besitzen, sich in Gegenwart anderer Menschen sofort bewusst zu sein, dass jeder einzelne einen gewissen Eindruck und eine gewisse Wirkung auf andere Menschen ausübt. Und er hat diese permanente Bewusstheit dazu benutzt, sich anderen gegenüber so zu verhalten, wie er gesehen und erlebt werden wollte. Man könnte ein solches Bewusstsein als ein permanentes PR-Bewusstsein oder auch Inszenierungsbewusstsein bezeichnen. Und er war Zeit seines Lebens bemüht, den Eindruck, das Bild von sich zu vermitteln bzw. zu hinterlassen, das er von sich jeweils wünschte. D.h. er besaß eine überdurchschnittliche Inszenierungsfähigkeit. Er inszenierte in seinen ersten Jahren in Weimar einen Werter-Kult, er inszenierte im Alter die „Audienzen“ bei ihm. Er inszenierte seine verschiedenen Rollen gegenüber dem jungen Herzog, gegenüber Charlotte von Stein, gegenüber Schiller, usw. Dabei variierte er seine PR-Bemühungen, seine Inszenierung je nach den Personen und Gruppen, mit denen er in Kontrakt war, d.h. er inszenierte sich unterschiedlich, „spielte“ unterschiedliche Rollen, die das Goethebild durchaus verwirren konnten/können. Hinter welcher Inszenierung erscheint nun der eigentliche Goethe?

Diese Inszenierungsfähigkeit ist neben seiner rein dichterischen Leistung die zweite große Leistung Goethes, nämlich zielstrebig ein Goethebild aufgebaut zu haben, das über ein Jahrhundert die Vorstellungen der Gebildeten prägte. Erst allmählich und mit großen Unsicherheiten, Zweifeln und Widerständen ist diese „here“ Goethebild aufgebrochen worden.

- Goethe trug in sich zwei deutlich unterschiedliche Persönlichkeitsebenen, die er jeweils umsetzte bzw. auslebte. Einmal war es eine teilweise erstaunlich niedere Persönlichkeitsebene, z.B. in seinem Umgang in jeder Beziehung mit Christiane Vulpius erkennbar, und dann eine hohe idealistische Ebenen, die er besonders in seinen Werken dichterisch gestaltete. Die hohe Ebene könnte dabei eine Wunsch-vorstellung gewesen sein, wie er gerne sein wollte.

- Goethe war ehrgeizig in Beziehung auf gesellschaftliche Rollen, Ämter, Besitz, Rang und Anerkennung und war auch eitel. Er bekannte sich offen dazu. Wenn er in einer Gesellschaft war, wollte er Mittelpunkt sein. Den Dokortitel legte er sich zu, ohne ihn erworben zu haben. Als Minister betrieb er eine Ämterhäufung, die ihn nach einigen Jahren überfordern musste. Er beanspruchte großzügige

<sup>50</sup> N. Friedenthal, S. 629.

<sup>51</sup> [rsw.beck.de/rsw/upload/Beck-LSW/INH\\_bsr1754Wilpert101Fragen\\_978-3-406-55872-6\\_1A\\_Leseprobe.pdf](http://rsw.beck.de/rsw/upload/Beck-LSW/INH_bsr1754Wilpert101Fragen_978-3-406-55872-6_1A_Leseprobe.pdf). "Die 101 wichtigsten Fragen" zu Johann Wolfgang von Goethe stellt und beantwortet Gero von Wilpert, ehemaliger Professor für deutsche Literaturwissenschaft in Sydney (Australien), in einer Neuerscheinung der „beck'schen reihe" des Verlages C.H. Beck (München)." "Gero von Wilpert, Verfasser des einschlägigen Goethe-Lexikons, bietet in der Reihe „Die 101 wichtigsten Fragen" (C.H. Beck) ein Konzentrat seines Goethe-Wissens. Vor seriöser Belehrung setzt er hier das Augenzwinkern, wie schon die Fragen verraten: Sprach Goethe Deutsch oder hessisch? Zahlte er eigentlich Steuern? Was hatte er gegen Brillen?"

Wolfgang Schneider, *Börsenblatt*, 29. März 2007 dpa, 4. Juni 2007

finanzielle Unterstützung von Seiten seiner Eltern und des Herzogs. Ohne Skrupel ließ er sich vom Herzog 2 Häuser schenken, das Gartenhaus und das Haus in der Stadt.

- Goethe verlangte von seinen Verlegern hohe, besser überhöhte Honorare und ließ sich auch gern überhöhte Honorare von Schiller für die Horen-Beiträge zahlen. Gleichzeitig war er so geizig, seine Frankfurter Bürgerschaftsrechte wegen kleinerer Dauerbelastungen aufzugeben. Und den meistens in knappen finanziellen Verhältnissen lebenden Schiller hat er nie unterstützt, obwohl er die Mittel dazu gehabt hätte.

- Ihm wurde oft vorgeworfen, auch von Schiller, egoistisch zu sein. Auch dazu hat er sich in einer gewissen Ausprägungsform (typisch Goethe-geschönt) bekannt, nämlich man solle alle Möglichkeiten zur völligen Entwicklung der eigenen Persönlichkeit nutzen und dann erst von einer Position der Stärke aus anderen zu helfen. Anders ausgedrückt kann man es so formulieren, dass Goethe keine Bedenken und Rücksichten kannte, wenn es um die Realisierung seiner Ziele und Wünsche ging. Das kann man z.B. bei seinen Liebschaften erkennen, wo er teilweise gegenüber den Ehepartnern seiner „Schwärme“ keine Hemmungen kannte (s. Frau von Stein, Marianne von Willemer).

- Goethe war auch stolz und zwar in der Ausprägung, dass er stolz auf seine dichterischen Leistungen und seine politischen Verdienste war. Aber als dünkelfhaft wurde er von seiner Umgebung nicht beschrieben.<sup>52</sup>

- Goethe hatte eindeutig bereits als junger Mann ein erstaunliches Charisma, eine faszinierende Wirkung auf andere. Friedrich Heinrich Jakobi verherrlichte den jungen Dichter Goethe bereits kurz nach dem Erscheinen des Werthers als ein echtes Naturereignis. „Je mehr ich's überdenke, desto lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist...Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle; ein Besessener, füge ich hinzu...“.<sup>53</sup>  
(wird fortgeführt)

### **3. Goethes Ablehnung und Überempfindlichkeit gegenüber allem „Nicht-Schönen“**

Und dann muss noch eine überempfindliche Seite in Goethes Wesens gegenüber allem Unästhetischen, gegenüber Krankheit und Tod angesprochen werden. Dieses Merkmal scheint er von einer Mutter geerbt zu haben, aber es war bei ihm erheblich stärker ausgeprägt. Dieser kleinlichsten Flucht vor dem Unangenehmen und Unästhetischen opferte Goethe gnadenlos-egoistisch jegliches tätige Mitgefühl anderen gegenüber in Notsituationen. Er selber aber erwartete bei seinen vielen Unpässlichkeiten und hypochondrischen Ängsten Rücksichtnahme und rasche und wirksame Hilfe von Seiten seiner Umgebung. Goethe entschuldigte diese seine Wesensseite leichten Herzens mit seiner künstlerischen Natur. 1815 rechtfertigte er sich Kanzler Müller gegenüber so: Er werde „hässliche Eindrücke nicht wieder los...Ich bin hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungsvermögens so seltsam geartet, dass ich alle Umrisse und Formen aufs schärfste und bestimmteste in Erinnerung behalte, dabei aber durch Mißgestaltung und Mängel mich aufs lebhafteste affiziert finde. Wie könnte ich mich über diese oft peinliche Eigentümlichkeit ärgern, da sie mit anderen erfreulichen Eigenschaften meiner Natur innigst zusammenhängt? Denn ohne jenes scharfe Auffassungs- und Eindrucksvermögen könnte ich ja auch nicht meine Gestalten so lebendig und scharf individualisiert hervorbringen“.<sup>54</sup> Als z. B. seine Schwiegertochter Ottilie einmal vom Pferd stürzte und ihr Gesicht von Wunden entstellt war, verbot Goethe ihr, ihm so zu Gesicht zu kommen. „...um sich keinen unangenehmen Eindruck zu machen, ließ er ihr sagen, dass er sie erst sehen wolle, wenn sie hergestell sein würde...“.<sup>55</sup>

Bei seinem Verhältnis zu Christiane und gegenüber ihren zunehmenden Krankheiten und äußeren körperlichen Veränderungen belastete dieses Wesensmerkmal immer mehr beider Beziehungen und wird unter dem Kapitel „Goethe und Christiane“ noch genauer erwähnt.

<sup>52</sup> Nach Gero von Wilpert, S. 15

<sup>53</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 121.

<sup>54</sup> N. S. Damm, S. 449f.

<sup>55</sup> N. S. Damm, S. 449.

## 4. Goethe und seine Krankheiten

Goethe ist in seinem Leben relativ oft krank gewesen, häufig auch aus psychischen Gründen. Oft floh er auch in Krankheit, wenn er Unangenehmem in seiner Umwelt entgehen wollte. Das populäre Bild einer kerngesunden, kraftstrotzenden, geistig und körperlich gestählten Persönlichkeit ist seit längerem als Wunschbild entlarvt worden. Goethe war keine Kraftnatur, so sehr er auch danach strebte, sondern hatte eine zarte, empfindliche, leicht erschütterbare psychisch-physische Konstitution und litt häufig unter psychischen und psychosomatischen Erkrankungen. Seelische Erschütterungen, Mangel an Licht und Wärme und Wetterschwankungen in den feucht-kalten Monaten führten häufig zu Erkrankungen. Er machte an den üblichen Kinderkrankheiten die Maser, Windpocken und Pocken durch. Nach 1775 kamen häufige Katarrhe, grippale Infekte, Mandelentzündungen und anhaltende Verdauungsbeschwerden mit Verstopfungen hinzu, später Rheuma, Kopfschmerzen, Herz- und Kreislaufstörungen, Angina pectoris, Netzhautentzündungen, häufige üble Zahnschmerzen und andere, nicht genauer diagnostizierte Leiden. Weiter erkrankte er nach den medizinischen Berichten schwer an einem wiederholten Blutsturz (was das auch wirklich gewesen sein mag), Meningitis, Nierenkoliken, Herzbeutelentzündung, Herzinfarkt und Lungenentzündung.<sup>56</sup>

Obwohl Goethe allem Unangenehmen ängstlich aus dem Wege ging, beschäftigte er sich nach den vielen Bemerkungen von ihm zu Kranksein und Krankheiten intensiv mit Erkrankungen und war diesbezüglich ein ausgesprochener Hypochonder. Besondere Angst hatte er vor einer Infektion mit Geschlechtskrankheiten, besonders vor der Syphilis, eine Angst, die nicht unbegründet sein Herzog mit ihm teilte. Ob sich Goethe aber jemals mit einer solchen Krankheit infiziert hat, ist offen, eventuell kommt dafür nur seine Leipziger Studentenzeit in Frage (s. dort).

Im Laufe seines Lebens konsultierte Goethe an den verschiedenen Stationen seines Lebens einen ganzen Stab von Ärzten. Gero von Wilpert hat akribisch die meisten Ärzte aufgelistet.<sup>57</sup> Nachfolgend einige Beispiele für Goethes psychosomatische Labilität und für seine Hypochondrie: Als Goethe ab 1799 zunehmend in die Kritik mit anderen Parteien geriet (mit der Kotzebue-Partei, mit den Frühromantikern, mit der Schillerpartei und anderen) wurde er krank und verließ mehrere Monate nicht mehr das Haus. Schiller schrieb am 17. 2. 1803: "Seit einem Vierteljahr hat er, ohne krank zu sein, das Haus, ja nicht einmal die Stube, verlassen...". Und Christiane schrieb im Februar 1803: "... er ist manchmal ganz Hypochonder", und in einem anderen Brief vom 12. 3. 1803: "Dass der Geh. R. wirklich, wenn auch nicht äußerlich, krank war, ist gewiss". (n. S. Damm, S. 292)

### Gesundheit und Ärzte bei Goethe, Kosten für Ärzte und Medizin

(Übernommen von Jochen Klauß, 2009, S. 152 -154; die Fußnoten wurden nicht übernommen)

Goethes gesundheitliche Disposition war von Jugend an von Gegensätzen geprägt, was ihm selbst schon früh bewusst wurde. Krank aus Leipzig ins Elternhaus zurückgekehrt, brauchte er lange Monate der Erholung, ehe er sein Studium in Straßburg fortsetzen und beenden konnte. »Ich muss den Cirkel der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemercken, Leidenschafften, Anhänglichkeit Trieb dies oder iens zu thun. Erfindung, Ausführung Ordnung alles wechselt, und hält einen regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärcke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier eben so. Da ich sehr diät lebe wird der Gang nicht gestört und ich muss noch heraus kriegen in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege.«

Mit diesen selbstanalytischen Sätzen im Tagebuch vom 26. März 1780 hielt Goethe diesen Zwiespalt seiner Psyche und Physis selbst fest. Die Labilität war aber zugleich Voraussetzung seiner künstlerischen Produktivität, seine zarte und oft gefährdete Gesamtkonstitution stellte ein >hochempfindliches Instrument< dar, »das jeden Hauch positiv oder negativ verzeichnete, ein Instrument, das sorglich zu handhaben war«, fasste es Effi Biedrzyński zusammen. Vor diesem Hintergrund hat Goethe sich in seinem langen Leben stets Ärzte ausgesucht, die, solide ausgebildet und erfahren, »sich am Krankenbett als Praktiker« erwiesen, die den Patienten sorgsam beobachteten, ihre vorsichtig-

<sup>56</sup> Nach Gero von Wilpert, S. 16f.

<sup>57</sup> Gero von Wilpert, S. 17f.

entschlossene Therapie dessen Reaktionen anpassten und im günstigsten Falle mit Goethe auf vertrautem oder gar befreundetem Fuß standen.

Vor allem die Ärzte, die den älteren Goethe behandelten, waren als ausgewiesene Mediziner und ausgeprägte Persönlichkeiten anzusprechen, so Karl Joseph Heidler, der Brunnen- und Badesarzt in Marienbad, der die Folgen der Gefühlsaufwallung Goethes für Ulrike von Levetzow behandelte, Christoph Wilhelm Hufeland, der Hausarzt Goethes und spätere Direktor der Charite in Berlin, Wilhelm Ernst Huschke, der Leibarzt der herzoglichen Familie in Weimar, der Goethe 1823 beistand, Wilhelm Rehbein, auch ein herzoglicher Leibarzt und seit 1818 Goethes Hausarzt, Johann Christian Starck, seit 1786 herzoglicher Leibarzt, und Carl Vogel, seit 1826 letzter Hausarzt am Frauenplan. Das Einkommen dieser Ärzte war bescheiden; Hufeland erhielt als Hofmedikus in Weimar 100, als Professor in Jena 300 Taler Grundgehalt jährlich.

»Unser Leben kann sicherlich durch die Ärzte um keinen Tag verlängert werden«, zeigte sich Goethe 1827 gegenüber Kanzler Friedrich von Müller überzeugt; »wir leben, so lange es Gott bestimmt hat; aber es ist ein großer Unterschied, ob wir jämmerlich wie arme Hunde leben oder wohl und frisch, und darauf vermag ein kluger Arzt viel«. Diese unbestreitbare Wahrheit, die heute wie vor 200 Jahren gilt, konnte natürlich nur ein Mensch aussprechen, der Vermögen hatte und deshalb nicht wie >ein armer Hund< leben musste; denn selbstverständlich verlangten die Ärzte für ihre Hilfe Honorare. Viele äußere Merkmale des Dichters — seine Gestalt, seine Körpergröße, die Länge der Gliedmaßen, seine steife Haltung und sein steifer Gang, beides letztere pathologisch bedingt — sind vielfach untersucht worden, auch für das Skelett liegen neuere Erkenntnisse vor.

Bei den Schädeluntersuchungen hat sich herausgestellt, dass Goethe im Alter schlechte Zähne hatte. Die Tätigkeit der Dentisten im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts bestand im wesentlichen im >Zahnreißen<, in der Extraktion von Zähnen und Zahnstümpfen mittels >Geißfuß< oder diversen Zangen. Die sehr schmerzhafteste Behandlung war gefürchtet; Dentisten hatten auch deshalb keine feste Praxis, sondern zogen als Wanderpraktiker von Ort zu Ort. Goethe hat in seinem Leben sehr oft, verstärkt seit 1777, an heftigen Zahnschmerzen, Kiefer- und Zahnfleischentzündungen, Vereiterungen und Komplikationen durchbrechender Weisheitszähne gelitten. Es gibt höchst unterschiedliche Berichte über seinen Gebisszustand, aber kaum eigene Nachrichten. Im Haushaltsbuch Goethes ist für die Zeit vom 17. bis 19. Juli 1831 ausnahmsweise einmal eine Zahnbehandlung vermerkt: »den Mann vor den Zahn 17 Silbergroschen«, »den Zahn einzubinden 11 Silbergroschen 4 Pfennige« und »die anderen 4 Zähne nachzubinden 11 Silbergroschen 11 Pfennige« und offenbar auch »vor Draht 6 Silbergroschen«. Fünf Zähne ließ sich Goethe also 1831 behandeln. Dennoch folgern die Fachleute heute, »dass Goethe in seinem Leben kaum einen Zahnarzt aufgesucht haben dürfte. Dafür spricht auch, dass sich unter seinen dreizehn behandelnden Ärzten kein Zahnarzt befand.«

Also scheint Goethe lieber die Schmerzen ausgehalten zu haben, als sich der Tortur des Zahnziehens auszusetzen. Den vertrauten oder befreundeten Allgemeinärzten aber trat er, wiewohl stets ein komplizierter Patient, mit der Zuversicht entgegen, dass deren Erfahrung und Klugheit ihm ein Leben »wohl und frisch« zu verschaffen vermöchten. In diesem Sinn meinte er am 12. März 1828 im Gespräch mit Eckermann über die Produktivität großer Geister: »Selbst der Arzt muss produktiv sein, wenn er wahrhaft heilen will; ist ers nicht, so wird ihm nur hin und wieder wie durch Zufall etwas gelingen, im ganzen aber wird er nur Puscherei machen.« (Soweit nach Jochen Klaus, 2009)

(wird weiter geführt)

## 5. Die erotisch-sexuelle Seite in Goethes Wesen

Über Goethes reales erotisch-sexuelles Leben weiß man nur wenig Konkretes, überwiegend nur das, was er selber der Nachwelt überlassen wollte. Denn neben seinem biografisch-dichterischen Bekannnisdrang war bei Goethe gleichzeitig der feste Wille vorhanden, das eigene reale Ich zu verbergen. Das führt zwangsläufig zu Vermutungen und wissenschaftlichen Konstruktionsversuchen. Besonders intensiv hat sich der 1938 in die USA emigrierte österreichische Psychoanalytiker Kurt R. Eissler<sup>58</sup> mit der Psyche und besonders mit der erotisch-sexuellen Seite in Goethes Natur beschäf-

<sup>58</sup> Er war damals Leiter des Sigmund-Freud-Archivs in New York.

tigt.<sup>59</sup> Er hat sich dabei hauptsächlich auf diejenigen Quellen gestützt, die Goethe hinterlassen hat, seine Werke und Briefe. Aber das sind ja zum größten Teil sorgsam gefilterte Relikte. Eissler kam aus diesem Quellenbestand zu dem Ergebnis, dass Goethe an erheblichen Verdrängungen<sup>60</sup> gelitten hat, dass eine homosexuelle Komponente eventuell in ihm mitschwang und dass er erstmals auf seiner Italienflucht mit 39 Jahren wirklichen sexuellen Verkehr mit einer Frau hatte, dass aber Goethe nur eine Frau von geringem sozialem Stand mit geringer Bildung und niederen Umgangsformen mit offener Sexualität lieben konnte. Wie viel an sexueller Leidenschaft in seinen Beziehungen zu anderen Frauen auch sonst bei Goethe vorhanden gewesen sein mochte, sie führte vor Christiane nicht zu einer genitalen Vereinigung. Bis dahin habe Goethe an einer psychisch bedingten Impotenz gelitten.<sup>61</sup> Aber dieser umfangreiche Versuch einer Psychoanalyse hat die Schwäche, dass Eissler überwiegend nur die gefilterten Quellen benutzte, die Goethe der Nachwelt hinterlassen hat und dass Eissler vielleicht zu phantasievoll Dasjenige in Goethes Sexual-Psyche hineininterpretiert hat, was er als Freudianer vermutete. Man sollte einfachere, aber trotzdem unübliche Zusammenhänge weiter verfolgen. Das erfolgt hier unter dem Kapitel „Goethe und Herzog Karl August“.

Für die Frauen galt Goethe, wie der berühmte Modearzt und Aufklärer Johann Georg Zimmermann berichtete, als „der schönste, lebhafteste, ursprünglichste, feurigste, stürmischste, sanfteste, verführerischste und gefährlichste Mann“ weit und breit. Dieser Ruf kam nicht von ungefähr, denn weder er noch sein Herzog standen im Ruf, Keuschheit für eine Tugend zu halten.<sup>62</sup> Inwieweit ein Mann mit solch einer Wirkung auf die Frauen in der Realität lange Jahre ein so gehemmte Mann gewesen sein soll, wie sich Goethe selber darstellte, ist schwer nachvollziehbar.

Im Umgang mit Mädchen/Frauen war Goethe aber zu wirklicher Liebe und Fürsorge Zeit seines Lebens nicht fähig. Er war auch darin ein ausgesprochener Egoist. Schon als früher Student ist belegt, dass er ständig Liebeleien anfang, sich mit den Gefühlen von Frauen umgab. Das hat er bis ins hohe Alter beibehalten. Welche Absichten und Freuden er jeweils dabei hatte, ist differenziert zu sehen. Teils hat er sich wirklich immer wieder neu verliebt, teils hat er vermutlich ständige Liebeleien als seinem Stande angemessen empfunden, teils scheint er es genossen zu haben, mit den Gefühlen von Mädchen und Frauen zu spielen, manchmal hat er Frauen regelrecht mit schriftlichen und sicher auch mündlichen Liebesbeteuerungen ernsthafte Hoffnungen gemacht und sich dann abrupt brutal von ihnen getrennt, manchmal hat er wirklich an ernsthafte Beziehungen gedacht, aber dann immer wieder Angst vor dem Verlust seiner Ungebundenheit gehabt.

Diese Angst vor dem Verlust seiner Ungebundenheit war bei ihm besonders ausgeprägt. Er brauchte im Grunde nur ein Mädchen/eine Frau für seine jeweilige Gefühlswelt und für seine begrenzten Empfindungen, hat aber seine beschränkten Beziehungsabsichten in seinen Briefen und Gedichten dann dichterisch überhöht und mit einem Glanz versehen, den sie nicht verdienten. Wie herzlos hat er sich von Friederike Brion aus Sesenheim verabschiedet, wie oft hat er der verheirateten Frau Charlotte von Stein innige Zuneigung und den Wunsch nach dauerhaftem Beisammensein vorgespielt. Dann nach vielen Jahren des innigen Kontaktes hat er kühl die Beziehung beendet. Häufig ließ er verstörte/gebrochene Mädchen/Frauen zurück. Und seine spätere (sehr spät geheiratete) Frau, Christiane Vulpius, war in Wirklichkeit nie mehr als eine legitimierte Angestellte und Mätresse, die er regelmäßig monatelang mit dem gemeinsamen Sohn alleine ließ.

Seine spezielle erotisch-sexuelle Seite hat die offizielle Forschung immer vorsichtig umgangen und sich auf Goethes eigene vorsichtige und geschönte Darstellungen verlassen. Dass er sich als Student und Mann mit derart vielen Liebeleien und Freundschaften in einer Zeit, in der die höheren Kreise eine recht lockere Praxis gegenüber der Sexualität hatten, dass er sich bei seinen erotisch-abenteuernden Ausflügen mit seinem befreundeten Herzog Karl-August letztlich immer nur mit der geistig-seelischen Ebene begnügt hat, ist schwer glaubhaft. Ein Berichterstatter aus Weimar schrieb: „Der Herzog läuft mit Göthen ... auf den Dorfern herum ... und genießt brüderlich einerlei Mädchen mit ihm... (Friedenthal, S. 191).

<sup>59</sup> Eissler, K. R. Goethe, 1963: Eine psychologische Studie, 1775 – 1786, 2 Bde; zuerst 1963 in Detroit, dann 1983 auch in Deutsch bei Stroemfeld/Roter Stern erschienen.

<sup>60</sup> Eissler diagnostiziert eine intensive innere Bindung Goethes an seine Schwester Cornelia

<sup>61</sup> Nach Th. Anz, Internet.Dokument.

<sup>62</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 125.

Nachfolgend nach R. J. Kaus einige konkretere Quellen und Analysen: „Friedenthal schildert, wie die Freundschaft mit dem Herzog Karl August, die einzige dauerhafte Lebensbindung Goethes, in den ersten Jahren einer Liebschaft gleich kommt, wie sie das Schlafzimmer oft miteinander teilen, um alles, Amtliches wie Privates und Weltanschauliches, miteinander durchzusprechen. ‚Es ist der kurioseste Ministerrat, der sich denken lässt, so von Bett zu Bett oder nebeneinander‘ auf einem breiten Kanapee (Friedenthal, 231), und jeder wisse am nächsten Tag im Ministerrat, wann der Favorit wieder die Nacht im Schlafzimmer des jungen Herzogs zugebracht habe. Friedenthal stellt das, sich entschuldigend, in Zusammenhang mit der im 18. Jahrhundert üblichen Bettpolitik, am extremsten und bekanntesten bei der großen Katharina, am geheimnisvollsten bei Friedrich dem Großen, um dessen Kammerdiener *die ernste Geschichtsschreibung einen verlegenen Bogen macht* (ebd., 232), fügt aber vorsichtig für Goethe und Karl August hinzu: ‚Zweifellos ist dabei auch ein erotisches Element im Spiele, das durchaus nicht physischer Natur zu sein braucht‘ (ebd., 231).

Er berichtet von der Vertrautheit Goethes mit seinem Diener Philipp Seidel, der vom Beginn der Weimarer Zeit bis zu Goethes Rückkehr aus Italien, also bis zu Christianes Übernahme des Haushalts, in seinem Haus wohnte und oft, vielleicht gewöhnlich, den Schlafrum mit ihm teilte. Wir haben leider nur ganz wenige Einblicke in dies einzigartige Verhältnis; vieles, was Seidel sah und hörte, schrieb er wohl auch aus Treue und Rücksicht nicht auf. (...) ‚Für die ersten zehn Jahre Weimar haben wir aber Philipp Seidel als GOETHE'S ENGSTEN VERTRAUTEN zu denken. Er könnte uns mehr über ihn erzählen, als alles noch so eifrige Behorchen der Briefe und Tagebücher. Er hat geschwiegen‘ (ebd., 239).

Nicht ganz! Immerhin gibt es eine aufschlussreiche, von Friedenthal offenbar nicht entdeckte Lücke in DIESEM SCHWEIGEN: einen Brief Philipp Seidels vom 15. Oktober 1777 an seinen Frankfurter Jugendfreund Johann Adam Wolf, der hier eingefügt sei, weil er eine meines Erachtens unmissverständliche Sprache spricht.

‚Also ich will Dir lieber sagen, dass wir eine Köchin, und ich nunmehr eine ordentliche Haushaltung zu dirigiren haben. Ich habe nur so viele Freude über unsere Lebensart, gieb nur einmal acht, wie das weiter geht und, oder alle mein prophetisches Gefühl müßte mich betrügen, ob wir nicht die Ahnherrn und Erbauer eines Dörfgens, oder Vorstadt oder Burg wenigstens werden und man nicht nach ein paar Hundert Jahren sagen wird, da geht Goethes und seines Philipps Geist um, EINANDER UMSCHLUNGEN FÜHREND. O daß ich meine Seele aushauchen könnte in Liebe zu diesem Manne und würdig wäre dem Gott zu danken, der mir SO VIELE SEELIGKEIT BEI IHM ZU KOSTEN GIEBT. WIR HABEN DAS GANZE VERHÄLTNIß WIE MANN UND FRAU GEGENEINANDER. SO LIEB ICH IHN, SO ER MICH, SO DIEN ICH IHM, SO VIEL OBERHERRSCHAFT ÄUßERT ER ÜBER MICH. - ABER WARUM VERTRAU ICH DEM PAPIER, WAS MEIN HEILIGES LIEBES GEHEIMNIß IST. Ich weis nicht, wie ich dran komme, Dir davon zu schreiben. Allein ich muß! ich mögt es aller Welt sagen, was mein Herz hier empfindet und finde dann kaum einige Geschöpfe, denen ichs, und das WIE EINE STAATSHEIMLICHKEIT, anvertrauen mag. - Leb wohl. Ich bin zu glücklich, als daß ich davon reden könnte. (zitiert bei Schleif 1965, S. 33; Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Zeitgenossen XXXV,10).

Walter Schleif, der unter dem früheren DDR-Regime sein Buch über *Goethes Diener* herausgab, wiegelt sogleich ab: *Der Brief ist wohl mehr als literarischer Versuch zu werten* (ebd.). Für den Psychologen kann indessen nach einem solchen vertraulichen Brief und den sonst bekannten Fakten kaum ein Zweifel darüber bestehen, dass Goethe seine homosexuellen Anteile zu dieser Zeit auch ausagiert hat. Dies passt durchaus in das psychosexuelle Gesamtbild, das sich uns allmählich zusammensetzen wird, namentlich zu seiner besonderen Mutterbindung. Es passt vor allem auch zu der heterosexuellen Enthaltensamkeit, die er sich durch Madame von Stein auferlegen ließ. Wenn Goethe in der ersten Weimarer Zeit asketisch in der Frauenliebe war, so doch nicht in jeder sexuellen Hinsicht. Wahrscheinlich hat dies seine psychische Gesundheit während der von Eissler behaupteten quasi-psychoanalytischen Kur eher gerettet als die zweifelhafte Hilfe seiner vorgeblichen Analytikerin....

Eissler hat aller Wahrscheinlichkeit nach Unrecht mit seiner Behauptung, es wäre wohl für Goethes Kreativität schädlich gewesen, seine homosexuellen Anteile auszuagieren (Eissler 1987, 1450 ff). Richtig mag an dieser Behauptung sein, dass ein VERBLEIBEN in der manifesten Homosexualität für Goethe psychisch vielleicht nicht produktiv gewesen wäre. Doch bedürfte das weiter ausholender Begründung, vor allem der Unterscheidung von originär psychischen und sozialen Gründen. Ich komme darauf zurück, dass der einzige jüngere Dichter, der in Goethes Augen nicht nur Gnade fand,

sondern von ihm geradezu verehrt wurde und in dessen Verehrung er sich sonnte, Lord Byron war. Von ihm ist bekannt, wie ruhelos ihn seine Bisexualität durch Europa trieb. Der Leser erinnere sich zudem an den Schlussabschnitt von *Werthers Leiden*: nach allem Vorhergegangenen ist der Sterbende der Homosexualität sicher unverdächtig, zumindest für den psychologischen Laien. Gerade deshalb kann der überlebende Dichter schreiben:

„Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingesprengt, er küsste den Sterbenden unter den heißesten Tränen. Seine ältesten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße, sie fielen neben dem Bette nieder im Ausdruck des unbändigsten Schmerzes, küssten ihm die Hände und den Mund, und DER ÄLTESTE, DEN ER IMMER AM MEISTEN GELIEBT, HING AN SEINEN LIPPEN, BIS ER VERSCHIEDEN WAR UND MAN DEN KNABEN MIT GEWALT WEGRISS (HA VI, 124)“.<sup>63</sup>

Es mag sein, dass Goethe häufig vor dem Letzten zurückwich, sei es aus Angst vor Ansehensverlust und den Kosten illegitimer Kinder, sei es aus Angst vor einer venerischen Ansteckung. Aber es gibt ja auch sexuelle Kontakte nur zu einem Viertel oder zur Hälfte und sicherlich nicht nur bei der heutigen Jugend, sondern auch schon damals.

Die Darstellung seiner ersten sexuellen Erfahrungen, die Goethe selber vorsichtig in Umlauf brachte, war die, dass er erst als etwa 40-Jähriger auf seiner 2. Italienreise längere Zeit mit einer italienischen Mätresse zusammengelebt habe. Das mag zutreffen bezüglich: erstmals längere Zeit mit einer Frau zusammen gelebt. Aber dass er erst damals die ersten sexuellen Erfahrungen gesammelt habe, scheint eine geschönte Interpretation der Goethe-Biografien zu sein. Wofür es keine offiziellen Hinweise gibt, das kann trotzdem schon viel früher Wirklichkeit gewesen sein.

Und dann gibt es noch eine andere gemiedene Seite bei Goethe. Goethe hat bei einer Ehrung Winkelmanns in der Einleitung zu seinen Briefen dessen griechische Neigungen zur Homosexualität erwähnt (Friedenthal, S. 400). In einer der Venezianischen Epigramme heißt es: „Knaben liebt ich wohl auch, doch lieber sind mir die Mädchen, Hab ich als Mädchen sie satt, dient sie als Knabe mir noch.“<sup>64</sup> Ob das für Goethe selber gilt oder ob er das nur als Merkmal der neu entdeckten Antike meinte, sei offen.

Und was soll man mit folgender Bemerkung des älteren Goethes in einer Tagebuchaufzeichnung von Boissereé vom 8. 10. 1815 anfangen, nach der Goethe gesagt hat: „Die Verhältnisse mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen und führen zu gar vielen Verwicklungen, Qualen und Leiden, die uns nur aufreiben, oder zur vollkommenen Leere“.<sup>65</sup> In seinem „Westöstlichen Divan“<sup>66</sup> gibt es einen Teil, das „Schenkenbuch“, das nach östlichem Vorbild der Knabenliebe huldigt, zumindest als Gegengewicht gegen das zu stürmische Liebeswerben der Suleika gedichtet, aber trotzdem ungeniert veröffentlicht.<sup>67</sup> Und 1792 aus dem Feldzug in der Champagne schrieb er an seine Freundin Christiane, dass er etwas eifersüchtig und ängstlich wäre, weil er viele andere Männer „hübscher und angenehmer“ fände als sich selbst.<sup>68</sup>

Vor allem der ältere Goethe holte sich gerne Küsse von den jungen „angehimmelten“ Frauen während seiner Badereisen. Das war bekannt. Aber offensichtlich holte Goethe sich auch Küsse von Heranwachsenden bzw. jungen Männern, damals bis über 20 noch als Jugend bezeichnet. Nach den Befreiungskriegen 1813/14 blühte das Turnen auf und Goethe besucht wiederholt auch solche Turnveranstaltungen. Einmal freut er sich an dem Spiel der jugendlichen Körper und bedauerte, dass er mit seinem alten Leib nicht mehr mitmachen könnte und meinte: „Leider ist man nicht jung genug, um bei dieser Gelegenheit nach einem süßen Kuss zu schnappen“.<sup>69</sup>

<sup>63</sup> Zitiert nach Kaus, R. J., 1994, Anmerkungen zu Goethe, Eine psychoanalytische Analyse zu Goethe als Repräsentant deutscher Kultur; Diss. Phil. Univ. Groningen (Niederlande), Kapitel: Kapitel V, Kritische Literaturdurchsicht und neue Bausteine einer Diagnose, S. 79 – 84.

(siehe <http://dissertations.ub.rug.nl/FILES/faculties/arts/1994/r.j.kaus/titlecon.pdf>)

<sup>64</sup> (Aus den Venezianischen Epigrammen, nach <http://www.ibiblio.org/gutenberg/etex...>)

<sup>65</sup> N. Friedenthal S. 524 und S. Damm, S. 475.

<sup>66</sup> Das Werke entstand über mehrere Jahre, wurde erstmals 1819 von Goethe drucken lassen und dann immer wieder von ihm leicht ergänzt und verändert.

<sup>67</sup> S. Friedenthal, S. 524.

<sup>68</sup> Brief aus der Champagne vom 10. 9. 1792.

<sup>69</sup> Zit. n. Friedenthal, S. 535.

Goethe duzte den Herzog, wenn er mit ihm alleine unterwegs war (Friedenthal, S. 211) und schlief gelegentlich im Schlafzimmer der Herzogs (der Weimarer Klatsch achtete darauf) (Friedenthal, S. 200, 202). Er bat die Eltern um Geld: weil ich jetzt „Bruder und alles eines Fürsten bin, kann ich nicht sparen“ (Friedenthal, S. 205). Eine erotische Atmosphäre umgab irgendwie die beiden. Dazu noch Genaueres im „Kapitel Goethe und der Herzog“.

Goethe übernachtete im Weimarer Gartenhaus öfter zusammen mit einem jüngeren Freund (Philipp Seidel, der sein literarischer Angestellter wurde) im gleichen kleinen Zimmer und führt Gespräche mit ihm bis in den Morgen über die Kunst. Manchmal übernachtete Goethe auch mit einem anderen Küchenjungen, Paul Götze. Sie übernachteten auch zu Dreien in der Dachkammer des Gartenhäuschens, das ihm der Herzog geschenkt hatte. Für die ersten 10 Jahre in Weimar wurde dieser Philipp Seidelmann Goethes engster persönlicher Vertrauter, sein Agent, Kassenwart und Sekretär. Er war über alles informiert und hätte der Nachwelt noch mehr berichten können, als alles noch so gründliche Analysieren der Briefe und Tagebücher. Aber er hat geschwiegen, vielleicht aus gutem Grund. Als Goethe ihm einen Posten als Rentamtman besorgte, hörte diese Intimität auf (Friedenthal, S. 205f).

Und welche Frauentypen waren es, mit denen Goethe häufig längere und intensive Affären hatte? Entweder waren es auffällig wenig fraulich-hübsche, erotisch kühle Typen, Äbtissinnen, wie sie Friedenthal nennt<sup>70</sup>, die in ihm keine erotischen Gefühle weckten, oder etwas derb-jungenhafte Typen wie Christiane, die ihn erotisch stark ansprachen. S. Damm beschreibt Christiane nach den zur Verfügung stehenden Abbildungen, Skizzen und zeitgenössischen Beschreibungen so: Christiane sei kein zartes Persönchen, keine vergeistigte Seele, keine Schönheit gewesen. Das Gesicht der jungen Frau wirke herb, habe einen harten, fast männlichen Zug, hervorstehende Backenknochen, eine starke Nase, eine tiefe Kerbe in den Lippen, einen geringen Abstands zwischen Nase und Mund. Der Eindruck des Weiblichen würde vor allem durch das Haar hervorgerufen, das in großer Fülle natürlich herab fiel (Damm, S. 115). Und ähnlich sah Marianne Willemer aus, eine andere geistig und erotische Leidenschaft für Goethe, allerdings ohne Erfüllung: klein, gelocktes Haar, füllig, lebhaft und heiter<sup>71</sup>. Die Neigung Mariannes und Goethes zueinander wurde von beiden Seiten als eine große, verzehrende Liebe und Leidenschaft empfunden<sup>72</sup>. Es fehlen die schönen, typisch weiblichen Mädchen und Frauen bei den intensiveren Bekanntschaften. Die schönen, typisch weiblichen Typen bildeten mehr die Fülle der kürzeren Abenteuer, leichte Erlebnisse ohne tiefere Emotionen.

War Goethe letztlich bisexuell mit einer in der Öffentlichkeit unterdrückten homosexuellen Komponente? Gero von Wilpert meint dazu, dass zwar Homosexuelle und deren Sympathisanten Goethe gerne zu einem Parteigänger von ihnen machen möchten. Aber in den schriftlichen Quellen gäbe es keine eindeutigen Hinweise dafür. Eindeutige Selbstzeugnisse fehlten, andere Aussagen seien nur Aussagen einer fiktiven Figuren oder eines nichtidentischen lyrischen Ichs, wie in den bisher unterdrückten Venezianischen Epigrammen 38 und 40 nach antiken Mustern, besonders nach Martial. Andere Äußerungen seien nichts weiter als poetisch verklärte Schilderungen platonischer Männerfreundschaften, wie sie im Zuge der Empfindsamkeit um 1800 vorkamen. Die anale Männerliebe bezeichnete Goethe gegen Ende seines Lebens eindeutig als Verirrung des ästhetischen Gefühls ins Tierische.<sup>73</sup>

Leider kann man Goethe direkt nicht mehr befragen und daraus eventuell eine Aufklärung erhalten. Trug Goethe neben seiner ästhetischen und geistigen Interessenebene an Frauen eine männlich-weibliche Mischform als erotische Interessenebene in sich? Es gibt ja viele Mischformen und Übergänge der Sexualität zwischen den extremen Polen „typisch männlich“ und „typisch weiblich“. Oder ist es möglich, dass Goethe eine ästhetisch gefärbte homosexuelle Komponente in sich trug, wobei darauf hingewiesen werden kann, dass es dabei eine Fülle von Abstufungen innerhalb der Bandbreite von mentaler und praktizierter realer Homosexualität gibt.

<sup>70</sup> Friedenthal widmet diesem Äbtissinentypen um Goethe, zu dem er besonders Charlotte von Stein zählt, ganze Passagen, z.B. S. 221ff.

<sup>71</sup> S. Damm, S. 457.

<sup>72</sup> So S. Damm, die dieses leidenschaftliche und geheime Verhältnis genauer beschreibt; s. S. 455ff.

<sup>73</sup> Zu F. von Müller, 7. 4. 1830; nach Gero von Wilpert, S. 19.

Hat man darüber intensiver nachzudenken und nachzuforschen bisher nicht den Mut gehabt? Das würde allerdings das „hehre“ Goethebild des Bildungsbürgertums erheblich verunsichern. Aber allmählich scheint sich die Wissenschaft diesem Themenbereich zu nähern. In Weimar im Herzoglichen Schloss war im September 2008 eine mutige Ausstellung mit dem Thema „Weshalb brauchte Karl August einen Goethe?“, von dem Österreichischen Kunst-Professor Dr. Lachmayer zusammengestellt, zu sehen. Darin war ein Raum der erotisches Seite und Strategie Goethes gewidmet und dieser Raum beinhaltete u. a. die Aussage, dass Goethe unbewusst und bewusst seine Umgebung erotisiert habe, aber in den meisten Fällen kurz vor einer „Erfüllung“ halt gemacht habe, um die Spannung dauerhaft zu erhalten. Prof. Lachmayer sagte in einer Führung<sup>74</sup> zu der jüngsten provokativen Behauptung, Goethe habe auch ein Verhältnis mit der Herzogin Anna Amalia gehabt<sup>75</sup>, dass Goethe damals zwar eine erotische Spannung zur Herzogsmutter aufgebaut habe, sich aber gehütet habe, diese Spannung zur Erfüllung zu bringen, weil dann das ganze Verhältnis der Beiden trivialisiert und gefährdet worden wäre. In diesem Raum wurde auch auf die bereits weiter oben erwähnten homoerotischen schriftlich-dichterischen Bemerkungen Goethes hingewiesen.

Zumindest ist wichtig festzuhalten, dass Goethe mehr die Liebe als die Frauen liebte. Die Liebe war das Letzte, um das es ihm seit seiner Studentenzeit bis ins hohe Alter ging. Es ging ihm nicht um ein Kätschen, eine Lotte, eine Charlotte und wer es auch immer gewesen war. Die Frauen (und jungen Männer?) waren nur die Objekte, an denen sich diese Liebe in ihren verschiedenen Formen (geistige, seelische und körperlich-erotische Liebe) manifestierte. Wenn er eine solche Liebe nicht weiter verfolgte, dann ging es ihm nicht um moralische Bedenken (er hat solche möglichen Bedenken oft genug resolut ignoriert) oder gar um freiwillige Entsagung (wie ihm immer wieder nachgesagt wurde), sondern darum, dass er entweder nicht die gewünschte Form der Liebe bei dieser jeweiligen Person fand oder dass er sich auf keinen Fall zu tief zu verwickeln wünschte, weil Leidenschaft Leiden brächte.<sup>76</sup>

### **XIII. Goethe und die Zeit vor Weimar**

#### **1. Die Vorfahren**

Goethes Vorfahren väterlicherseits und mütterlicherseits waren in die obere Patrizierschicht von Frankfurt/M. aufgestiegene ehemalige Handwerker, Weber, Schneider, Metzger, Weinhändler, Gastwirte. Sie hatten väterlicherseits ein beträchtliches Vermögen erwirtschaftet. Die Goethes waren also nur Emporkömmlinge innerhalb dieser bedeutenden Handelsstadt.

Goethes Großvater mütterlicherseits, Dr. Johann Wolfgang Textor, war von 1747 bis 1771 als Schultheiß der oberste Beamte der Stadt Frankfurt/M.. Der Großvater väterlicherseits Friedrich Georg Goethe, geboren 1656, stammte aus Thüringen, war der Sohn eines Hufschmiedemeisters und hatte das Schneiderhandwerk gelernt. Mit 18 Jahren ging er als Schneidergeselle auf die berufliche Wanderschaft. 12 Jahre hatte er als Geselle bei Meistern in Frankfurt, Paris und Lyon gearbeitet. 1686 ließ er sich in Frankfurt/M als Damenschneider und Barockmoden-Schneider nieder und heiratete in 1. Ehe eine reiche Schneiderstochter, die mit ihrer Mitgift den Grundstock für das spätere Vermögen der Familie Goethe legte. 1705 heiratete er zum zweiten Mal, die noch wohlhabendere verwitwete Schneiderstochter Cornelia Schellhorn, geborene Walther, die mit dem Weidenhof das viertbeste Hotel der Stadt und einen einträglichen Weinhandel mit in die Ehe brachte. Der Großvater war also nicht nur ein Damenschneider für die Frankfurter „Haute Volé“ sondern auch Gastwirt und Weinhändler. Und besonders mit dem Weinhandel verdiente Friedrich Georg Goethe in den damaligen unruhigen Zeiten viel Geld. Die Kriege Ludwigs XIV. machten die westlichen Grenzgebiete Deutschlands zu von Kriegswirren ständig bedrohten Gebieten und der Weinhändler Fr. G. Goethe, der sich damals französisiert Göthé schrieb, profitierte von den häufigen Angstverkäufen der Rhein- und Moselwinzer.

Fr. G. Göthé hatte aus seiner 2. Ehe einen älteren Sohn, der schwachsinnig war und im Hause seines jüngeren Bruders zeitlebens lebte, und einen jüngeren Sohn Johann Caspar, geboren 1710. Dem

<sup>74</sup> Vor einer Künstler-Gruppe aus Berlin, an der der Verfasser dieser Zeilen teilnehmen konnte

<sup>75</sup> Vgl. im Literaturverzeichnis Ettore Ghibellino

<sup>76</sup> Friedenthal hat diese Wesensseite Goethes am Beispiel der Beziehung zu Marianne Willemer kurz skizziert; s. dort S. 514f.

hinterließ er bei seinem Tode 1830 ein Gesamtvermögen (17 Säcke Geld, 2 Häuser, Grundstücke, Hypotheken, Waren und eingelagerte Weine) von um 100.000 damaligen Gulden. Das war verglichen mit den großen Frankfurter Patrizierfamilien ein relativ bescheidener Besitz, aber von diesem Vermögensstock haben alle seine Nachfahren bis 1885, also auch der Dichter und Minister Johann Wolfgang Goethe, gut und behaglich leben können. Dieser finanzielle Grundstock gab ihnen die Sicherheit für ihr finanziell unbeschwertes Leben.

Unter der Wirtschaftsführung Johann Caspar Goethes reduzierte sich dieses Vermögen dann auf ca. 80.000 damalige Gulden, denn 14.000 gab er für den Hausumbau aus (er ließ die beiden nebeneinander stehenden ererbten Häuser zu einem stattlichen Gebäude mit patrizischem Treppenaufgang vereinen), 7.000 Gulden investierte er in die Ausbildung seines Sohnes Johann Wolfgang und anfänglich auch der Tochter Cornelia. Johann Caspar war aber zu umsichtig, als dass er dieses Geld in Säcken im Keller stehen ließ, er investierte es in Grundstücken und Obligationen, was ihm neben der Miete für das eine Haus zusätzlich ein Jahreseinkommen von ca. 2.700 Gulden eintrug. Der Reichs-, Gerichts- und Stadtschultheiß Dr. Johann Wolfgang Textor, der Schwiegervater von Johann Caspar Goethe, hatte zum Vergleich nur ein Jahreseinkommen von 1800 Gulden.<sup>77</sup>

Dieser Johann Caspar Goethe hatte eine sorgfältige Erziehung genossen. Ab 1725 besuchte er das lutherische Akademische Gymnasium Casimirianum in Coburg. 1730 begann er ein Jura-Studium in Gießen, das er 1731-35 in Leipzig fortsetzte. 1735 hospitierte/praktizierte er am Reichskammergericht in Wetzlar. 1738 promovierte er in Gießen mit einer lateinischen Dissertation in Gießen. Von 1739 bis 41 schloss sich eine gründlich vorbereitete Reise durch Österreich, Italien und Frankreich an. 1742 erwarb er für 313 Gulden bei Kaiser Karl VII. den Titel eines Kaiserlichen Rates. Danach bemühte er sich vergeblich um eine leitende Stelle in der Frankfurter Stadtverwaltung. Verschiedene Gründe ließen ihn in diesem Bemühen scheitern. 1748 hatte er, als 38-Jähriger, die erst 17-jährige älteste Tochter des damaligen Stadtschultheißes von Frankfurt, Catharina Elisabeth Textor, geheiratet und dadurch wenigstens seine soziale Stellung und sein Ansehen verbessert, auch wenn seine junge Frau nur eine geringe Bildung erhalten hatte. Es blieb ihm aber trotzdem nichts weiter übrig, als sich als vermögender Privatier der Erziehung seiner Kinder zu widmen und als ein skurriler und wohlhabender Privatgelehrter seinen geistigen und künstlerischen Interessen zu leben. Er hatte eine große Bibliothek zusammen gestellt, eine Sammlung von Naturalien und Bildern Frankfurter Meister aufgebaut und er hat den italienischen Teil seiner Reise von 1739/40 zusammen mit einem Sprachlehrer auf Italienisch in einem dicken Quartband sorgfältig niedergeschrieben. Für was er sich in diesem Bericht alles interessiert, stimmt merkwürdig mit den späteren Interessen seines Sohnes überein: Naturwissenschaften, die Entwicklung der Naturerscheinungen vom Kleinsten zum Großen, Gesteinskunde. Auch eine Liebelei aus der Ferne mit einer schönen Mailänderin kommt darin vor. (wird fortgeführt)

## 2. Goethes Jugendjahre

Vom Vater scheint Wolfgang Goethe die in Gesellschaft steife Art sowie die Neigung zum Herumtrödeln ohne dauerhafte anstrengende berufliche Tätigkeit geerbt zu haben. Von der künstlerisch-literarisch begabten, aber nur relativ wenig gebildeten Mutter stammte vermutlich seine musisch-dichterische Begabung, aber auch die Neigung alles Unangenehme in seiner Umgebung zu fliehen bzw. zu ignorieren. Die Mutter hatte, wie damals üblich, mehrere Geburten, aber die meisten ihrer Kinder starben bereits früh. Nur Johann Wolfgang und sein Schwester Cornelia Friederike Christiana wurden erwachsen.

Goethe hatte nur zu seiner Schwester Cornelia eine enge innere Beziehung. Um die Verwandtschaft hat er sich in seinem späteren Leben so gut wie nicht gekümmert. Das Interesse, Familienbeziehungen zu pflegen und nach den Vorfahren zu forschen, fehlte bei J. W. Goethe völlig. Auch seiner Mutter gegenüber hat er eine kaum begreifliche Kühle, ein befremdendes Desinteresse gezeigt. Die letzten 11 Jahre ihres Lebens hat er sie völlig allein gelassen, obwohl er sonst genügend umhergereist ist. Nie hat er von seiner Mutter mit höchstem Lob gesprochen, obwohl er das bei anderen oft tat.

<sup>77</sup> Zum Vergleich: Ein Maurer verdiente damals in Frankfurt/M im Jahr ca. 200 Gulden (nach Johann Caspar Goethe, *Liber domesticus*, übertragen und kommentiert von Helmut Holtzhauer unter Mitarbeit von Irmgard Möller, Leipzig 1973 S. XIII; zit. nach Jochen Klaus, *Genie und Geld, Goethes Finanzen*, S. 19).

Seine Formulierung von seinem Mütterchen, von dem er die Frohnatur geerbt habe, ist bezüglich seiner wahren Haltung ihr gegenüber und seiner wahren Sohn-Natur irreführend. Er bewunderte nur nachträglich die Mutter: „...als sie sich ihren Tod selbst ankündigte, habe sie ihr Leichenbegräbnis so pünktlich angeordnet, dass die Weinsorte und die Größe der Brezeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war“. Diese Bewunderung von Seiten Goethes blieb seiner Frau Christiane versagt, obwohl sie ähnlich vorausgedacht und vorausgeplant hat.<sup>78</sup> Auch bezüglich seiner Eltern und seiner Verwandtschaft wird Goethes Verhaltens-Methode erkennbar, eine vergangene Lebensstufe hinter sich zu lassen wie eine abgestreifte Schlangenhaut.<sup>79</sup>

Goethe wurde streng lutherisch erzogen, zeigte aber schon früh Zweifel am christlichen Glauben. Seine Haltung zum Christentum blieb zeitlebens kritisch, distanziert bis ablehnend. Er erhielt unsystematisch durch seinen Vater und Privatlehrer den in seinen Kreisen üblichen Unterricht in verschiedenen alten und neuen Sprachen (Latein, Griechisch, Hebräisch, Englisch, Französisch), zudem im Reiten, Fechten und Tanzen. Musik lag ihm nicht.

Schon als Kind begeisterte er sich für Literatur, die er in der Bibliothek seines Vaters reichlich fand, besonders für Klopstock und Homer. Mit 14 Jahren bewarb er sich um die Mitgliedschaft in der „Tugendhaften arkadischen Gesellschaft“, wurde jedoch wegen „Ausschweifung“ (was das auch immer in einem Alter von 14 Jahren bedeuten mag) abgewiesen.

Schon früh entwickelte der junge J. W. Goethe eine Opposition zum Vater wegen dessen autoritärem Erziehungsstil. Dabei darf nicht übersehen werden, dass der junge Goethe von der Erziehung seines Vaters, dessen universeller Bildung und dessen Bibliothek und Sammlungen sehr viel profitiert hat. Der Vater wollte gerne, dass sein Sohn erfolgreicher als er den Weg ging, den er versucht hatte. Dem jungen J. W. Goethe, der lieber Philosophie in Göttingen studiert hätte, wurde nur die Möglichkeit angeboten, wie der Vater in Leipzig Jura zu studieren. Am 30. September 1765 reiste J. W. Goethe in Begleitung eines bekannten Buchhändler-Ehepaares mit der Postkutsche nach Leipzig ab. Er habe die Stadt gleichgültig hinter sich gelassen, als wenn er sie später nie mehr betreten wolle, bemerkte Goethe dazu im Alter<sup>80</sup>.

### 3. Goethe als Student

Die Stadt Leipzig galt als reich und weltoffen, an welchem Ruf die Messen sicher Anteil hatten. Sie war mit ihren damals 28.000 Einwohnern und 600 Studenten eine bedeutende größere Universitätsstadt und das damalige Zentrum der deutschen Aufklärung und des literarischen Rokoko. Gottsched und Gellert waren angesehene Professoren. Die Leipziger Studenten galten als stutzerhaft und gekkenhaft. Dementsprechend fiel der Neuankömmling Goethe in dem modebewussten Leipzig durch seine aus Frankfurt mitgebrachte altväterliche Kleidung auf und wurde Zielscheibe zunehmender Spottlust. Der neue Studiosus, der von seinem Vater mit einem monatlichen Salär von 100 Gulden generös ausgestattet war, viele seiner Mitstudenten mussten mit der Hälfte und weniger auskommen, hatte keine Probleme, seine altmodische Kleidung gegen eine neumodische umzutauschen.

Der junge Goethe studierte in Leipzig Jura, aber nachlässig. Lieber hörte er Poetik-Vorlesungen und nahm an künstlerischen praktischen Kursen teil. Von einem disziplinierten Studium, wie es sich der Vater wünschte, war die Realität weit entfernt.

In Leipzig trat der 17-jährige Goethe sehr selbstbewusst auf. Als Anfangsquartier wählte er ein bekanntes Hotel<sup>81</sup> und als zu bezahlenden Mittagstisch den des ehemaligen Universitätsrektors. Ab Ostern 1766 wechselte er in das Gasthaus von Christian Gottlob Schönkopf, in dessen Tochter Anna Catharina (Käthchen) Schönkopf sich Goethe bald heftig verliebte. Es kam bald auch zu einer offiziellen Verlobung. Doch dann kamen in dem jungen Goethe jene Ängste vor Verlust von Freiheit und Ungebundenheit hoch, die ihn immer wieder veranlassten, sich aus einer emotionalen Bindung mit einer Frau zurückzuziehen, sobald es „gefährlich“ für seine Unabhängigkeit wurde. Im März 1767 unternahm Goethe eine 12-tägige Reise nach Dresden, angeblich um sich die dortigen Kunstsamm-

<sup>78</sup> N. S. Damm, S. 509.

<sup>79</sup> Nach Friedenthal, S. 13.

<sup>80</sup> Goethes Werke, Weimarer Ausgabe von 1887 – 1919, Abteilung I, Band 27, S. 44

<sup>81</sup> Gasthaus „Zur Großen Feuerkugel“

lungen anzusehen, in der Realität vermutlich mehr eine Flucht vor dem quälenden Liebensverhältnis mit Kätchen, ein Grundmuster seiner späteren Fluchten vor inneren und äußeren Problemen. Die Verlobung wurde wieder gelöst. Später hat der alte Goethe in *Dichtung und Wahrheit* dieses erste Scheitern damit begründet, dass die sozialen Unterschiede zwischen ihm und der Gastwirtstochter zu groß gewesen wären. Aber im Unterschied zu später stürzte ihn dieser Konflikt in eine gefährliche innere Krise. Goethe schrieb später in *„Dichtung und Wahrheit“*, er habe auf manch unsinnige Weise versucht, „in seine physische Natur zu stürmen, um der sittlichen etwas zu Leide zu tun“. Das habe sehr viel zu den folgenden „körperlichen Übeln“ beigetragen, die seine Gesundheit ernsthaft bedroht hätten.<sup>82</sup> Was der späte Goethe damit genauer gemeint hat, ist nicht ganz klar. Jedenfalls hat auch die tolle und völlerische Lebensweise des jungen eingebildeten und unreifen Studenten Goethe mit zu den bald folgenden körperlichen Übeln beigetragen. Kurz nach seiner Ankunft in Leipzig 1765 schrieb der 16-jährige J. W. Goethe in einem Brief vom 21. 10. 1765 angeberisch an seinen Jugendfreund Johann Jakob Riese, dass er in Leipzig „große Figur“ mache. Und weiter berichtet er großspurig, dass er an „Gesellschaften, Concert, Comoedie, bey Gastereyen, Abendessen, Spazierfahrten“ so viel wie möglich teilnehme. Das sei köstlich, sei aber auch alles sehr kostspielig und sein Geld fließe dahin. Er habe weiter einen teuren (kostbaren) Tisch. „Merkt einmahl unser Küchenezettel. Hühner, Gänße, Truthahnen, Endten, Rebhühner, Schnepfen, Feldhüner, Forellen, Haßen, Wildpret, Hechte, Fasanen, Austern pp. Das erscheint Täglich. nichts von anderm groben Fleisch ut sunt Rind, Kälber, Hammel, pp. das weiß ich nicht mehr wie es schmeckt. Und diese Herrlichkeiten nicht teuer, gar nicht teuer“.<sup>83</sup>

Selbst wenn man von diesem Brief eine tüchtige Portion Prahlerei abzieht, lässt dieses Schreiben doch das Anspruchsniveau an das Leben des jungen Goethe erkennen, ein Anspruchsniveau, das sich durch sein ganzes Leben hinzieht. Bescheiden gegenüber dem Leben ist Goethe nie gewesen, das hat er nur seinen dichterischen Gestalten zugemutet.

Doch der junge Goethe fühlte sich zunehmend kränklicher. Im Alter, aus der Distanz, schrieb er darüber: „Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte. Der Schmerz auf der Brust, den ich seit dem Auerstädter Unfall von Zeit zu Zeit empfand und der, nach einem Sturz mit dem Pferde, merklich gewachsen war, machte mich mißmutig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das schwere Merseburger Bier verdüsterte mein Gehirn, der Kaffee, der mir eine ganz eigne triste Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tisch genossen, paralyalisierte meine Eingeweide und schien ihre Funktionen völlig aufzuheben<sup>84</sup>, so daß ich deshalb große Beängstigung empfand, ohne jedoch den Entschluß zu einer vernünftigeren Lebensart fassen zu können“.<sup>85</sup> Eine moderne Lebensweise nach Rousseau mit Kaltbädern, einem harten Lager und leichten Zudecken scheint alles verschlimmert zu haben.<sup>86</sup>

Im Juli 1768 unterbrach ein Blutsturz abrupt das Studentenleben des 19-jährigen Goethe. Er scheint mehrere Tage zwischen Tod und Leben geschwebt zu haben. Dann brach er sein Studium krankheitsbedingt ab und kehrte Anfang September nach Frankfurt zurück und verbrachte anderthalb Jahre zu Hause. Da im Januar 1769 ein erneuter Rückfall seiner Erkrankung eintrat, zog sich seine Genesung noch monatelang hin.

Welche Krankheit er hatte, ist bis heute unklar. Wikipedia spricht von einem Blutsturz, was aber zu einfach erscheint. Das ist eine antiquierte pauschale Diagnose für eine (Tuberkulose-) Erkrankung im Lungenbereich mit Bluthusten. Friedenthal hat gründlicher recherchiert (s. nachfolgend nach Friedenthal):

In einem eigentümlichen Zwielficht brachte Goethe die nächsten neun Monate in Frankfurt hin. Er war krank heimgekommen, heiter zugleich, wie er sagte; er vertraut sich der Fürsorge der Schwester und Mutter an und war gereizt über die Ungeduld des Vaters, der den „Kränkling“ nun doch bald

<sup>82</sup> Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, I, B. 27, S. 112.

<sup>83</sup> Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, IV, Bd. 1, S. 14f.

<sup>84</sup> Dieses Unverträglichkeits-Phänomen müsste nach modernen Forschungsergebnissen genauer interpretiert werden.

<sup>85</sup> Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, I, Bd. 27, SW. 185f.

<sup>86</sup> Nach Jochen Klauß, S. 23.

wieder auf der Universität sehen und von hypochondrischen Klagen nichts hören wollte. Denn die Krankheit war auch ein willkommener Schutz vor den pflichtgemäßen Studien, der ausgiebig wahrgenommen wurde. Was ihm eigentlich gefehlt hat, ist auch von den Medizinern, die sich mit seiner Krankengeschichte beschäftigt haben, nicht klar festgestellt worden; seine eigenen Angaben sind unklar genug und von anderen liegen keine Mitteilungen vor. Goethe hat immer viel über seinen Gesundheitszustand geklagt, über die Zähne, die ihm zeitlebens zu schaffen machten und denen damals auch niemand helfen konnte, über Husten und Verdauungsbeschwerden, die später einige der großen Krisen hervorriefen. Ein schwerer Hypochonder war er jedenfalls und das Wort „heiter“, das er so sehr liebt, ist mehr ein Wunsch als Realität.

Aber er war damals in Frankfurt nicht nur ein eingebildeter Kranker. Eine Geschwulst an der Halsseite musste geschnitten werden. Ein weiterer Arzt behandelte die Lunge. Als Tuberkulose der Lunge und der Halslymphdrüsen wird die Krankheit am plausibelsten gedeutet. Dazu kam noch eine schwere Verstopfung, der man damals hilflos gegenüber stand.

Es gibt auch eine andere Deutung der Krankheit und sie soll nicht unerwähnt bleiben. Die Hauptrolle spielt dabei ein „Don Sassafras“, den Goethe bei den Leipziger Liebhaberaufführungen einige Male gespielt hat. Sassafras war ein bekanntes Antilueticum (Mittel gegen Syphilis) der Zeit. In seinem Brief an seinen jungen Freund Breitkopf äußert Goethe sich kurz nach seiner Rückkehr darüber warnend und über die Gefahr, dass man sich in Leipzig leicht infizieren könne. Hatte Goethe sich infiziert und vielleicht zu viel von diesem Antilueticum genommen?

Er langweilt sich sehr in der Krankenstube, und so macht er eifrig Verse. Goethe, bei aller ungeheuren Tätigkeit seines Wesens, hat sich oft gelangweilt, das Wort kehrt immer wieder. Kühn hat er auch die Langeweile als „Mutter der Musen“ gefeiert.

Die Frankfurter Mädchen erscheinen ihm auf einmal steif nach den beweglichen, hellen Sächsinen, über die er in Leipzig geseufzt hatte. Halbherzig versucht er mit einer weiteren Freundin seiner Schwester, Charitas Meixner, ein wenig zu liebeln, denn ein junger Herr darf nicht ohne eine „Kleine“ sein. (n. Friedenthal, S. 56 -58).

Nach seiner langsamen Genesung reiste er im Frühjahr 1770 er nach Straßburg, um dort sein Studium abzuschließen. Diesmal hatte er „nur“ einen monatlichen Wechsel von 90 Gulden zur Verfügung, von denen er aber auch in der damals 43.000 Einwohner zählenden Stadt Straßburg mit ihren 500 Studenten überdurchschnittlich gut leben konnte.

Aber auch hier betrieb er seine Studien wieder nachlässig. Seit September 1770 begann ein näherer freundschaftlicher Kontakt mit Herder, der sich in Straßburg einer Augenoperation unterziehen wollte. Mehr beeindruckten ihn die Hinweise von Herder auf Shakespeare, auf die Mythen, Sagen und Lieder der Völker als Hinweise auf ihr Wesen. Auf der Suche nach mündlich weiter gegebenen Liedern wurden weite Landpartien unternommen. Bei einer solchen Landpartei hielt sich Goethe Anfang Oktober 1770 erstmals in Sesenheim auf, wo er sich in Friederike Brion, die jüngere Pfarrerstochter, verliebte.

Mehrmalige Besuche in Sesenheim im November und Dezember 1770 vertieften das Liebesverhältnis. Ein mehrwöchiger Aufenthalt Goethes im Sesenheimer Pfarrhaus vom 18. Mai bis zum 29. Juni 1771 war der Höhepunkt der Beziehungen und nach dortiger landläufiger Auffassung galten Friederike und Goethe als verlobt. Goethes charmantes Auftreten, seine elegante Kleidung, sein freundliches Wesen und vor allem seine finanzielle Großzügigkeit gewannen ihm bald die Herzen der dortigen Landleute. Von der wichtigsterischen finanziellen Großzügigkeit des 20-jährigen Goethe berichtet folgende überlieferte Erzählung: Die Burschen des Dorfes machten jedes Jahr im November hinter der Kirche ein großes Feuer und sprangen mit Stangen darüber. Goethe war im November 1770 auch bei diesem Brauch dabei und bemerkte unter den Zuschauern sechs Frauen mit alten, zerrissenen Strohhüten. Er veranlasste daraufhin einen Bauern mit Namen Wolf, den Frauen die Strohhüte abzunehmen und ins Feuer zu werfen, was auch bis auf eine Frau, die sich ihren Strohhut auf keinen Fall abnehmen ließ, gelang. Darauf zückte Goethe seinen Geldbeutel und gab jeder der Frauen 2 Thaler, also

insgesamt knapp ein Viertel seines monatlichen Unterhaltgeldes. Das verwandelte die sauren Mienen der fünf Frauen natürlich in frohen Jubel.<sup>87</sup>

Seine juristische Doktorarbeit wurde wegen gewagter freigeistlicher Thesen nicht einmal zur Prüfung und Zensur angenommen. Ein Theologieprofessor der Universität Straßburg bezeichnet den Studenten Goethe als überwitzigen Halbgelehrten und wahnsinnigen Religionsverächter. So konnte Goethe nur durch eine mündliche Disputation in Latein am 6. August 1771 das Lizentiat beider Rechte erwerben.

Vermutlich am 7. August weilte Goethe zum letzten Mal kurz in Sesenheim und reiste dann am 9. August nach Frankfurt ab. Der Abschied war kühl, Goethe reichte Friederike vom Pferd herab die Hand. Für die verlassene Friederike, die zu dieser Zeit verständlicherweise sehr krank war, bedeutete dieser Abschied und diese Trennung eine schwere Kompromittierung vor den Dorfbewohnern.

Es spricht für die menschliche Größe von Friederike und der gesamten Familie Brion, dass Goethe 1779 anlässlich seiner 2. Italienreise unangemeldet noch einmal Friederike und die Familie Brion in Sesenheim aufsuchen und sogar im Pfarrhaus übernachten konnte/durfte. Vermutlich war ihm immer noch schuldhaft bewusst, wie unfair er sich gegenüber Friederike verhalten hatte und versuchte, durch seinen Besuch Friederikes Ansehen vor den Dorfbewohnern wieder etwas zu normalisieren.

Aber wie oberflächlich Goethe das damalige schwärmerische Verhältnis empfunden hatte, zeigt seine rückblickende Darstellung dieses Wiedersehens im Alter. „Die Zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt schöner als ichs verdiente, und mehr noch als andre an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe, ich musste sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise darüber hinweg mir zu sagen was ihr von einer Krankheit iener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebste mit soviel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick an da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinander stießen dass mirs ganz wohl wurde.“<sup>88</sup>

Goethes Freundschaften, Liebeleien, Liebschaften, Lebensverhältnisse und Abenteuer sind bisher meist zu viel entschuldigt und überhöht worden, weil Goethe sie jeweils selber überhöht empfunden und später teilweise überhöht dichterisch verarbeitet hat.<sup>89</sup> In Wirklichkeit waren sie mental, emotional und literarisch überhöhte Casanoviaden. Goethe war letztlich ein oberflächlicher egoistischer Abenteurer, der ständig das beglückende Gefühl des „Verliebtseins“ suchte und genoss und der dabei keinerlei Rücksichten und Hemmungen kannte und sich selber in seine kurzfristigen oder zeitlich begrenzten Gefühle hineingesteigert hat, genau wissend, dass er über kurz oder lang die jeweilige Affäre beenden würde. Einige seiner Beziehungen scheinen auch bewusst aus praktischen Kalkül heraus gepflegt worden zu sein. Dass es dabei teilweise nicht oder relativ wenig zu sexuellen Kontakten gekommen zu sein scheint hat mit Goethes spezifischer sexueller Persönlichkeitsstruktur zu tun.<sup>90</sup>

In Frankfurt angekommen stellte Goethe am Tag seines 22. Geburtstages, also am 28. August 1771, beim Reichsstädtischen Schöffengericht den Antrag auf Einrichtung einer Advokatur. Bereits am 31. August wurde dem Antrag zugestimmt und am 3. September wurde der junge Advokat vereidigt. Goethes Advokatur dauerte also von Anfang September 1771 bis Oktober 1775. Unterbrochen wurde sie durch ein freiwilliges Rechtspraktikum am Reichskammergericht in Wetzlar von Mai bis September 1772, welches der Vater finanzierte.

Die Kosten für Goethes Studien in Leipzig und Straßburg sind mit 6.000 bis 7.000 Gulden veranschlagt worden, pro Jahr also mit wenigstens 1.200 Gulden.<sup>91</sup> Dazu kamen dann noch die Kosten für

<sup>87</sup> Grumach, Ernst und Renate (Hrsg.), 1965-77: Goethe, Begegnungen und Gespräche, Band 1-5, Berlin; hier Bd. 1, S. 167.

<sup>88</sup> Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, IV, Bd. 4, S. 66f.

<sup>89</sup> S. z.B. in der Gretchen-Tragödie, Faust I, und in der Treulosigkeit Weislingens an Marie, der Schwester von Götz von Berlichingen.

<sup>90</sup> Das Bild von sich als eines bis in die Mitte seines Lebens rein platonisch liebenden Mannes hat Goethe bewusst geschaffen. Siehe dazu das Kapitel über seine reale Sexualität.

<sup>91</sup> Nach Klauß, Jochen, 2009, S. 26.

den Aufenthalt in Wetzlar. Man kann also von 7.000 Gulden ausgehen, die der Vater bisher für die Ausbildung seines Sohnes ausgegeben hatte.

Goethes Start als junger Anwalt in Frankfurt/M. hatte die besten Voraussetzungen. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum Rat der Stadt, zum Frankfurter Schöffengericht, zum Stadtschultheißenamt, der rechtskundige und beschäftigungshungrige Vater und weitere Bekanntschaften waren überdurchschnittliche Empfehlungen. In diesen juristischen Anfangsjahren erhielt Goethe etwa acht bis neun Prozessvertretungen, wovon ein eigener bescheidener unabhängiger Lebensunterhalt möglich gewesen wäre. Später wären mit großer Wahrscheinlichkeit mehr und größere Verfahren hinzu gekommen und damit auch größere Honorare. Aber in den ersten 4 Jahren als junger Anwalt erhielt J. W. Goethe von seinem Vater immer noch monatlich 100 Gulden zusätzlich gezahlt.

Der junge Advokat Goethe scheint nicht ungeschickt seine Mandanten vertreten zu haben. Nach im Frankfurter Stadtarchiv gefundenen Akten von 28 Prozessen, an denen Goethe als Advokat beteiligt war, wird ihm bescheinigt, dass er mit Klarheit, Präzision und Sicherheit des Urteils schrieb, dass er die rein menschlichen Verhältnisse geltend zu machen versuchte, dass er gerne an den gesunden Menschenverstand und an das natürliche Gefühl appellierte, dass er den Gegner nicht schonend zu behandeln pflegte und zumindest in einem Fall so schwungvoll und rhetorisch überzogen seine Partei vertrat, dass er sich einen ernsten Gerichtsverweis einhandelte. Und Goethe scheint nach dem Urteil seines Schwagers Georg Schlosser teilweise mehr als Schriftsteller denn als nüchterner Advokat an seine Fälle herangegangen zu sein.<sup>92</sup>

Da es damals in Frankfurt keine mündlichen Verhandlungen gab, tauschten die streitenden Parteien lange Schriftstücke aus. Der Rechtsgang verlief also schwerfällig und die Honorare richteten sich nach dem Umfang, also nach der Seitenzahl der Schriftstücke/Stellungnahmen. Deswegen wurden solche Schriftstücke oft auch in vergrößerten oder breiteren Buchstaben verfasst. Seine schriftstellerische Begabung hätte Goethe also damals nützen können.

Den bisherigen monatlichen väterlichen Zuschuss von 100 Gulden hatte Goethe auch insofern nötig, als er durch seine ersten schriftstellerischen Erfolge kein Geld verdiente. 1773 war Goethes „Götz von Berlichingen“ als Privatdruck erschienen. Goethe hatte einen Kredit aufnehmen müssen, um die Kosten für das Papier zu bezahlen. Auch die „Leiden des jungen Werthers“ brachten Goethe nur geringfügige finanzielle Gewinne.

Als der junge Advokat im Herbst 1775 der Einladung des jungen Herzogs von Weimar folgte, gab er zum Kummer des Vaters diese hoffnungsvolle Juristen-Karriere auf. Den bisherigen monatlichen Wechsel von 100 Gulden zahlte ihm der Vater aber trotzdem weiter, wenn auch widerwillig.

#### **XIV: Goethe und seine Zeit in Weimar**

Als Goethe am 7. November 1775 morgens um 5 Uhr in Weimar eintraf sah er sich schnell in einen neuen Lebensstil hineingezogen, der sich erheblich von seinem bisherigen Frankfurter Advokatenleben unterschied und auch mehr Geld kostete, als er bisher zur Verfügung hatte. Bereits in einem Brief vom 22. November an seine Frankfurter vertraute Tante Johanna Fahlmer deutete er an, dass er über seine neuen wirtschaftlichen Verhältnisse, d.h. über seine finanziellen Verhältnisse, wenig sagen könne, weil diese zu verwickelt seien.<sup>93</sup> Schnell wurde der Neankömmling in das wilde Treiben der jungen Freunde um den noch jüngeren Herzog einbezogen. Bei einem Ausritt einiger dieser Freunde ohne den Herzog Ende Dezember 1775 in das Dorf Waldeck bei Bürgel, nahe Jena, wo Bertsch späterer Schwiegervater Slevoigt das Amt des Forst- und Wildmeisters bekleidete, mussten sich die jungen Leute, da „fatales Tauwetter“ herrschte, einige Tage mit Scherzen, Tollheiten und Würfel- und Kartenspiel vertreiben.<sup>94</sup> Dieses Treiben kostete natürlich Geld und zwar mehr als seine monatlichen 100 Gulden.

<sup>92</sup> Nach Klauß, Jochen, 2009, S. 27f.

<sup>93</sup> Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, IV, Bd. 3, S. 1.

<sup>94</sup> Goethe berichtete in einem Brief an den jungen Herzog sehr offen darüber. S. Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, IV, Bd. 3, S. 8 und 11f.

Es überrascht deswegen nicht, dass Goethe nichts übrig blieb, als schnell zu Hause in Frankfurt um Geld zu bitten. Schon am 5. Januar 1776 schrieb er wieder an seine dortige vertraute Tante Johanna Fahlmer als Vermittlerin, sie möge die Eltern dazu bringen, ihm mit der Postkutsche 200 Gulden zu senden. Er begründete das diffus damit, dass er dort bleiben müsse, wo er fühle, dass er hingehöre. Bereits am 19. Januar hatte Goethe das Geld in Händen. Damit konnte wiederum er einen Teil der Schulden bei seinem Darmstädter Freund Merck tilgen.

Bereits 1 Monat später erteilte er wieder seiner Tante Johanna Fahlmer den Auftrag dafür zu sorgen, dass der Geldzufluss aus Frankfurt weiterhin in Gang blieb, der Vater möge auch kochen wie er wolle. Und dann folgen die bedeutungsvollen Sätze: "... da ich Bruder und alles eines Herzogs bin. Der Herzog hat mir wieder 100 Dukaten geschenckt. Gebet Wie ihr wollt – ich bin ihm was ich ihm seyn kann, er mir was er seyn kann – das mag nun fortgehen wie und solange das kann".<sup>95</sup>

Der Herzog, der den neu gewonnenen Freund an Weimar binden wollte, besorgte diesem einen dauernden Grund- und Wohnbesitz, wodurch Goethe Weimarer Bürger wurde. Goethe kaufte unter seinem Namen aber mit dem Geld des Herzogs für 600 Thaler von den Erben der 1775 verstorbenen Elisabeth Börner das Grundstück und Gartenhaus am Stern, ein ehemaliger Weinberg mit darin befindlichem Gartenhaus, das zusammen mit dem Grundstück für weitere 300 Taler nach Goethes Plänen renoviert (neues Dach, neue Fußböden, neue Fenster und Türen) und der Garten aufwendig neu angelegt (Terrassen, Wege, lauschige Winkel, Beete für Blumen und Gemüse, Bäume, Büsche und Sträucher) und für weitere 350 Taler das Haus eingerichtet wurde, alles ebenfalls aus der Privatschatulle des Herzogs bezahlt. Der Herzog scheute sich verständlicherweise, als offizieller Käufer in Erscheinung zu treten.<sup>96</sup> Das alles ging natürlich bis zur Fertigstellung nur schrittweise in den Jahren 1776/77. Am ,Sonntag, den 21. April 1776 nahm Goethe offiziell sein Gartenhaus in Besitz, am 19. Mai schlief er zum ersten Mal darin.

Der nächste, langfristig geplante Schritt in seinem kometenhaften Aufstieg in Weimar erfolgte keine drei Wochen später. Am 11. Juni trat der als Grundbesitzer neue Weimarer Bürger J. W. Goethe in den Weimarer Staatsdienst ein und zwar – trotz heftigem Widerstand der alteingesessenen Beamten – als Geheimer Legationsrat mit Sitz und Stimme im Geheimen Conseil. Sein Anfangsgehalt betrug 1200 Taler. Das Durchschnittseinkommen der höheren Beamten in Weimar betrug nur ca. 600 Taler. 1200 Taler Anfangsgehalt waren ebenfalls mehr, als Goethes Großvater mütterlicherseits als Stadtschultheiß verdient hatte. Goethe als rascher bürgerlicher Aufsteiger erwartete also bei solcher Bevorzugung durch den jungen Herzog sowohl innerhalb der fürstlichen Familie als auch innerhalb der Weimarer traditionellen Oberschicht Missgunst und Gegnerschaft.

## 1. Weshalb Goethe nach Weimar kam

Wie kam nun Goethe gerade nach Weimar? Was hielt ihn in Weimar ein Leben lang? Weshalb wurde er so rasch ein enger Vertrauter des um 8 Jahre jüngeren Herzogs? Weshalb erfüllte ihm der Herzog fast alle seine manchmal sehr anspruchsvollen Wünsche? Weshalb stieg Goethe so rasch in der politischen Hierarchie des Kleinstaates bis ganz nach oben auf? Weshalb zahlte ihm der Herzog ein so hohes Gehalt für relativ wenig konkrete politisch-verwaltungsmäßige Leistungen und erhöhte wiederholt noch dieses Gehalt? Weshalb zahlte der Herzog ihm dieses hohe Gehalt sogar noch weiter, als er nach Italien floh und später keine bzw. kaum noch konkrete politische Aufgaben hatte? Weshalb schenkte ihm der Herzog 2 Häuser in Weimar (das Gartenhaus und das Haus am Frauenplan)? Weshalb nahm ihn der Herzog gegen seine Kritiker am Hofe und in der Stadt in Schutz? Das sind Fragen, die bisher in der Goethe-Biografie nicht zufrieden stellend beantwortet worden sind, die man elegant umgangen hat.

Goethe war vor allem durch den Werther und durch seine „Sturm- und Drangschriften“, zu einer deutschlandweiten Berühmtheit gelangt und hatte in Frankfurt eine eigene, allerdings noch bescheiden gehende Anwaltspraxis eröffnet. Der junge Herzog Karl August hatte kurz nach seinem Regierungsantritt auf seiner Reise nach Darmstadt zur Hochzeit mit der Prinzessin Luise unterwegs kurz den 8 Jahre älteren Goethe durch die Vermittlung von Knebel kennen gelernt. Er fand schnell Gefal-

<sup>95</sup> Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, IV, Bd. 3, S. 37f.

<sup>96</sup> S. Kahler, Manfred, 1982, Goethes Gartenhaus in Weimar, S. 3 – 7.

len an ihm und lud ihn als Favoriten nach Weimar. Über seine spätere praktische Verwendung könne man später nachdenken (Friedenthal, S. 179). Goethe nahm sofort an. Er hatte zwar noch ein anderes Angebot, nämlich vom Prinzen von Meiningen aus einem der anderen Herzogtümer in Thüringen, aber er sagte dem jungen Weimaraner sofort zu. Weshalb ging aber Goethe nach Weimar und weshalb blieb er dort bis zu seinem Tode?

## 2. Weshalb Goethe in Weimar blieb

Ursprünglich sollte der Besuch Goethes in Weimar nur 2 Wochen dauern, doch bald war an eine Trennung vom jungen Herzog und von Weimar nicht mehr zu denken. Wieland hatte das schnell erkannt. Er schrieb bereits im Mai 1776: „Goethe bleibt nun wohl hier, so lange Karl August lebt und möchte das bis zu Nestors Alter wahren“. Die Anspielung auf Nestor macht deutlich, dass nach Meinung Wielands der junge Herzog nicht nur Goethes Freund und Gönner, sondern auf eine recht unorthodoxe Art auch dessen Schüler war.<sup>97</sup>

Einfach mit der Achtung des Herzogs vor dem Dichtergenie Goethes ist das nicht zu beantworten, denn Goethe hatte bis zu seiner Ankunft in Weimar noch nicht so viel dichterisch geschaffen, dass solche Herzogsverhalten gerechtfertigt gewesen wäre. Und die nachfolgenden 10 Jahre hat Goethe kaum etwas Dichterisches von Rang produziert.

Es war zwar damals üblich, dass Fürsten kleiner Länder, die nicht in den eigenen Landesschulen und Landesuniversitäten ihr politisch-administratives Fachpersonal ausbilden konnten, sich geeignete Fachkräfte aus dem Ausland holen, sei es als Erzieher, Lehrer, Fachleute oder Minister. Dazu kamen noch Personen, die auf irgendeine Weise für einen Fürsten/eine Fürstin interessant waren und als sogen. Favoriten/Günstlinge an den jeweiligen Hof berufen wurden.

Nicholas Boyle stellte in seinem Buch über Goethe und seine Zeit<sup>98</sup> im Kapitel 4,2 die Frage, weshalb eigentlich Goethe in Weimar blieb, was ihn hielt und durch wen er gehalten wurde? Er kam zu 3 Haupt-Vermutungen:

- Der Goethe aus wohlhabendem Patrizierhaus würde in Weimar mehr Geld ausgeben, als er z. B., als Staatsdiener kostete und so dem Staat Geld einbringen.
- Es war die bemerkenswerte Macht, die Goethe über das Herz des jungen Herzogs seit der ersten Begegnung erlangt hatte. Dieser Einfluss war auch der Mutter des Herzogs recht, denn so konnte sie ihren Sohn anderen, ihr weniger angenehmen Erziehungs-Einflüssen entziehen und Goethe konnte eine Art Erzieherrolle für den vaterlos aufgewachsenen Karl August übernehmen.
- Es war die bei Goethe die Aussicht auf Ansehen und Karriere in dem Kleinstaat Sachsen-Weimar und er genoss das Hofiert-Werden durch den Herzog und die Herzogsmutter und die Sympathie Herzogin Luise, deren Wohlwollen er durch seine platonische Liebesaffäre mit Charlotte von Stein, der Herzogin Luise enge Freundin, gewonnen hatte. Ob das aber alles war, ist unbefriedigend.

Friedenthal nennt noch einen anderen Grund:

Hier in dem kleinen Weimar mit seinem kleinen Musenhof konnte er „König unter den Dichtern“ werden, hier gab es keine „Gleichwertigen“. (Friedenthal, S. 192). Das war ihm sehr wichtig. Deswegen kämpfte er um diese Position und verhielt sich später jahrelang desinteressiert und sogar ablehnend gegenüber Schiller, als dieser nach Jena und Weimar zog. Und Goethes Hoffnungen, in Weimar zu Aufsehen und Ansehen zu gelangen, erfüllten sich von seiner Ankunft an.

## 3. Goethes Wirkung in Weimar

Für die Frauen galt Goethe, wie der berühmte Modearzt und Aufklärer Johann Georg Zimmermann berichtete, als „*der schönste, lebhafteste, ursprünglichste, feurigste, stürmischste, sanfteste, verführerischste und gefährlichste Mann*“ weit und breit. Dieser Ruf kam nicht von ungefähr, denn weder er noch sein Herzog standen im Ruf, Keuschheit für eine Tugend zu halten.<sup>99</sup>

<sup>97</sup> N. N. Boyle, S. 285.

<sup>98</sup> Boyle, deutsche Ausgabe 1995, ab S. 278-285,

<sup>99</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 125.

Auch bezüglich der Kleidung brachte Goethe eine neue Mode in die Stadt Weimar. Sein Held Werther trug Hose und Weste in gelb, braune Stulpenstiefel, darüber einen dunkelblauen Frack mit gelben Messingknöpfen und auf dem Kopf einen runden Filzhut auf dem ungepuderten Kopf. Diese „Werthertracht“ zog Goethe in Weimar an, der Herzog folgte diesem Vorbild und fast alle jungen Männer, die es sich finanziell leisten konnten, folgten diesen Vorbildern. Diese Kleidung nannte man deshalb bald in Weimar „Goethes Uniform“. Sogar das Parfum zum Buch, das „Eau de Werther“ wurde ein Verkaufsschlager. Goethe war damals in Weimar das, was man heute einen „Popstar“ nennen würde.<sup>100</sup>

Goethe hat nach seiner Ankunft in Weimar 1775 das Theaterwesen sogleich belebt. Das war ein geschickter Schachzug, die Herzogsmutter für sich zu gewinnen, denn Anna Amalia liebte das Theaterwesen sehr. Deshalb wurden bald erste Liebhaberaufführungen vorbereitet. Nach 2 Maskenspielen wurde am 4. Juni 1776 erstmals ein Stück von Goethe aufgeführt, „Erwin und Elmire“, zu dem Anna Amalia die Musik selber komponiert hatte. Die Regie führte Goethe. In der Ettersburg wurde ein kleiner Theatersaal eingerichtet und im Park fanden Freilichtaufführungen statt. Diese Ettersburg-Inszenierungen waren nur dem Hofpublikum zugänglich, während die Aufführungen im Redoutenhaus allen Bürgern offen standen. Goethe übernahm die Intendanz dieser frühen Theaterprojekte, die der Herzog aus dem Staatshaushalt finanzierte, unterstützt von Zuschüssen aus der Privatschatulle seiner Mutter. Möglichst viele der Hofgesellschaft traten, mehr oder minder freiwillig, als Akteure auf, selbst der Herzog, sein Bruder und auch Goethe selbst übernahmen Rollen.<sup>101</sup> 1791 übernahm Goethe die Intendanz des neu gebauten Hoftheaters und behielt dieses Amt 26 Jahre lang inne, bis die Schauspielerin Karoline Jagemann, die 1797 als 20-Jährige für die Weimarer Bühne engagiert worden war, durch ihren Einfluss auf den Herzog die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Goethe und dem Herzog abkühlen ließ. Unter Goethes Leitung erhielt aber Weimar den Ruf einer Theaterstadt.  
(wird weiter geführt)

#### 4. Goethe und Herzog Karl August von Sachsen-Weimar

Als Goethe im November 1775 nach Weimar kam, wurde er zuerst als Berater des Herzogs und seiner Mutter tätig. Im Unterschied zum Prinzenerzieher Wieland gelang es Goethe, Karl August so anzunehmen, wie er war. Goethe begriff, dass nur der diese Kraftnatur Karl August lenken konnte, der kameradschaftlich mit ihm im Bunde war, der ihn an Wildheit der Ideen und Einfälle möglichst noch übertraf. So stellte es Goethe zumindest im Alter dar.<sup>102</sup>

Der Herzog und Goethe freundeten sich schnell immer enger an. Sie duzten sich bald, allerdings nicht bei offiziellen Gelegenheiten. Sie knallten mit großen Hetzpeitschen auf dem Markt um sich. Sie preschten mit einigen Jägern irgendwohin in den Wald, saßen am Lagerfeuer, schliefen in einem Dorf oder in einer Jagdhütte, oft auf einem Lager nebeneinander. Goethe geriet oder steigerte sich in eine wilde Periode und an den wilden Jahren des jungen Herzogs hatte er offensichtlich auch fördernden Anteil. Denn Christoph Wilhelm Hufeland, der spätere Weimarer Hofarzt, beobachtete, dass es Goethe sich zur Aufgaben gemacht hatte, den Herzog aus seiner pedantischen, beschränkten, verzärtelnden Hofexistenz ins freie Leben einzuführen und auch körperlich abzuhärten. Er empfahl ihm, im Winter eiskalte Bäder zu nehmen, hielt ihn ständig in freier Luft und betrieb mit ihm eifrig das damals neu entdeckte Eislaufen.<sup>103</sup>

Goethes Einfluss auf den jungen Herzog führte dazu, dass der Herzog auch etwas vom Verhalten der jungen Stürmer und Dränger annahm. Charlotte von Stein berichtete in einem Brief aus einer Zeit, als ihr Verhältnis zu Goethe noch sehr distanziert war: *„Uns nun sein unanständ'ges Betragen mit Fluchen, mit pöbelhaften, niederen Ausdrücken. Auf ein moralisches, sobald es aufs Handeln an kommt, wird's vielleicht keinen Einfluss haben, aber er verdirbt andere. Der Herzog hat sich wunderbar geändert. Gestern war er bei mir, behauptete, dass alle Leute mit Anstand, mit Manieren*

<sup>100</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 125.

<sup>101</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 146.

<sup>102</sup> (Belegstelle wird nachgetragen)

<sup>103</sup> Nach Schmidt-Möbus, s. 124.

*nicht den Namen eines ehrlichen Mannes tragen könnten...Daher er auch niemanden mehr leiden mag, der nicht etwas Ungeschliffenes an sich hat. Das ist nun alles von Goethen...*<sup>104</sup>

Nur sitzen durfte Goethe beim Essen nicht an der Herzogstafel, an der nur Adelige sitzen durften, sondern er musste an einem Nebentisch Platz nehmen, auch noch als er der Geheime Rat geworden war. U. a. wegen solcher zeremonieller Schwierigkeiten besorgte ihm sein herzoglicher Freund vom Kaiser einige Jahre später den Adelstitel (Friedenthal, S. 187f). Diese wilde Zeit der beiden Freunde erregte natürlich öffentliches Missfallen. In einem Brief eines Beobachters heißt es: *„In Weimar geht es erschrecklich zu. Der Herzog läuft mit Göthen wie ein wilder Pursche auf den Dörfern herum, er besauft sich und genießt brüderlich einerlei Mädchen mit ihm. Ein Minister, der gewagt hat, ihm seiner Gesundheit halber die Ausschweifungen abzuraten, hat zur Antwort bekommen: Er müsste es tun, sich zu stärken“* (Friedenthal, S. 191).

Das war eine interessante Bemerkung und erinnert an manche heutige somatisch-sexuell-psychologische Empfehlungen. Aber für damals war das revolutionär. Wo hatte das der junge Herzog her? Von seinen Erziehern Graf Goertz und Wieland bestimmt nicht. Auch in seiner Umgebung sind solche Einstellungen kaum zu vermuten. Infrage kommen nur Einflüsse aus dem „Sturm und Drang“ und hier wiederum nur der Einfluss Goethes. Was aber würde das für Goethe bedeuten, wenn dieser Beobachter Recht hätte, wenn sich Goethe an diesem lockeren Leben des Herzogs beteiligt hat? Das würde bedeuten, dass Goethe seiner Nachwelt tatsächlich das perfekte Schauspiel eines zwar ständig verliebten, aber gleichzeitig gehemmten Intellektuellen geboten hat. Aber hier bezüglich dieser Doppelrolle steht die moderne Goetheforschung offensichtlich noch am Anfang und vor jahrzehntealten Barrieren.

Der Herzog holte sich bei seinen erotischen Abenteuern auch venerische Erkrankungen, zumindest gibt es Hinweise darauf bezüglich einer Hollandreise.<sup>105</sup>

Goethe wurde bald mit dem Titel eines „Geheimen Legationsrates“ zum Mitglied des Regierungsrates, des „Geheimen Conseil“ ernannt. Er erhielt ein Gehalt von 1.200 Talern jährlich, das zweithöchste Einkommen im Kleinstaat, später aufgestockt auf 2000 Taler. Der Herzog kaufte ihm ein kleines Gartenhaus vor der Stadt. Diese Freundschaft kann fast als „Liebschaft“ bezeichnet werden und sie wurde jetzt, wie Goethe schreibt, zu einer Art Ehe (Friedenthal, S. 199). Damit ist die Frage berührt, die nicht gerne oder gar nicht untersucht wird, um das Idealbild von Goethe nicht zu beeinträchtigen: Was band die beiden eigentlich so eng zusammen, dass der relativ arme junge Herzog dem jungen, etwas älteren Dichter für ein doch ziemlich freies Leben derart viel Geld zur Verfügung stellte und ihn gegen alle Anfeindungen in Schutz nahm? Goethe war damals noch nicht so berühmt, dass man das mit Achtung vor dessen Werk erklären könnte. Richtig berühmt wurde Goethe erst 2 Jahrzehnte später.

Ist es immer noch zu gewagt zu vermuten, dass zwischen dem Herzog und Goethe eine gewisse homoerotische Beziehung bestand? Hatte dieser äußerlich und innerlich etwas grobe Herzog neben seinen hetero-sexuellen Abenteuern auch ein prinzipielles Interesse an schönen Männern, z. B. wie an dem jungen Goethe? Unter Kapitel XIII wird darauf noch etwas fragend eingegangen. Als Christiane den Herzog im Sommer 1814 zum 1. Mal persönlich traf (der Herzog kam gerade vom Wiener Kongress zurück) saß er in einer Kutsche und neben ihm „war ein wunderschöner Russe bei ihm, es musste ein Fürst sein, er hatte eine Menge Orden, war noch jung und war, was man einen schönen Mann nennen kann“, so Christiane in einem Brief vom 4. Juni 1814 an Goethe<sup>106</sup>.

Goethe duzte den Herzog, wenn er mit ihm alleine unterwegs war (Friedenthal, S. 211) und schlief gelegentlich im Schlafzimmer der Herzogs (der Weimarer Klatsch achtete darauf) (Friedenthal, S. 200, 202). Er bat die Eltern um Geld: weil ich jetzt „Bruder und alles eines Fürsten bin, kann ich nicht sparen“ (Friedenthal, S. 205). Eine erotische Atmosphäre umgab irgendwie die beiden. Friedenthal sieht es so: Vermutlich war zwischen den beiden eine Art erotisches Element im Spiel, nicht unbedingt physischer Natur. Der Herzog Karl August war der männliche Teil, der Werbende, Goethe der weibliche Partner, der sich umwerben ließ. „Die Lebensführung der beiden ist seltsam genug und

<sup>104</sup> S. Fr. Schmidt-Möbus, S. 139.

<sup>105</sup> Nach M. Günth, Italienreise.

<sup>106</sup> N. S. Damm, S. 466.

erregt allgemein Aufsehen... Goethe schläft auch immer wieder beim Herzog, selbst in Weimar. Fast vor jeder wichtigen Entscheidung steht dieser Eintrag in Goethes Tagebuch. In langen Nachtgesprächen wird da alles durchgesprochen, Stellenbesetzungen, auswärtige Politik, auch Liebesangelegenheiten. Es war ein kurioser Ministerrat, so von Bett zu Bett oder nebeneinander auf einem breiten Kanapee" (Friedenthal, S. 199f). Als Goethe zum Geheimen Rat im Obersten Conseil ernannt wurde (er war der offiziellen Ordnung nach dort die Nummer drei, in der Realität aber, wie jeder wusste, die Nummer eins), hatte er die Nacht davor wieder, was auch jeder in Weimar wusste, im Schlafzimmer des Herzogs zugebracht (Friedenthal, S. 2002).

In einem Gespräch mit Johann Peter Eckermann, seinem späteren Privatsekretär, stellte Goethe am 23. Oktober 1828 rückschauend das damalige Verhältnis so dar:

*„Er schloss sich bald auf das innigste an mich an und nahm an allem, was ich trieb, gründlichen Anteil. Daß ich fast zehn Jahre älter war als er, kam unserem Verhältnis zugute. Er saß ganze Abende bei mir in tiefen Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur und was sonst allerlei Gutes vorkam. Wir saßen oft tief in die Nacht hinein und es war nicht selten, dass wir nebeneinander auf meinem Sofa einschliefen“.*<sup>107</sup>

Wieweit diese mehr platonisch-homoerotische Beziehung nach Friedenthal die ganze Realität umfasste, soll dahin gestellt bleiben. Es ist darüber noch zu wenig geforscht worden.

Später, als der Herzog als letzte und dauerhafteste Mätresse die Schauspielerin Karoline Jagemann wählte, kühlte sich die Beziehung zwischen Goethe und dem Herzog endgültig ab. Die Jagemann hatte nun mehr Einfluss als Goethe und als er als Theaterdirektor etwas anordnete, was der Jagemann nicht passte (es handelte sich um das Auftreten eines Pudels auf der Bühne bei der Aufführung des Stückes des umherziehenden Modeschauspielers Karsten „Der Hund von Aubry“, was aber Goethe nicht dulden wollte), intrigierte die Jagemann beim Herzog gegen Goethe, der Pudel durfte auf der Bühne erscheinen und Goethe reichte demonstrativ seinen Rücktritt als Theaterdirektor ein, was der Herzog sofort akzeptierte. Goethe hielt es, wie sich der Musiker Franz Carl Adalbert Eberwein später erinnerte, für unter seiner Würde, „einer Anstalt länger vorzustehen, die man einer Katzenbude gleichstellen konnte“.<sup>108</sup>

## 5. Goethe als Minister

Innerhalb der damaligen Weimar obersten Sozialschichten gab es den Hofstaat um den Herzog Carl August, den Hofstaat um seine Mutter Anna Amalia, den Hofstaat um die Herzogsgattin Louise und den Hofstaat um den Prinzen Constantin. Dem einflussreichsten Hofstaat um den jungen Herzog schloss sich Goethe an, hielt aber auch gute Kontakte zum Hofstaat der Herzogin-Mutter.

Dominiert wurden die Familienclans in Weimar um den herzoglichen Hofstaat durch die beiden Familienclans Schardt-Stein. Sicher nicht zufällig wurde die Frau von Stein, geb. Schardt, Goethes Mentorin und enge Freundin. Durch diese Verbindung wurde Goethe indirekt auch durch die Familien Schardt und Stein gestützt. Die sicherste Garantie für Goethes Existenz in Weimar waren allerdings die Verbindungen zu dem Herzog Carl August und zur Herzogin-Mutter Anna Amalia.

Was den Hofstaat der Herzogin-Mutter Anna Amalia betraf, so hielt Goethe zu Anna Amalia engen Kontakt und zu der etwas verwachsenen, aber wichtigsten Hofdame der Herzogin-Mutter Louise von Göchhausen.<sup>109</sup>

Bezüglich des Hofstaates der Herzogin Louise hielt Goethe nur zu Louise engeren Kontakt, die er schon seit der Darmstädter Zeit her kannte.

Was den Hofstaat des Prinzen Constantin betraf, so war für Goethe nur der Hofrat Carl Ludwig von Knebel wichtig, mit dem er lebenslang freundschaftlich verbunden blieb. Der Prinz Constantin selber

<sup>107</sup> S. Fr. Schmidt-Möbus, S. 123.

<sup>108</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 148.

<sup>109</sup> Die Hofdame Louise von Göchhausen ist literaturgeschichtlich insofern bekannt, als sie heimlich den Urfaust abschrieb und so der Nachwelt erhielt.

spielte im Herzogtum keine Rolle. Weshalb sollte Goethe besondere Kontakte zu ihm unterhalten? Das hätte eventuell auch zu Missstimmungen mit dem Herzog Carl August geführt.

Im Juni 1776 trat Goethe in den Weimaraner Staatsdienst als Geheimer Legationsrat ein. Damit war er das jüngste Mitglied des dreiköpfigen Geheimen Consiliums, in dem neben ihm die Räte Schnauß und Fritsch angehörten. Fritsch versuchte zwar empört, die Ernennung von Goethe (die Bestallung „eines Individuums wie dieses Doktor Goethe“) zu verhindern<sup>110</sup>, aber für den Herzog war diese Ernennung nur der Auftakt zu einer Ämterhäufung, wie es sie in der Geschichte des Herzogtums noch nie gegeben hatte. Binnen 6 Jahren hatte Goethe sämtliche wichtigen Ämter im Lande inne, die zu vergeben waren (Außenpolitik, Bergbau, Kriegswesen, Wegebau, Wasserbau, Finanzen, Kultur, Bildungswesen), auch solche, die er weniger gern übernahm wie das Kriegswesen. Man sollte Goethe getrost unterstellen, dass ihm eine solche Karriere bereits vorschwebte, als er sich 1775 zum Bleiben in Weimar entschloss. Er hatte gleich zu Anfang seines Aufenthaltes in Weimar seine Chance erkannt und arbeitete systematisch daran, dieses Ziel zu erreichen.<sup>111</sup> Deshalb seine erfolgreichen Versuche, sich mit all denen gut zu stellen, die ihm dabei nützlich sein könnten oder die ihm nicht hinderlich werden sollten, nämlich mit Anna Amalia, der Herzogin Luise, Wieland, Charlotte von Stein, usw.

Goethes Eintritt in die höchsten Weimarer Gesellschaftskreise und sein unaufhaltsamer Aufstieg in der Beamtenhierarchie des Herzogtums, sofort verbunden mit einem sehr hohen und dann noch weiter steigenden Gehalt, wären ohne seine engen Beziehungen zum Herzog Carl August nicht möglich gewesen. Hatte Goethe mit seiner Stelle als Mitglied im Geheimen Conseil ein Jahresgehalt von 1200 Talern bekommen, so stieg dieses Einkommen mit seiner offiziellen Ernennung zum „Geheimen Rat“ am 5. September 1779 um weitere 200 Taler. Nach seiner Erhebung in den Adelsstand am 10. April 1782 stieg dieses Einkommen sukzessive in weiteren 3 Stufen: 200 Taler am 20. Mai 1785, weitere 200 Taler am 11. April 1788 und 100 Taler am 27. März 1798. Damit betrug Goethes Jahresgehalt ab März 1798 1900 Taler. Dazu kam eine jährliche Fourage-Zahlung für 2 Hofpferde von weiteren 100 Talern. Damit kleinerer damaliger Staaten selten vorkam. Dazu kam die Gesamt-Finanzierung des Gartenhauses und 1792 schenkte der Herzog Goethe noch das Haus am Frauenplan und fügte eine Einrichtungshilfe von 1.500 Talern hinzu. Am 13. September 1804 folgte die Ernennung zum „Wirklichen Geheimen Rat“ mit dem Anredeprädicat „Exzellenz“ ohne weitere Gehaltserhöhungen bzw. Finanzzuwendungen. Am 12. Dezember 1815 erfolgte in Anbetracht der Förderung der Wissenschaften und Künste im Herzogtum zum Staatsminister. Goethes vollständiger Amtstitel lautete seit diesem Tag: „Seine ‚Exzellenz der Großherzogliche Wirkliche Geheime Rat und Staatsminister““. Nach der zeitgleichen Aufwertung des Herzogtums zum Großherzogtum auf dem Wiener Kongress erhielt Goethe ein Jahresgehalt von 3000 Reichstalern, zuzüglich der 100 Taler für den Unterhalt zweier Pferde. Dieser Titel und diese Besoldung blieben bis zu seinem Lebensende erhalten. Goethe gehörte nun zu denjenigen hohen Klassen am Hof und im Staatsdienst, denen der Großherzog durch einen Erlass vom 1. November 1822 eine allgemeine Uniform an „Höchst Ihrem Hof“ verlieh.<sup>112</sup>

Aber dieses Einkommen reichte Goethe noch nicht, sondern er bekam noch aus Frankfurt von seinem Vater bzw. aus dem väterlichen Erbe zusätzlich weitere 3000 Taler (?) hinzu. Da er das meiste Geld in Weimar ausgab, importierte Goethe gewissermaßen mehr Geld in das Land, als er dem Land kostete. Aber das erklärt nicht die Begünstigungen, die Goethe von Seiten des Herzogs erfuhr.

Der Geheime Rat Goethe hatte also ab seiner Ernennung verschiedene Aufgaben politisch gleichzeitig oder nacheinander inne. Dass er sich als ergreifend-pflicht-bewusster Beamter nun mit seiner ganzen Kraft dem Lande widmete, wie man es zeitweise hinstellen versuchte, ist eine Legende (Friedenthal, S. 202). Aber außer der Finanzreform (er reduzierte den Soldatenbestand von 570 auf 293) hatte er kaum Erfolge zu verzeichnen. Ein besonders ehrgeiziges und gleichzeitig phantastisches Projekt war der Versuch, im Amt Ilmenau ein altes, still gelegtes Bergwerk wieder zu reaktivieren in der Hoffnung auf eine reiche Silberförderung, die den Staat aus allen finanziellen Schwierigkeiten befreien würde. Aber das ganze Unternehmen musste nach erheblichen Unkosten und jahrzehntelangen Bemühungen wieder fallen gelassen werden.

---

<sup>111</sup> So Fr. Schmidt-Möbus, S. 126.

<sup>112</sup> Nach Klauß, Jochen, 2009, S. 34f. Siehe dort weitere Einzel-Literaturhinweise.

Aber auch die politisch-ministerielle Arbeit betrieb er, wie bisher alles in seinem Leben, unsystematisch und ohne andauernde Freude. Die anfängliche Begeisterung war bald verrauscht. Immer wieder schaltete er Reisen in seine Pflichten ein, mal alleine, mal zusammen mit dem Herzog. Auch in Weimar hielt sich Goethe innerlich alle Möglichkeiten offen, hinzuwerfen, was ihm lästig zu werden drohte. Aber allgemein fühlten sich nur wenige gebildete Menschen im damaligen Weimar wirklich wohl. Als Dichter veröffentlichte Goethe in dieser Zeit kein bedeutendes Werk, es war seine unerschöpfliche Zeit. Aber so eng auch die Freundschaft mit dem Herzog war, bei offiziellen Anlässen galten immer noch die Standesschranken und allein schon deswegen bemühte sich der Herzog um einen Adelstitel für Goethe. Die fürstliche Tischgesellschaft speiste getrennt von ihren bürgerlichen Trabanten an der „Hohen Tafel“ oder „Hoftafel“. An der „Niedereren Tafel“ oder „Marschallstafel“ saßen die bürgerlichen Gäste, also auch Goethe. Alle adeligen Herren mussten in der fürstlichen Gala-Uniform aus grünem Stoff mit Epauletten erscheinen. Karl August selber blieb dieser fürstlichen Mittagstafel, an der Anna Amalia festhielt, allerdings immer öfter fern und so wurde es seinem engsten Vertrauten Goethe immer öfter erspart, an der „Niedereren Tafel“ essen zu müssen.<sup>113</sup>

(wird weiter geführt)

## 6. Goethe und Charlotte von Stein

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Weimar lernte Goethe die verheiratete Hofdame Charlotte von Stein kennen, zunächst nur über die damalige Mode, Schattenrisse voneinander auszutauschen. Über 10 Jahre dauerte diese Beziehung. Charlottes Mann, ein Offizier und Oberstallmeister, war tagsüber meistens abwesend. Goethe war damals 26 Jahre alt, Frau von Stein 33 Jahre. Sie war klein, mager, keine besondere Schönheit, aber doch fraulich, dunkelhaarig und mit dunklen Augen. Der Modearzt und Aufklärer Johann Georg Zimmermann beschrieb sie in einem Brief an den frühen Anthropologen und führende damalige Vertreter der Physiognomik, Johann Caspar Lavater doch mit lyrischer Begeisterung so: *„Sie hat überaus große schwarze Augen von höchster Schönheit. Ihre Stimme ist sanft und bedrückt. Ernst, Sanftmut, Gefälligkeit, leidende Tugend und feine, tief gegründete Empfindsamkeit, sieht jeder Mensch beim ersten Anblick auf ihrem Gesichte... Sie ist einige und dreißig Jahre alt, hat sehr viele Kinder und schwache Nerven. Ihre Wangen sind sehr rot, ihre Haare ganz schwarz ihre Haut italienisch wie ihre Augen. Der Körper mager, ihr ganzes Wesen elegant mit Simplizität“*.<sup>114</sup>

Sie war mit 23 Jahren verheiratet worden, eine Standesehe, hatte in 8 Jahren 7 Geburten und war danach leidend. Sein Verhältnis mit dieser Frau von Stein und die Werke, die daraus entstanden sind (Briefe, Tagebuchaufzeichnungen, Gedichte, Bekenntnisse...) umfassen 1700 Stücke. Ihre eigenen Briefe an Goethe hat sie vernichtet. Sie war eine distanzierte, kühle Frau. Sie war ohne Liebe mit ihrem Mann verheiratet worden und liebte auch ihre Kinder nicht besonders. 1 Sohn starb mit 20 Jahren vermutlich an Knochenkrebs, 1 Sohn gab sie fort an einen anderen Fürstenhof, den jüngsten, Fritz von Stein, übergab sie der Erziehung Goethes. Goethe hatte eine freie Erziehung ähnlich wie Rousseau empfohlen und hat das an dem für eine zeitlang Angenommenen auch versucht. Er machte ihn zu seinem neuen Boten, Vorleser, Kassenführer, Schreiber. Aber seine Erziehungsversuche zeigten keinen großen Erfolg. Fritz von Stein fand sich in der Welt der Realitäten später nur langsam zurecht.

Das Asexuelle scheint ein wesentliches Merkmal in der Beziehung beider gewesen zu sein, zumindest am Anfang der Beziehung, denn Goethe hat Briefe an Charlotte vernichtet und Charlotte Stein hat sich alle ihre Briefe an Goethe zurückgeben lassen und diese vernichtet. Man weiß also, wie bei vielem in Goethes Leben, nur das, was nach seinen Absichten die Nachwelt wissen sollte. Aber sicher ist, dass beide Nutzen aus dieser Beziehung zogen. Goethe gab ihrem langweiligen aristokratisch-steifen Leben einen neuen Sinn. Sie nahm jede seiner Lebensäußerungen und Mitteilungen und jeden seiner Pläne intensiv auf, besprach sie mit ihm und wurde dadurch zu einer Quelle der Selbsterkenntnis für Goethe. Sie vermittelte ihm ihrerseits ihr Ideal einer puritanisch-gesellschaftlichen Nützlichkeit. Ihre Hauptbedeutung im Leben Goethes lag aber darin, dass sie ihm den Kraftkerl-Stil, den Genie-Stil langsam abgewöhnte und das feine höfische Benehmen beibrachte.

<sup>113</sup> So Fr. Schmidt-Möbus, S. 127.

<sup>114</sup> S. Fr. Schmidt-Möbus, S. 139.

Mit seiner heimlichen Abreise nach Italien im Jahre hat Goethe Charlotte von Stein tief gekränkt, weil er ihr von seinen Reiseplänen nichts mitgeteilt hatte. Als sie dann miterleben musste, wie sich Goethe nach seiner Rückkehr 1788 der jungen Christiane Vulpius zuwandte, sah sie ihr ganzes Erziehungssystem an Goethe gescheitert. Sie wollte ihn zu den höchsten Adelswerten hinaufziehen, nun würdigte er sich in ihren Augen und denen der meisten Weimaraner herab. Nun verlor sie einen wichtigen Lebenssinn. Ihre Ehe war schon vorher durch die Nähe zu Goethe sinnentleert, nun wurde ihr Mann krank und zunehmend ein Pflegefall für sie. Zuerst traten bei ihm schwere Depressionen auf, dann erlitt er Schlaganfälle und als er 1793 starb, entdeckte man in seinem Kopf einen Knochensplitter von einem schweren Reitunfall in jungen Jahren. Alles, was die nun knapp 50-jährige Charlotte von Stein noch von ihrem Leben erwartete, erwartete sie von Goethe. Und der brach abrupt das Verhältnis mit ihr ab und holte sich eine junge Arbeiterin in sein Haus. Sie war zutiefst verletzt und fühlte sich nach all den Mühen um Goethes Formung undankbar alleine gelassen. (n. Friedenthal und S. Damm, z. B. S. 123).

Nun gibt es einen ganz neuen Deutungsversuch dieser merkwürdigen platonischen Beziehung zwischen Goethe und Charlotte von Stein. Ettore Ghibbelino meint in seinem 2003 erschienen Buch<sup>115</sup>, dass Charlotte von Stein nur die vorgeschobene Adresse/Person gewesen sein, in Wirklichkeit habe Goethes Interesse der jungen, kaum 10 Jahre älteren Herzogin Anna Amalia, der Mutter seiner Freundes Karl August gegolten. Der ketzerische Autor versucht das an vielen Stellen zu belegen.

## 7. Goethes Flucht nach Italien

Nach etwa 10 Jahren eines solchen Arbeitens und Fliehens vor der Arbeit brach Goethe endgültig aus und reiste im September 1786, am 29. Geburtstag seines Herzogs um 3 Uhr früh für 2 Jahre nach Italien, nach Rom vor allem. Nur der Herzog scheint eingeweiht gewesen und regelmäßig über Briefe informiert worden zu sein. Hier tauchte er unter falschem Namen unter in die Welt der einfachen Leute, der einfachen Künstler, als angeblicher Maler unter Malern. Hier in Italien hat er sich eine Zeit lang zu Hause gefühlt. Er sammelte Eindrücke, Notizen, Zeichnungen, Kunstgegenstände. Aber auch Italien konnte ihn nur für eine gewisse Zeit fesseln.

Und in Italien unter falschem Namen konnte er seinen sexuellen Interessen freieren Lauf als in Weimar lassen. Aber er hatte sofort wieder die alte Angst vor Geschlechtskrankheiten. In einem Brief an den Herzog vom 3. Februar 1787 schrieb er, dass die Mädchen und jungen Frauen, die sich hier in der Malerkolonie als Modelle einfanden, „allerliebste anzuschauen und gefällig sind, sich genießen zu lassen. Es wäre eine bequeme Lust, wenn die französischen Einflüsse nicht auch dieses Paradies unsicher machten“ (Damm, S. 110).

Dort in Rom hatte er auch eine dauerhaftere Geliebte als Zimmergenossin. Er nannte sie später Faustina, ihr wirklicher Name ist nach Friedenthal unbekannt, vielleicht waren es auch Beziehungen mit 2 Römerinnen nacheinander, wie er es häufig gemacht hat. S. Damm gibt dagegen Konkretes an, dass nämlich Goethe während dieser Italienflucht erst gegen Ende eine feste Bindung einging, die allerdings mehr eine geschäftliche Form hatte. Er nahm die verwitwete Römerin Faustina Antonini, geborene di Giovanni, Tochter des Gastwirtes der „Osteria alla Campana“ in seine Wohnung auf. Die junge Frau war 24, hatte einen 3-jährigen Sohn und wohnte wieder bei ihrem Vater. Goethe war damals 38 Jahre alt. Fünf Tage vor seiner Abreise aus Rom am 19. April 1788 ließ Goethe durch seinen Begleiter Philipp Seidel 400 Scudi (weit über 500 Taler) auf ein Sonderkonto überweisen und diese waren vermutlich für Faustina gedacht (Damm, s. 110f). Einige Wochen vorher hatte Goethe in einem Brief vom 16. Februar 1788 an den Herzog nach Anspielungen auf dessen weitaus reicheren sexuellen Erfahrungen von seinen anmutigen Spaziergängen auf diesem Gebiet geschrieben (Damm, S. 110).

In Weimar war mittlerweile bekannt geworden, dass sich Goethe in Italien aufhielt und es gingen Gerüchte herum, dass wenn er überhaupt von Italien zurückkäme, er nach kurzer Zeit Weimar wieder verlassen würde. Vom Gothaer Hof war die Rede. Aber im Sommer 1787 ließ Karl August zu Ehren seines abwesenden Dichterfreundes im Weimarer Park gegenüber dem Gartenhaus den Schlan-

<sup>115</sup> Ettore Ghibbelino, 2003, Goethe und Anna Amalia – eine verbotene Liebe?

Denkna Verlag Weimar 2003, 332 Seiten, 41 Abbildungen.

Mittlerweile gibt es eine rege Diskussion zu dieser provokativen These (s. z. B. im Internet).

genstein mit der Inschrift „Genio huius loci“ errichten. Und am 28. August feierten Goethes Freunde und Gäste im Gartenhaus mit einem großen Bankett, Illumination und Feuerwerk den Geburtstag des abwesenden Freundes, unter ihnen auch der gerade nach Weimar gezogene Schiller (S. Damm, 105f).

Für Goethe wurde diese Faustina zur lebendigen Antike. Er fühlte sich bei ihr wohl. Die Geliebte und er wussten, dass das Ganze nur zeitlich begrenzt war. Das entspannte ihn, zumal er keine finanziellen Sorgen zu haben brauchte. Er bekam sein Gehalt weiter gezahlt und Schiller, der 1788 nach Weimar gekommen war, schrieb: „Während er in Italien malt, müssen die Voigte und Schmidts für ihn wie Lasttiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtstun eine Besoldung von 1800 Talern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen“ (Friedenthal, S. 273). Goethe macht sich daraus kein Gewissen. Er plante noch weitere Reisen. Sizilien lockte mit seinen Kunstschätzen. Dann kehrte er im Frühjahr 1788 nach Weimar zurück.

## 8. Goethes Rückkehr nach Weimar.

Schon von Rom aus hatte er seine Rolle in Weimar neu geordnet. Er wollte nun nicht mehr Minister, sondern nur noch Gast in Weimar sein, Universal mensch, Dichter, Schriftsteller, Naturforscher. Er schmeichelte in den Briefverhandlungen dem Herzog dadurch, dass „das Ende seiner Bemühungen und Wanderungen wäre und bliebe, des Herzogs Leben zu zieren“ (Damm, S. 112f).

Herzog Karl August machte einen akzeptablen Vorschlag. Er entband Goethe von allen praktischen politischen Pflichten, aber ein Sessel blieb im Ministerrat für Goethe reserviert. Er hat ihn kaum noch einmal eingenommen. Dafür sollte sein Gehalt unvermindert zumindest für 2 Jahre ohne Amt weiter laufen. Das Gehalt wurde sogar auf 2000 Reichstaler aufgestockt. Dann übertrug der Herzog Goethe kleinere neue Aufgaben wie z. B. die Gestaltung des Schlossneubaues und Beratertätigkeiten (Damm, s. 144).

Aber im Wesentlichen war jetzt Goethe ein freier Dichter/Künstler, der von den Geldern seines Mäzens leben konnte und Goethe hat bis ins vorgerückte Alter davon weitgehend Gebrauch gemacht. Der Herzog ging etwa gleichzeitig ins preußische Ausland als Kommandeur eines Kürassierregimentes. Beider Verhältnis kühlte sich jetzt ab, versachlichte sich, wie die gegenseitigen Briefe zeigen. Seine Flucht vor der Pflicht hatte man doch allgemein übler genommen, als Goethe angenommen hatte. Er wurde als Fremdling in Weimar empfangen und wurde auf einmal einsam. Ohne die neue lockere und doch dauerhafte Verbindung mit Christiane Vulpius hätte er wahrscheinlich Weimar wieder verlassen.

Nun aber begann nach einer 10-jährigen dichterischen Schaffenspause eine neue poetische Schaffensphase, ermöglicht durch die finanzielle Unabhängigkeit. Aber auch in dieser Zeit blieb er seiner traditionellen Arbeitsweise treu, d.h. er arbeitete an seinen dichterischen Werken nur, wenn er Lust und Intuition dazu hatte, unterbrach sie, wenn er sich nicht kreativ genug fand oder sie zu viel Mühe machten und entschuldigte diese oft langen Pausen als notwendige „schöpferische Mußzeiten“. Der hoch begabte Goethe blieb Zeit seines Lebens ein verwöhnter Trödler, der erst seinen Eltern und dann dem Weimarer Staat auf der Tasche lag, sich aber darüber, wo das viele Geld für ihn herkam, keinerlei Sorgen machte.<sup>116</sup>

Und Goethe wandte sich nun konsequent der antiken, hauptsächlich der griechischen Klassik zu. Was hat ihn an der antiken Klassik, besonders an der griechischen, so gefesselt? War es die Sprachform, der Stil, die Kunst, die Dichtung? Waren es dieselben Gründe wie bei Schiller? Ein Vergleich der Wohnungseinrichtungen von Goethe und Schiller helfen vielleicht weiter.

Bei einem Besuch in Weimar fällt ein deutlicher Unterschied auf. Schillers Wohnung ist im Grunde bürgerlich-sittsam, ohne eine Anhäufung von Skulpturen und Bildern nach klassischen Vorbildern mit wenig oder nicht bekleideten Körpern. Antike künstlerisch-erotische Elemente fehlen weitgehend.

---

<sup>116</sup> (Ehrlich, fundiert und anschaulich hat das Friedenthal: Goethe, sein Leben und seine Zeit...die wirkliche Person Goethes angedeutet. Es wird zur weiteren Lektüre auch auf Wolfgang Klien: Goethe, Wie berühmte Zeitgenossen ihn erlebten... verwiesen)

Goethes Wohnungseinrichtung hingegen enthält sehr viele antike Sammlungsgegenstände mit wenig oder nicht bekleideten Figuren. Es öffnet sich dem aufmerksamen Besucher eine antike künstlerisch-erotische Atmosphäre. Viele halbnackte oder nackte schöne Körper von Männern, Frauen, Jugendlichen und Göttern fallen auf. Goethes Wesen war ja sein Leben lang von einer erotischen Komponente durchzogen, die ihn beflügelte aber auch für ein normales bürgerliches Leben mit Familie unfähig machte und die nicht der damaligen gesellschaftlichen Norm entsprach. Fand Goethe in der Antike, besonders in der griechischen Klassik, endlich jene künstlerisch gebändigte erotische Freiheit, die ihn lebenslang so beschäftigt hat? Es könnte sein, dass diese in der Antike endlich gefundene Freiheit für Goethe der eigentliche Grund war, sich so für die Antiker zu begeistern und ihre Verbreitung Deutschland zu fördern? Sein Interesse für den schönen und möglichst nackten Körper war bisher ein nicht genügend ausgelebter Wesenszweig gewesen. Nun konnte er ihm unter dem Aspekt der antiken Kunst freien Lauf ermöglichen.

## 9. Goethe und Christiane Vulpius

Damals trat Anfang Juli (?) 1788 eine junge unverheiratete Frau im Park an Goethe heran, machte einen ergebenen Knicks und überreichte ihm eine Bittschrift. Ihr Bruder, ein gewisser Christian August Vulpius, ein junger fleißiger und relativ erfolgreicher Schriftsteller mit einer schlecht bezahlten Stellung als Sekretär benötigte Protektion. Er unterstütze die elternlos gewordenen Geschwister. Sie selber arbeite in einer kleinen künstlerisch orientierten Textilmanufaktur in Weimar. Sie war nicht besonders schön, nicht besonders groß, war mollig-derb, hatte eine niedrige Stirn und schöne natürliche Locken. Sigrid Damm beschreibt Christiane nach den zur Verfügung stehenden Abbildungen und Skizzen so: Christiane sei kein zartes Persönchen, keine vergeistigte Seele, keine Schönheit gewesen. Das Gesicht der jungen Frau wirke herb, habe einen harten, fast männlichen Zug, hervorstehende Backenknochen, eine starke Nase, eine tiefe Kerbe in den Lippen, einen geringen Abstands zwischen Nase und Mund. Der Eindruck des Weiblichen würde vor allem durch das Haar hervorgerufen, das in großer Fülle natürlich herab fiel (Damm, S. 115).

Goethe versprach ihr Unterstützung und bestellte die junge Frau in sein Gartenhaus. Dort wurde sie seine Geliebte, ähnlich wie zuvor die römische Faustina. Er lies sie für Stunden zu sich kommen. Das Verhältnis hatte anfangs den Eindruck eines Arrangements wie vorher in Rom. Er wusste, dass das Mädchen Waise und alleine in Weimar war und auf keinen Vater und keine Mutter ist Rücksicht zu nehmen.

Nur vor der Tante Christianes dürfte das stundenlange nächtliche Ausbleiben nicht verborgen geblieben sein. Und Goethes vertrauter Sekretär Philipp Seidel dürfte Christiane heimlich herein und hinaus gelassen haben. Der Preis für die Treffen war die Hilfe für den fernen Bruder Christian August Vulpius (S. Damm, S. 115).

Fast ein dreiviertel Jahr blieb es so bei den sorgsam gehüteten Heimlichkeiten. Er widmete der neuen Geliebten eine Elegie auf die Verschwiegenheit, die er sich noch erhofft, darin es offen heißt: "...wie sie des Tags mich erfreut, wie sie des Nachts mich beglückt...". Aber in Weimar ließ sich das neue Verhältnis nicht lange verheimlichen. Wie sollte sich Goethe verhalten? Es wären verschiedene Lösungen damals denkbar gewesen. Er könnte Christiane Vulpius mit Geld abfinden, ihr einen anderen Mann besorgen, ihr eine Wohnung mieten und sie dort weiter besuchen... Alles das würde die Weimaraner Oberschicht akzeptieren. Aber Goethe wählte die offene Provokation. Er nahm Christiane, die ein Kind von ihm erwartete, in sein Haus, wusste aber dabei, dass er sie nicht heiraten würde. Er wollte seine freie Liebe in aller Öffentlichkeit demonstrieren. Das war Provokation und der Fürstenhof nahm das nicht widerspruchslos hin.

Man war entrüstet, desillusioniert. Der verehrte Geheimrat lebte auf einmal mit einer ziemlich gewöhnlichen Person zusammen, die kaum lesen und schreiben konnte, ein breites Thüringisch sprach, einen unfrisierten Lockenkopf hatte und einen Leinenkittel über dem derben Leib trug. Goethe plante damals noch kein dauerndes Verhältnis mit dieser Christiane, er hielt innere Distanz zu ihr und Christiane hat ihn zeitlebens in der Öffentlichkeit nur mit „Herr Geheimrat“ angesprochen. Es ist nicht sicher, ob sie ihn nachts auf dem gemeinsamen Lager je anders als mit „Sie“ angesprochen hat. Sie wurde seine Angestellte, Haushilfe und Mätresse.

Beide scheinen in dieser Zeit ein sinnenfrohes, erotisch phantasievolles Paar gewesen sein. Für ihre damalige Sinnenfreude spricht, dass nach den erhaltenen Rechnungen des Schlossers J. Chr. Spangenberg mehrfach Betten repariert werden mussten (Belegstellen bei S. Damm, s. 118). Das passt zu einer Stelle in den „Römischen Elegien“, die Goethe anfangs „*Erotica Romana*“ genannt hatte: „Uns erfreuen die Freuden des echten nacketen Amors/Und des geschaukelten Bettes lieblicher knarrender Ton“ (Damm, s. 118). Wenn Goethe ihr schrieb, dass er sich auf ein „Schlender- und Hät-schelstündchen“ freue, antworte ihm Christiane, dass auch sie schon ganz „hastig“ vor Freude sei. Solche Stündchen nannten die Beiden auch „Schlampamps-Stündchen“<sup>117</sup>.

Goethe brauchte nun keine Frau mehr, der er seine Gedanken austauscht wie mit seiner Schwester oder Frau Charlotte von Stein. Er wünschte sich jetzt eine Frau, die ihm Unabhängigkeit und Behaglichkeit zugleich im Bett, am Tisch und im Haus allgemein verschaffte. Dafür war Christiane geeignet (Damm, S. 170). Was Goethe weiterhin strikt mied war die Bindung an eine Familie und Not, Krankheit und Tod in seiner Umgebung. Christiane durfte also auf eine nähere innere Zuwendung nicht hoffen. Andererseits benötigte er eine Frau, der er seine hypochondrischen Sorgen mitteilen konnte und die es bei ihm aushielt, wenn er übel gelaunt war. Christiane bemühte sich alle die Jahre ihres Lebens mit Goethe, das zu können. Z. B. schrieb sie zu Beginn des Jahres 1803 an Nikolaus Meyer nach Bremen, als Goethe damals wochenlang das Haus nicht verlassen hatte: „Ich lebe aber wegen des Geheimrathes sehr in Sorge, er ist manchmal ganz Hypochonder und ich stehe viel aus, weil es aber Krankheit, so tue ich es gern, habe aber so gar niemanden, dem ich mich vertrauen kann und mag“. (S. Damm, S. 292). Seine Hypochondrie war ihr damals nicht Neues mehr. Sie war mittlerweile daran gewöhnt, mit einem zuweilen missgestimmten und schlecht gelaunten Lebensgefährten umzugehen und verhielt sich lebensklug und praktisch. (n. S. Damm, S. 294). Dazu wusste Christiane nach allen Regeln der Kunst Goethe zu verwöhnen, später den großen Haushalt im Haus am Frauenplan mit großem Geschick zu führen, den Garten in Schuss zu halten und sie scheint eine vorzügliche Köchin gewesen zu sein.<sup>118</sup>

Bereits nach einem Jahr, zu Weihnachten, wurde ein Sohn geboren, der den Namen August erhielt. Der Herzog stand Pate. Demoiselle Vulpius holte ihre Stiefschwester und Tante in den Haushalt und teilweise auch ihren schriftstellernden Bruder. Goethe hatte jetzt richtige Familie. Aber er brauchte weiterhin seine Unabhängigkeit und seine anderen Liebeleien. Er ging und kam, wann er wollte. Er ließ sie regelmäßig und oft Monate lang allein, das erste Mal gleich nach der Geburt des Sohnes. Sie duldete das notgedrungen und zerstreute sich, indem sie nächtelang tanzen ging (s. Damm, S. 304 – 307). Die anderen 4 Kinder der beiden starben schon bei der Geburt oder kurze Zeit danach. Möglicherweise waren Blutgruppen-Unverträglichkeiten die Ursache.

Als dann ab 1795 langsam eine freundschaftliche Annäherung Goethes zu Schiller entstand, entfremdete er sich gleichermaßen von Christiane und verbrachte Monate nun in Jena. Christiane durfte dann auch für einige Wochen nach Jena kommen. In die neue Freundschaft wurde Schillers Frau und Familie von Goethe einbezogen. In den über tausend Briefen, die Goethe und Schiller allein bis 1799 wechseln, lässt Goethe stets auch dessen Frau grüßen. Christiane wird von beiden übergangen, Goethe übermittelte in keinem seiner Briefe Grüße von Christiane und auch Schiller übergang Goethes Gefährtin in seinen Briefen. Er hat das vielleicht deswegen getan, weil Goethe Christiane prinzipiell bei Besuchen in seinem Haus, auch bei Besuchen Schillers, möglichst nie erscheinen ließ (Damm, S. 196-200).

Goethes und Christianes Leben verliefen weitgehend getrennt. Tagsüber sorgte sie für den Haushalt und das Haus und war mit den Angestellten zusammen, die Abende verbrachte sie mit ihren Verwandten und mit ihrem Freundeskreis, den Komödianten. In seinem Testament von 1797 bezeichnete Goethe Christiane als „seine Freundin“ und „vieljährige Hausgenossin“. Wie distanziert und kühl Goethe sich Christiane gegenüber verhielt und wie er bestrebt war, keine zu engen familiären Beziehungen mit der Mutter seines Sohnes aufzubauen, obwohl er ihre haushälterische Fürsorge schätzte, hat Sigrid Damm an Goethes Verhaltens zur Herbst und Weihnachtszeit 1800 ausführlicher dargestellt (S. Damm, S. 263-265).

<sup>117</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, s. 142.

<sup>118</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 142.

Auch nach der Übersiedlung von Schiller nach Weimar Ende 1799 gab Goethe seine Jenaer Arbeitsstätte im Jenaer Schloss nicht auf. Er verbrachte ab September bis Weihnachten 1800 wieder dort und arbeitete hauptsächlich am Faust. Christiane berichtete Goethe alle paar Tage über ihre Alltags-tätigkeiten in Weimar. Am 13. September schloss sie einen Brief (da Christiane voller Fehler und thüringischer Dialektismen schrieb, wurde der Text durch S. Damm nach der heutigen Schreibweise geglättet): „Lieber, bester Schatz, ich kann Dir weiter nichts schreiben, als dass ich dich recht von ganzem Herzen liebe und recht fleißig bin. Habe mich nur auch so lieb wie ich Dich“ Als Christiane und Sohn August am 20. September bat, ihn in Jena besuchen zu dürfen, lehnte Goethe höflich ab: „So gern ich euch und mir das Vergnügen machte..., so muss ich es uns doch versagen. Ich bin bisher sehr gestört worden“ (n. S. Damm, S. 263). Am 16. Dezember kam eine Kiste mit Weihnachtsgeschenken von Goethes Mutter in Weimar an und Christiane schrieb noch abends einen übermütigen Wunschzettel an Goethe in Jena mit der Bitte um schönen weißen Stoff für sie. Sie schloss: „...Du musst aber ja nicht böse werden, wenn ich Dich mit einem solchen Auftrag (an das Christkind, Anm.) beschwere; ich werde auch nicht böse, wenn er mir abgeschlagen wird. Wenn er nichts verliert (das Christkind bei seiner Reise durch Thüringen, Anm.), so ziehe ich mich wieder wie das vorige Mal an und bin auch zufrieden“ (n. S. Damm, S. 264f).

Goethe wollte dann am Heiligabend nach Weimar kommen, Christiane bat ihn aber, wenigstens schon am Vortag da zu sein, da es doch viel zu besprechen gäbe. Als er am 23. 12. nicht kam, schrieb Christiane enttäuscht am Abend des 23. 12.: „Da es freilich nicht möglich war, dass Du kommen konntest, so muss ich mich darein schicken; aber betrübt bin ich doch, denn wenn Du morgen nicht hier bist, so ist der ganze Spaß nichts“. Aber Goethe kam auch am 24. Dez. nicht nach Weimar. Er vermerkte zu diesem Tag in sein Tagebuch: Tancred geendet. Zusammen mit Schelling kam Goethe erst am 2. Weihnachtstag nach Weimar in sein Haus am Frauenplan zurück. (n. S. Damm, S. 265).

Goethe kam krank zurück. Er hatte sich in den feuchten Jenaer Schlossgemächern eine Erkältung zugezogen und diese nicht auskuriert. In Weimar bekam er nun hohes Fieber, Krampfhusten und eine Gesichtsneurose. Tagelang lag er besinnungslos im Bett und man fürchtete um sein Leben. Christiane pflegte ihn, war ständig um ihn. Goethe erkannte das in einem Brief vom 1. 2. 1801 an seine Mutter dankbar an: „Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine Kleine bei dieser Gelegenheit erwiesen, werden Sie sich denken, ich kann ihre unermüdliche Thätigkeit nicht genug rühmen“. Das war aber nur Dankbarkeit in der Zeit der Not, vergleichbar mit dem Herbst des Jahres 1806 (s. nachfolgend). Denn als Goethe viele Jahre später seine Erinnerungen schrieb, erwähnte er bei der Darstellung dieser Zeit um die Jahreswende 1800/1801 Christiane und ihre Leistung mit keinem Wort mehr, dafür aber genau die Fürsorge, die er durch den Herzog Karl August und dessen Leibarzt erhalten hatte. (n. S. Damm, S. 265).

Goethe heiratete Christiane erst im Oktober 1806 in einem ganz plötzlichen Ent-schluss. Es gibt darüber 2 Versionen:

- Die eine beinhaltet, dass Christiane ihn 1806 nach der verlorenen Schlacht bei Jena und Auerstedt, als die Franzosen Weimar besetzten und plünderten, mutig gegen 2 französische Soldaten verteidigt habe, die sein Haus plündern wollten. Diese Version ist aber nicht in den Briefen Goethes und Christianes enthalten, sondern stammt aus Aussagen Dritter, hauptsächlich aus Briefberichten der Bettina Brentano/Bettina von Arnim<sup>119</sup>.
- Die andere Version besagt, dass Goethe damals um den 14./15. Oktober 1806 im seinen Haus große Angst ausgestanden hätte und den Belastungen nicht mehr gewachsen gewesen wäre. Sein Haus war damals mit Flüchtlingen und Franzosen gefüllt, die alle Bettwäsche und Essen und Trinken wollten. Ständig klopfen neue Soldaten an die Tür. Christiane habe diese ganze Belastung aber bewältigt und die Verhältnisse, so gut es ging, geordnet. Da hätte Goethe Angst bekommen, dass eine solche nur freundschaftliche Beziehung in Notsituationen nicht stabil genug wäre und dass bei der eventuellen Umstellung der Rechtslage auf das französische bürgerliche Recht eine eheliche Verbindung mit einer Frau einfacher Herkunft von Nutzen wäre. Er heiratete Christiane deswegen in einer Hals-über-Kopf-Aktion unter Umgehung der damaligen Formalitäten am Sonntagvormittag danach

<sup>119</sup> Und diese Quelle Bettina Brentano/von Arnim ist umstritten. Es wird vermutet, dass Bettina teilweise Legenden gestrickt habe, auch bezüglich des Zusammentreffens Goethes und Beethovens in Teplitz und bezüglich Beethovens Verhalten auf der Kurpromenade gegenüber dem kaiserlichen Hof (s. Friedenthal, S. 478).

(die Vorgänge sind ausführlich und gründlich recherchiert bei S. Damm, S. 326 – 332 dargestellt). Goethe hat also das nur pflichtgemäß, aus Dankbarkeit geheiratet, nicht aus Liebe.

Nachdem sich dann die Zustände bald wieder normalisierten, kehrte Goethes Angst vor ehelicher Bindung wieder zurück. Er lebte alljährlich mehrere Monate los und ledig von der Familie auswärts und andere Frauen beanspruchten seine Aufmerksamkeit (Wilhelmine Herzlieb, Bettina Brentano, Pauline Gotter, Caroline Ulrich, Silvie von Ziegesar, Marianne von Willemer). Die Eheschließung wurde nur zur Legitimation einer neuen Freiheit, die er als gut für sich und für sein Werk empfand (Damm, s. 349).

Nachdem Christiane Frau Geheimrätin geworden war, wurde ihr, wie in vornehmen Haushalten damals üblich, eine Gesellschafterin ausgewählt und zwar Demoiselle Ulrich, auch die kleine Chinesin oder Mandarin genannt wegen ihrer etwas schräg stehenden Augen in dem zarten, hübschen Gesicht. Ihre lebhaftige und lustige Art wirkte positiv auf die schon dick und kränklicher gewordene Christiane und noch mehr auf Goethe. Und sie wurde das anmutige Nebengeschöpf im Goethehaus und fast auch die Nebenfrau. Oft schrieb Goethe Briefe an sie, auch wenn sie an Christiane adressiert waren. Die Demoiselle Ulrich wurde Besuchern als Nichte vorgestellt, sie wurde das „schöne Kind“ und manchmal setzte es sogar kleine Eifersuchtsszenen und Tränen, wenn sie von anderen Frauenbekanntschaften Goethes in der Kur hörte. Er diktierte ihr Teile seiner Briefe und übte sich in ihrer Handschrift, schenkte ihr einen Rubinring und Gedichte. Nach Christianes Tod heiratete sie den viel älteren Goethe-Sekretär Riemer, den sie nicht mochte, nur um in Goethes Nähe bleiben zu können.<sup>120</sup>

Als dann 1813 mit dem Aufstand gegen Napoleon das Kriegsgeschehen noch einmal auch Weimar streifte, floh Goethe rechtzeitig in das ruhige Böhmen zum Badeaufenthalt. Er wollte nur ruhig und schöpferisch arbeiten, gleichgültig, was in der Welt um ihn her vorging. Christiane drängte ihn sogar dazu, denn offensichtlich wollte sie nicht noch einmal einen solchen Goethe wie in der Zeit um den 14./15. Oktober 1806 erleben (Damm, S., 409f). Christiane versorgte, etwas mühsamer als 1806, die Einquartierungen, denn sie war mittlerweile sehr dick und kränklich geworden.<sup>121</sup>

Sein Herzog Karl August war mittlerweile vom französischen General des Rheinbundes zum russischen General der Allianz geworden. Ihm schrieb Goethe ins Feld: „Uns Übersechzigern aber bleibt nichts übrig, als den Frauen schön zu tun, damit sie nicht gar verzweifeln. Wie wollen wir das anfangen? Mit den Bejahrten spiele ich Karten und die Jüngeren lehre ich irgend etwas. Vivat sequens...“<sup>122</sup> Im Jahre 1815 brüskierte Goethe seine Frau öffentlich und hat sie damals sehr verletzt. Christiane wollte ihren 50. Geburtstag gerne mit ihm feiern. Sie feierte aber ihren Geburtstag mit Goethe nie am 1. Juni, dem Tag ihrer Geburt, sondern am 6. August. Weshalb ist unbekannt. Waren die beiden damals 1788 zum ersten Mal im Park zusammengetroffen? Feierte Christiane das Fest als Erinnerung an ihr gemeinsames Kennenlernen? Goethe war damals im Sommer 1816 auf Reisen nach Süden und hier spielte sich seine intensive Beziehung mit Marianne Willemer ab.

Goethe und Marianne wechselten bei den verschiedenen Zusammentreffen in Frankfurt und Heidelberg in Form kleiner Billette geschickt chiffrierte Liebesbriefe und Liebesgedichte, ohne dass der Ehemann Willemer es merkte. Goethe war damals fasziniert von Marianne und hatte keine Gefühle für seine Frau Christiane.

Goethe machte Christiane zuerst vage Zusagungen auf eine gemeinsame Feier, dann fehlte er am Geburtstag und dann ließ er wochenlang überhaupt nichts mehr von sich hören. Christiane war auf die Zeitung angewiesen, wenn sie wissen wollte, wo sich ihr Mann aufhielt. Goethe antwortete auf ihre Briefe erstmals am 12. Sept. 1815, gerade als die Beziehung mit Marianne Willemer<sup>123</sup> besonders intensiv wurde, belanglos und inhaltlos. Am 11. Oktober traf er dann nach hundervierzig Tagen Abwesenheit wieder in Weimar ein, so munter, froh und wohl, wie er ihn seit 10 Jahren nicht

<sup>120</sup> S. Friedenthal, S. 470f.

<sup>121</sup> S. Friedenthal, S. 499.

<sup>122</sup> S. Friedenthal 502.

<sup>123</sup> Zur Geschichte der Beziehung von Marianne Jung und dem 24 Jahre älteren Frankfurter Bankier Johann Jakob Willemer und dann zur Romanze mit Goethe s. Friedenthal, S. 512 - 522 und S. Damm, S. 455 – 463.

mehr gesehen habe, meint sein damaliger Sekretär und Biograph Meyer. Goethe speist nur mittags gemeinsam mit Christiane, den Abend verbrachte er bereits wieder außer Hause bei der Familie Riemer.<sup>124</sup>

S. Damm verglich das Tagebuch Christianes von 1816, das diese in ihrem Auftrag jeweils von Fr. Th. D. Kräuter, der seit 1814 Goethes Sekretär war, mit Goethes autobiografischen Angaben. Christiane und Goethe führten auch in diesem letzten halben Jahr ein weitgehend getrenntes Leben. Christiane hatte viel Kontakte zu ihrem Freundeskreis, den sie sich in den vielen Jahrzehnten ihrer Nichtanerkennung am Hof aufgebaut hatte, einfache Leute, niedere Hofbeamte und die Weimarer Komödianten. Dazu gehörte auch die Freundschaft zur „ersten Hof-Schauspielerin“ Karoline Jagemann, Mätresse des Herzogs. Christiane und Karoline waren einst in derselben Gasse von Weimar als Nachbarskinder aufgewachsen, beide hatten es über erotische Beziehungen mit Höhergestellten zum Aufstieg gebracht, die eine zur Frau von Heygendorf, die andere zur Frau Staatsministerin von Goethe. Christiane hat Goethe durch diese Freundschaft mit der Jagemann Vorteile für seine Theater-tätigkeit verschafft.<sup>125</sup>

Goethe nahm seine Höflichkeiten stets ohne Christiane wahr. Auch abends, wenn beide im Hause waren, verbrachte jeder seine Zeit auf andere Weise. Goethe hielt sich in den hinteren Zimmern auf und arbeitete meistens an einem Werk, Christiane hatte häufig Spielgesellschaften zu Besuch. Die Schnittpunkte ihrer beider Leben waren die gemeinsamen Mittagsmahlzeiten, die Spazierfahrten und die Komödienbesuche. In auffälliger Weise glichen also die Gemeinsamkeiten der ersten Jahren auch denen der letzten (s. S. Damm, S. 478 – 482).

Christiane erlitt vermutlich im Januar 1815 und am 19. Mai 1816 infolge ihres zu hohen Blutdruckes jeweils einen leichten Schlaganfall, der mit Aderlass behandelt wurde. Goethe war in dieser Zeit nicht zu Hause (seit dem 11. Mai wieder zu einem Arbeitsaufenthalt in Jena)<sup>126</sup> und wurde nur vorsichtig nach und nach informiert, um ihn nicht bei seiner dichterischen Arbeit zu beunruhigen.<sup>127</sup> Wie alles in Goethes Leben wurde selbst das Sterben von Christiane und Goethes Verhalten in diesen Stunden zum Gegenstand von Klatsch, Schönungen und Legenden. Die Versionen reichen von dem schrecklichen, einsamen Tod Christianes<sup>128</sup> bis zum zärtlichen Ehemann, der ihr beistand.<sup>129</sup> Sigrid Damm hat versucht, nach den erhaltenen Quellen die tatsächlichen Ereignisse möglichst genau zu rekonstruieren. Ihr soll hier gefolgt werden.<sup>130</sup>

Als seine Frau Christiane im Mai 1816 an unheilbar Urämie erkrankte, mied er ihr Krankenzimmer, weil er Krankheit nicht ertragen konnte. Seine egoistische Sensibilität und seine Gleichgültigkeit ihr gegenüber siegten auch diesmal wie in ähnlichen Situationen früher. Christiane regelte ihre eigenen Beerdigungsbedingungen alleine vom Krankenbett aus. So ordnete sie z.B. an, dass ihr Leichenzug nicht am Haus Goethes vorbei geleitete werden sollte; sie wusste um Goethes Abneigung gegenüber Krankheit und Tod.

Christiane starb am 6. Juni 1816 gegen Mittag nach einem tagelangen schweren Kampf an Urämie (Nierenversagen). Die tatsächlichen Umstände um die Sterbende herum müssen offen bleiben. Es gibt keine Hinweise, dass Goethe oder der Sohn August der Sterbenden beigestanden haben. Goethe hat sich selber durch Krankheit dem Geschehen entzogen. Aus einem Bericht eines Freundes Goethes (Friedrich Wilhelm Riemer) geht hervor, dass Goethe die letzten beiden Sterbetage von Christiane separat in seinem hinteren Schlafzimmer schlief und dass ihm nur bruchstückweise die

<sup>124</sup> S. Damm hat sehr genau diese Zeit anhand der erhaltenen Briefe und Tagebuchnotizen Christianes, Goethes und anderer verfolgt; s. S. 469 – 477.

<sup>125</sup> S. S. Damm, S. 486f

<sup>126</sup> N. S. Damm, S. 495.

<sup>127</sup> S. S. Damm, S. 496.

<sup>128</sup> Als Christiane Goethe die letzten Lebenstage bei größten Schmerzen ihn über andere zu sich gebeten haben soll, damit sie ihn noch einmal sähe, habe er auch dann nicht ihr Sterbezimmer betreten. Diese Version stützt sich weitgehend auf dem Bericht von Johanna Schopenhauer vom 25. Juni 1816, der sich auf andere Personen beruft. Dieser Bericht ist aber angezweifelt worden.

<sup>129</sup> In dieser Version veröffentlichte 1871 ein Mann namens Stahr einen angeblich auf Augenzeugen fußenden Bericht. Die Hauptversionen s. bei S. Damm, S. 502.

<sup>130</sup> S. S. Damm, S. 503 bis 507

Nachrichten über ihren wirklichen Zustand überbracht wurden. Er hat sich geweigert, Christiane noch einmal auf dem Totenbett zu sehen, er weigerte sich an der Beerdigung teilzunehmen und auch an dem Totengottesdienst in der Stadtkirche. Es gibt seinen Ausspruch: Ich habe mich wohl in Acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die Herzogin Ana Amalia im Sarge zu sehen (Damm, S. 505). In sein Tagebuch vermerkte Goethe unter dem 6. Juni 1816: „Gut geschlafen und viel besser. Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Totenstille in und außer mir. Ankunft und festlicher Einzug der Prinzessin Ida und Bernhards. Hofr. Meyer, Riemer. Abends brillante Illumination der Stadt. Meine Frau um 12 Nachts ins Leichenhaus. Ich den ganzen Tag im Bett“ (Damm, s. 502). Und zum 8. Juni trug Goethe ein: „Meine Frau früh um 4 Uhr begraben... Acten geheftet. Rehbein, Huschke und Kämpfer. Im Garten. Das nächst zu Beobachtende durchdacht...“ (Damm, S., 507). Damm zitiert Elias Canetti: „Goethe ist es geglückt, den Tod zu meiden. Mit Kälte erfüllt einen, dass es ihm so gut geglückt ist...“ (Damm, S. 500).

Christiane wurde in einem Reihengrab auf dem Jakobsfriedhof beigesetzt, nicht in dem Familiengrab der Familie Vulpius, wo Christianes Großmutter, ihre Eltern, ihre Stiefmutter, ihre Geschwister, ihrer Tante und ihre früh verstorbenen Kinder beigesetzt worden waren. Seit 1806 war auf dem Jakobsfriedhof der Reihengräberzwang eingeführt worden. Nur Besitzer von Erbbegräbnissen machten eine Ausnahme, alle anderen werden der Reihe nach gemäß dem Sterbedatum beigesetzt. Goethe hat nicht versucht, bei seinem Herzog eine Ausnahme durchzusetzen, obwohl es das in anderen Fällen leicht erreichte. Er hat Christiane nicht die Ehre erwiesen, dass sie bei ihren Angehörigen und Kindern beerdigt wurde.

Der Sohn August kümmerte sich anschließend um das Grab seiner Mutter und besorgte alles weitere, einschließlich der Begleichung von Rechnungen zur Herrichtung der Grabstätte und der Eintragung der Ausgaben in das familiäre Rechnungsbuch. Goethe ließ 2 Tage nach dem Ableben Christianes deren Zimmer ausräumen. Er lebte nicht rückwärts gewandt, sondern wollte neu anfangen ohne große Erinnerungen. Der Spruch, den Goethe auf Christianes Grabstein setzen ließ, „Der ganze Gewinn meines Lebens Ist/ ihren Verlust zu beweinen“ täuschte.

Knapp 2 Jahre nach Christianes Tod, Ende Februar 1818, wurde der Jakobsfriedhof geschlossen und die Gräber allmählich eingeebnet oder dem Verfall überlassen. Auch das Kassegewölbe, in dem die Gebeine Schillers lagerten, wurde 1826 geschlossen. Goethe ließ sich den vermutlichen Schädel Schillers für einige Stunden in sein Haus bringen und fertigte ein Gedicht/eine Ode zu den Gedanken an, die ihn beim Anblick des Schädels überkamen. Er schlug eine gemeinsame repräsentative Grabstätte für sich und Schiller in einem Park vor. Kein Wort verlor er in dieser Zeit über das verfallende Grab und die Gebeine von Christiane. Erst 70 Jahre später wird auf eine private Initiative Weimarer Bürger hin das vermutlich ursprüngliche Grab Christianes gesucht und 1888 eine neue Erinnerungsstätte an Christiane eingeweiht.

Goethe hat Christiane noch 16 Jahre überlebt. In dieser Zeit schrieb er zwischen 1819 und 1825 die „Annalen meines Lebens“, die „Tag- und Jahreshefte“. Sie umfassen ausnahmslos alle mit Christiane durchlebten Jahre. Sein Rückblick fand sie nicht mehr. Sie kommt in seinen schriftlichen Erinnerungen nicht vor. Für das Jahr 1816, dem Sterbejahr von Christiane, vermerkte er wehmutsvoll den Tod der Kaiserin von Österreich, kein Wort für Christiane, mit der er mit längeren und kürzeren Unterbrechungen 28 Jahre zusammengelebt hat und mit der er 5 Kinder gezeugt hatte (n. S. Damm, S. 511 – 513).

Sigrid Damms Frage im Einleitungsteil ihres Buches (S. 9 - 11) sei hier an den Schluss gestellt Wer war diese Christiane wirklich, welche Rolle spielte sie in Goethes Leben? 28 Jahre lebte sie mit Goethe zusammen, 18 Jahre in freier Liebe und 10 Jahre als seine formale Ehefrau. Die Mitwelt in Weimar sprach von ihr als Mätresse und Hure, von Goethes Kreatürchen, von seiner dicken Hälfte, von der Goethischen Haushälterin. Wieland nannte sie Goethes Magd, Schillers Frau bezeichnete sie als ein rundes Nichts, Bettina von Arnim eine toll gewordene Blutwurst und Herzog Karl August schrieb, die Vulpius hätte alles verdorben, hätte Goethe der Gesellschaft entfremdet<sup>131</sup>. Th. Mann bezeichnete sie als gründlich ungebildet, Romain Rolland eine geistige Null und Robert Musil als die bekannte Sexualpartnerin des alternden Olympiers (s. S. Damm, S. 9f). Aber gerade dieses Schweigen Goethes

<sup>131</sup> S. Damm, S. 466.

thes über Christiane und sein Leben mit ihr hat natürlich die Entstehung von Klischees, Legenden und Halbwahrheiten gefördert, die bis heute das Bild des Zusammenlebens beider kennzeichnen. Dazu gehören auch die verharmlosenden, teilweise schönenden Legenden der Bildungsbürgerschicht des 19. und frühen 20. Jhs.

(Wer mehr über die schön klingenden, kunstreichen poetischen Darstellungen und Verehrungen der Frauen bei Goethe und ihre teilweise egoistisch-entwürdigende Behandlung in der Realität durch Goethe nachlesen möchte, sei auf Sigrid Damms Werk „Christiane und Goethe“... verwiesen.)

## 10. Der späte Goethe

Die Zeit nach 1816 bedeutete einen neuen Lebensabschnitt für Goethe, sowohl was seine äußere Erscheinung als auch was sein Werk betrifft. Er fühlte sich neu belebt und verjüngt<sup>132</sup>. Jetzt war er wirklich der Olympier in Weimar.

Äußerlich veränderte er sich auffällig positiv. Die etwas schwammige Fettleibigkeit verschwand, die Haut straffte sich, die Säcke unter den Augen verschwanden ebenfalls, er schaute wieder lebendiger um sich<sup>133</sup>. Auch seine bisherigen rheumatischen Beschwerden verschwanden. Dabei ist unklar, woher diese Veränderungen kamen. Goethe aß weiterhin reichlich und gut und trank weiterhin seinen Wein<sup>134</sup>. Aus dem letzten Lebensjahrzehnt ist anlässlich eines Abendessens bei einem nicht großen empfang eine Notiz des Prinzenenerziehers Soret, einem jungen Westschweizer, erhalten. Es gab damals kalte Bouillon, dann Kaviar, danach kaltes Fleisch und Wild, es folgten Salatschüsseln, Sandwichs, als Dessert eingemachtes Essigobst und schließlich Obsttorten. Als Getränk wurden 3 Sorten Wein gereicht und Goethe trank selber reichlich und schenkte auch reichlich ein.<sup>135</sup> Es könnte sein, dass es daran lag, dass nun alle seine Zähne ausgefallen waren, mit denen er regelmäßig Schwierigkeiten gehabt hatte und auf die ein Teil seiner rheumatischen und sonstigen Beschwerden zurückgeführt werden könnten. Oder hatte es wie so oft im Leben Goethes psychische Ursachen?

Wirkte Goethe endgültig erleichtert nach Schillers und nun nach Christianes Tod? Genoss er jetzt endlich die Unbeschwertheit seines Lebens ohne den Dichterkonkurrenten und ohne seine letztlich ungeliebte und äußerlich unästhetisch gewordene Frau? Fast scheint es so und man sollte solche Möglichkeiten bei einer so sensiblen und egoistischen Natur nicht schnell verwerfen. Wer so offen und zugleich dauerhaft-heimlich unter individuell empfunden Unannehmlichkeiten gelitten hat wie Goethe, für den waren der erfolgreiche Schiller und die ältere Christiane als persönliche Umgebung unpassend und eine heimliche Belastung.

Und was machte nun Goethe in diesem neuen Lebensabschnitt. Er genoss die neu gewonnene Freiheit und strickte oder besser dichtete an seiner Legende<sup>136</sup>, indem er seine sorgsam gesammelten schriftlichen Briefe und Notizen sichtet, teilweise vernichtet und seine mehrbändigen autobiografischen Schriften<sup>137</sup> verfasst und herausgab. Dabei sind diese so benannten Bände alles andere als echte Biografien. So wie alle Schriftstücke, Briefe und Notizen, die von Goethe stammen, inhaltlich und in den Formulierungen selten spontan-ehrlich Niederschriften sind, sondern wohl überlegt auf ihre Wirkung auf den jeweiligen Leserkreis waren, und wenn das auch nur seine nächste Umgebung war, wenn schon diese kleinen Schriftstücke bereits auch „geformte“ Werke waren, um so mehr gilt das für seine angebliche autobio-grafischen Schriften, die von den geplanten 40 Bänden seiner Gesamtwerke allein die Hälfte ausmachen sollten. Insgesamt wurden es damals dann nur 26 Bände, wobei die Honorare, die Goethe erhielt, die höchsten waren, die ein deutscher Autor bis dahin erzielt

<sup>132</sup> So Friedenthal, S. 490.

<sup>133</sup> N. Friedenthal, S. 490.

<sup>134</sup> Rotwein, Champagner, den schweren Würzburger Steinwein; n. Friedenthal, S. 490.

<sup>135</sup> N. Friedenthal, S. 557.

<sup>136</sup> So Friedenthal, S. 489.

<sup>137</sup> Es handelt sich um folgende autobiografische Schriften oder besser autobiografische Dichtungen:  
 - Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit, autobiografische Dichtungen, 4 Bde, erschienen 1811-1833,  
 - Italienische Reise, erschienen 1816/17,  
 - Kampagne in Frankreich (bericht), erschienen 1822,  
 - und seine Tagebücher.

hatte (10.000 Taler für die erste, 16.000 Taler für die zweite Gesamtausgabe und je 2000 Taler für jeden der verschiedenen Bände seines Lebensberichtes).<sup>138</sup> Gleichzeitig versuchte er Steuerermäßigungen zu erreichen, wo er nur konnte. Deswegen machte er eine Eingabe an die Weimarer Regierung um Steuersenkung, weil er als mittlerweile wichtige „öffentliche Person“ sehr viel Geld für die umfangreiche Korrespondenz aufbringen müsse. Die Steuererleichterung wurde ihm gewährt und er zahlte künftig für ein jährliches Einkommen von 7000 bis 10.000 Talern nur 150 Taler. Weil Goethes Vaterstadt Frankfurt in dieser Beziehung kaufmännischer dachte und Goethe weiterhin für die noch nicht ganz zurückgezahlten Hypotheken seines Großvaters, des Schneidermeisters Goethé, noch lästige Zahlungen leisten muss, beantragte er die Entlassung aus dem Frankfurter Bürgerverband, wodurch diese Verpflichtungen entfielen, nachdem bei den Verhandlungen über noch ausstehende Rückstände zwischen Goethe und der Stadt Frankfurt eine Einigung (Zahlung einer Einigungssumme?) erzielt worden war. Die Entlassung wurde ihm schnell bewilligt, mit Datum vom 2. 3. 1818.<sup>139</sup> Goethe hielt akribisch alles fest, ließ seine nächste Umgebung über ihn Tagebuch führen, der Freunde, bat nähere und fernere Zeitgenossen um Rückgabe von Briefen, Materialien und um Aufzeichnungen ihrer Erinnerungen.<sup>140</sup> Er stellte sich in seinem schriftlichen Nachlass so dar, wie er wünschte, dass die Welt ihn sieht, beurteilt und in Erinnerung behält.

Goethes Lebensgeschichten, seine autobiografischen Erzählungen fanden bald noch zu seinen Lebzeiten breite Wirkung. Friedenthal beurteilt diese biografische Wahrheit und Dichtung zusammengefasst so: Mit dem Dahinsterven der Altersgenossen sei er sich selber historisch geworden. Nun wollte er seinen eigenen Werdegang selber in großen Zügen darstellen, bevor sich andere dieses Themas bemächtigten.

Goethe lag es dabei nicht so sehr an Fakten, Zuständen und Ereignissen, sondern er wollte vor allem sich selber schildern und war dabei der Überzeugung, dass sein Werdegang exemplarisch sei und erzieherisch wirken würde. In seinem Leben, so glaubte Goethe fest, gäbe es eine zielgerichtete Entwicklung seit seiner Jugend an, alles wäre sinnvoll angeordnet, es gäbe keinen Zufall. Er wollte keine Geschichte seiner Zeit schreiben, sondern seine eigene Geschichte. Alles Unerfreuliche wurde dabei beiseite gelassen, nichts von Sterben, Kummer, Sorgen, keine Angst, keine Feinde, keine Selbstkritik, keine eigenen Schwächen. Das Werk sollte nur Behagen verbreiten.<sup>141</sup>

Weil er aber noch Rücksicht auf Mitlebende und ihre Freundeskreise in Weimar nehmen musste, schloss er seine autobiografischen Erzählungen mit seinem Weggang aus Frankfurt ab.<sup>142</sup> Was machte er nun neben seinen dichterisch-biografischen Werken und seinem Faust, Teil II, hauptsächlich? Goethe beteiligt sich etwas an der Umgestaltung der Stadt Weimar, vor allem am Neubau und an der Erweiterung des Schlosses im antik-römischen Stil. Aber er plante dabei mehr als wirklich ausgeführt wurde.<sup>143</sup> Die Stadt, vorher eingeschlossen zwischen Mauern und Torsperren, wurde offener und es entstanden zusätzliche Parks. Die Schwiegertochter von Karl August aus der Zarenfamilie, die Erbprinzessin, hat einen gewissen internationalen Besuchsreiseverkehr in das bisher arme Ländchen gebracht.

Aber die Gäste kamen auch wegen Goethe. Das Haus wurde zur Stätte inszenierter Empfänge für die verschiedensten Gäste und Besucher aus allen Ländern.<sup>144</sup> Und diese Empfänge und Audienzen inszenierte Goethe gekonnt wie auf einer Bühne. Auf seine Besucher wirkte Goethe nach deren Zeugnissen noch mehr durch seine Persönlichkeit und sein Auftreten als durch seine Werke. Viele sagten, die Begegnung mit ihm sei der größte Augenblick in ihrem Leben gewesen.<sup>145</sup> Goethe empfing sie in einer Art Audienz, im langen dunklen Rock und mit den Händen auf dem Rücken.<sup>146</sup> Diese seine Haltung wurde dann bald in Statuetten, Zeichnungen und Kupferstichen verbreitet. Gelegentlich reichte

<sup>138</sup> N. Friedenthal, s. 532.

<sup>139</sup> S. Friedenthal, S. 532.

<sup>140</sup> So beurteilt ihn S. Damm, S. 513.

<sup>141</sup> So Friedenthal, s. 488.

<sup>142</sup> S. Friedenthal, S. 487 – 489.

<sup>143</sup> N. Friedenthal, S. 559.

<sup>144</sup> N. Friedenthal, S. 557.

<sup>145</sup> So beginnt W. Klien sein Buch über die Berichte der Zeitgenossen über Goethe.

<sup>146</sup> So erlebte ihn der junge Grillparzer bei einem Besuch; s. Wolfgang Klien, S. 12f.

er zum Abschied ihm sympathisch erscheinenden Besuchern die Hand.<sup>147</sup> Aber unbeobachtet ging er etwas nach vorne gebückt und nicht so aufrecht.<sup>148</sup> Grillparzer hat diese Inszenierungen erlebt und genauer beschrieben und Thomas Mann hat sie dichterisch-kritisch zu gestalten versucht.<sup>149</sup> Grillparzer, mit dem sich Goethe längere Zeit unterhielt, war zutiefst von diesem Gespräch berührt, gestand aber im Nachhinein, dass er aber nicht mehr wisse, worüber gesprochen wurde.<sup>150</sup> Der alte Goethe scheint ein Charisma gehabt zu haben und es auch bewusst gepflegt zu haben.

Aber auch im ganzen Land Sachsen-Weimar änderte sich Vieles zum Besseren hin nach dem Ende der Befreiungskriege. Der aus der Westschweiz stammende Prinzenenerzieher Soret hat die Wandlungen beschrieben: Überall waren neue Schulen gebaut worden, überall war der Grundunterricht verbessert worden, waren gute Armen-Hospize geschaffen worden, es wurden Vereinigungen gegründet für Wohlfahrt, allgemeine Bildung, Hebung der Landwirtschaft und Gefangenenfürsorge.<sup>151</sup>

Goethe fuhr viel in Badeurlaub, hauptsächlich nach Karlsbad und nach Marienbad und schöne, geistreiche, belebende Frauen. Im Badeurlaub konnte er beides erleben. „Eine kleine Liebschaft ist das einzige, was uns einen Badeaufenthalt erträglich machen kann; sonst stirbt man vor Langeweile. Auch ich war fast jedes Mal so glücklich, dort irgendeine kleine „Wahlverwandtschaft“ zu finden...“<sup>152</sup> Das letzte Lebensjahrzehnt verbrachte Goethe im engsten Kreise in seinem Haus am Frauenplan. Er reiste nicht mehr, selbst Weimar wurde ihm fremd. Sein großes Haus füllte sich mit den Zeugnissen seines Lebens, mit Ehrendiplomen, Sammlungen und Kunstschätzen. Er wurde schon zu Lebzeiten ein Archiv, in dem am Dichternachlass gearbeitet wurde, eine Kanzlei, aus der fast täglich Briefe in alle Welt gingen. Er hatte um sich einen Stab von Mitarbeitern um sich versammelt, nämlich seine Schreiber, darüber seine Goethe-Räte und Fachdezernenten (seine lebenden Lexika), mit denen er an der Herausgabe seiner Werke, an seinem Nachlass und an seiner Legende arbeitete. Goethe bestimmte die Richtung, wie sein Leben und seine Zeit dargestellt werden sollten und wie nicht. Aller Klatsch, alles Unbehagliche und Problematische wurde fortgelassen. Er dichtete „bei lebendigem Leibe die Legende seines Lebens und seinem Buch ist sie vor allem zu verdanken. Wenn dann immer wieder das Wort zitiert wurde, dass eigentlich sein Leben ‚das größte Kunstwerk‘ sei, das er geschaffen, so geht das auf ihn zurück“. Und wenn Goethe in dieser Eigenbiografie sagt, dass alles, was er geschrieben habe eine „einzige große Konfession“ sei, so hat das dazu geführt, dass seine einzelnen Dichtungen und Fragmente im Zusammenhang und als Zusammenhang gewertet werden, nicht als eigenständige Schöpfungen mit eigenem Leben.“<sup>153</sup>

Dieser „richtige“ Lebensbericht war vor allem die Aufgabe von Eckermann und Riemer. Riemers „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens“ ist in gewisser Weise auch ein Werk Goethes, der die als Grundlage dienenden Notizen Riemers teilweise lektorierte.<sup>154</sup>

Goethe hatte nach dem Winter immer ungeduldig den Frühling herbeigesehnt. Ungeduldig machte er im März 1832 eine Autofahrt mit seiner Kutsche, obwohl es noch kühl war und ein scharfer Wind wehte. Mit einer Erkältung kam er zurück. Er erkrankte dann an „Catarrhalefieber, Lungenentzündung, Versagend der Atmung und des Herzens“, so der Arztbericht. Am 22. März 1832 gegen Mittag starb Goethe in seinem Lehnstuhl vor seinem Bett, in den er sich in der Fieberunruhe noch einmal gesetzt hatte. Auch bezüglich seiner letzten Stunden und Worte entstanden bald, teilweise bewusst ausgestreut oder schriftlich verfasst, Legenden.<sup>155</sup>

wird weitergeführt)

## **11. Die gezielte Einleitung eines „Goethe-Kultes des Schönen und Guten“ durch die Nachlassverwalter**

<sup>147</sup> S. Friedenthal, S. 533.

<sup>148</sup> So beobachtete ihn der junge Grillparzer in seinem Garten; s. W. Klien, S. 15.

<sup>149</sup> S. W. Klien, S. 9-15.

<sup>150</sup> W. Klien, S. 14.

<sup>151</sup> Soret in seinem Nachruf auf Goethe; zit. nach Friedenthal, S. 610.

<sup>152</sup> N. Friedenthal, S. 491.

<sup>153</sup> So fasst es Friedenthal zusammen; s. S. 489.

<sup>154</sup> S. die Skizze über Eckermann bei Friedenthal, S. 561 – 566.

<sup>155</sup> Zu den letzten Stunden Goethes s. Friedenthal, S. 628f.

(Der nachfolgende Text ist in seinen Grundstrukturen eng an Fr. Schmidt- Möbus, S. 202 – 205 angelehnt)

Wohin nun nach Goethes Tod mit „seinem Geist“, der bereits zu Lebzeiten ein Mythos geworden war? Darüber machten sich seine engeren Freunde und Mitarbeiter Müller, Eckermann und Riemer sofort Gedanken.

Goethe war noch keine Woche beerdigt, als sich die Verwalter seines Erbes bereits um die Drucklegung der nachgelassenen Werke zu bemühen begannen. Bereits am 1. April 1832 schickte Friedrich von Müller einen Brief an Goethes Stammverleger Cotta mit dem Inhalt: „Das Testament ist eröffnet, ich bin dessen Vollstrecker u. es enthält viel für Sie wichtiges. Kommen Sie doch ja [ ] zur [Leipziger] Oster[buch]-messe über Weimar, dann will ich Ihnen alles vorlegen. Faust und der 4te Theil aus „Meinem Leben“ sind ganz vollendet [..]. Die Redaktion ist zwischen Riemer u. Eckermann verteilt, aber es ist wenig mehr daran zu thun“<sup>156</sup>.

Friedrich Theodor Adam Heinrich von Müller (1779-1849), seit 1801 in Weimarer Diensten und ab 1815 als Kanzler Leiter der Justizverwaltung, war zum Obervormund für die Verwaltung des Erbes bestimmt worden.

Goethe vertraute Riemer wie kaum einem anderen. Friedrich Wilhelm Riemer (1774-1845.), der von 1803 bis 1808 als August von Goethes Hauslehrer gewirkt hatte, war seit 1827 Erster Bibliothekar der Großherzoglichen Bibliothek. Er war als ausgebildeter Altphilologe Goethes Berater und Helfer in allen die Antike betreffenden Bereichen gewesen.

Johann Peter Eckermann (1792-1854), war seit Juni 1823 als eine Art Privat-Sekretär Goethes engster Mitarbeiter geworden. Eckermann war Autodidakt. Sein Jurastudium in Göttingen hatte er nach drei Semestern abgebrochen. Goethes Einfluss in Jena hatte ihm schließlich zu einem Dokortitel ehrenhalber verholfen. Der bitterarme Sohn eines Hausierers aus Winsen an der Luhe war zu Fuß nach Weimar gekommen, um sich Goethe erfolgreich als Mitarbeiter anzudienen, und seine „Aufzeichnungen der Ge- Spräche mit Goethe“, in den letzten Jahren seines Lebens machten ihn später berühmt. Eckermann wurde mehr als jeder andere zu Goethes Sachwalter auf Erden; die von ihm protokollierten Gespräche prägten das Bild des Dichters bis heute und gelten nach dem Faust sogar als Goethes meistzitiertes Werk.

Diese drei gingen also gemeinsam daran, die nachgelassenen und noch ungedruckten Schriften Goethes so schnell als möglich zu publizieren - besonders den zweiten Teil des Faust, jener Dichtung, an der Goethe gut sechzig Jahre gearbeitet hatte, um das fertige Manuskript ganz wenige Tage vor seinem Tode einzusiegeln, damit „es verborgen bleibe und dereinst, wenn's glückt, die spezifische Schwere der folgenden Bände meiner Werke vermehren möge“. Goethe hielt die Zeit des Faust für noch nicht gekommen und fürchtete, das Werk würde „an den Strand getrieben, wie ein Wrack in Trümmern daliegen und von dem Dünenschutt der Stunden zunächst überschüttet werden“.<sup>157</sup> Seine Nachlassverwalter hingegen sahen Eile geboten und wussten überdies, dass die literarische Welt schon seit vielen Jahren - Faust I war schon 1808 gedruckt worden - auf den zweiten Teil des Textes wartete. Cotta zahlte 3.500 Taler Honorar.

Friedrich von Müller verstieg sich zu der Idee, dem Faust II ein 80 Verse langes Gedicht aus seiner eigenen Feder als Prolog voranzustellen. Darin feierte er den toten Dichter fast als einen zweiten Christus, indem er die letzten Kreuzesworte im Sperrdruck auf Goethe übertrug: „Es ist vollbracht!“ Die Drucklegung der Dichtung interpretierte er als einen Wiederauferstehungsakt, in dem Goethe selbst das Erdenwallen mit anderen Mitteln fortführe: „In dieser Dichtung tief geheimstem Leben hat Er sich selbst der Welt zurückgegeben.“ Der getreue Eckermann hat erfolgreich Einspruch dagegen eingelegt und Cotta davon überzeugt, die Kirche im Dorf zu lassen. Aber Kanzler von Müllers Plan und seine hymnischen Verse bringen ziemlich genau dasjenige auf den Punke, was nun in Weimar begann: Man wollte Goethes Geist als Bewohner Weimars unter allen Umständen am Leben erhalten. Die Arbeit am Mythos Goethe - „Unsterbliches hat uns sein Tod gegeben“, - begann sogleich

<sup>156</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 202.

<sup>157</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 203.

nach seinem Ableben. Schon bald wurde Goethes Vermächtnis zu einem zentralen Identifikationsbegriff auf dem Wege zum „Einig deutschen Vaterland“ mutiert.<sup>158</sup>

Der Schweizer Pädagoge Frederic Jean Jacques Soret (1795-1865), der von 1822 bis 1836 als Erzieher des Erbgroßherzogs Carl Alexander in Weimar wirkte, brachte die Großherzogin Maria Pawlowna auf den Gedanken, das Andenken des Dichters durch eine zu gründende Goethe-Gesellschaft zu pflegen. Maria Pawlowna beauftragte 1834 mit dem Berliner Publizisten Carl August Ludwig Phillipp Varnhagen von Ense (1785-1858) einen der wichtigsten Goethe-Verehrer mit einer Denkschrift zu diesem Plan. Das war wohl auch eine Entscheidung im Sinne ihres verstorbenen Schwiegervaters, denn Varnhagen war aus seinem Amt als preußischer Minister-resident in Karlsruhe 1819 entfernt und als vierunddreißigjähriger in den Ruhestand versetzt worden, weil man ihn in Berlin verdächtigte, demokratischen Neigungen anzuhängen. In Varnhagens Memorandum heißt es: Für die Literatur wären unermessliche Vorteile zu gewinnen: ein sichtbarer Anhalt für alle Gebildeten, eine allverbreitete Förderung der guten Richtungen, eine eben solche Abwehr und Niederhaltung der falschen und verworrenen Tendenzen der Zeit. Vielleicht würde der jetzt in erschreckendem Maße zunehmende anarchische Zustand der Literatur durch eine solche Institution ohne Beeinträchtigung der notwendigen und wünschenswerten Freiheit in eine mehr geordnete und gesetzliche Richtung zu verwandeln sein.... Der Geist Goethes ist ein Geist der Ordnung, der Mäßigung, der Besonnenheit, der Ehrfurcht, seine Wirkung ist erhaltend und fortbildend und dabei so mannigfaltig und beweglich, dass ihm vor anderen gelingen kann, auch die ausschweifenden und verwilderten Kräfte, welche von dem literarischen Boden auf den politischen leicht übergehen können, zu ruhiger Entwicklung zu veranlassen und in milderer Gestalten festzubannen.<sup>159</sup>

Goethes Geist der Mäßigung sollte als Gegengewicht dienen, die revolutionären Umtriebe derjenigen politisch-literarischen Strömung auszubalancieren, die man damals kurz „Junges Deutschland“ nannte: Vom Geist der französischen Revolution beeinflusste Dichter wie Ludwig Börne (1786-1837), Karl Gutzkow (1811-1878), Heinrich Heine (1797-1856), Theodor Mundt (1808-1861), deren linksradikale Schriften 1835 in Preußen im Gefolge der Karlsbader Beschlüsse sämtlich verboten werden sollten, sind mit Varnhagens Worten gemeint. Der liberale Varnhagen stand selber aber den Ideen des Jungen Deutschlands durchaus nicht fern und sah sich in einer Vermittlerrolle zwischen den Befürwortern einer politisch evolutionären Entwicklung im Sinne Goethes, Schillers, Wielands auf der einen und auf der anderen Seite zwischen den jungen Brauseköpfen, die eventuell einen Umsturz im Sinne führten. Doch Sorets Anregung und Varnhagens Denkschrift erbrachten vorläufig noch keinen konkreten Erfolg, denn die Gründung einer Goethe-Gesellschaft sollte erst gut sechs Jahrzehnte später erfolgen.

Gegründet wurde allerdings 1832 ein erster inoffizieller und sehr enger Goethe-Verein. Er ging aus der Gemeinschaft der „Weimarer Kunstfreunde“ hervor, die seit 1799 Preisaufgaben für die bildende Kunst ausgeschrieben und Antiken-Ausstellungen veranstaltet hatten. Diese Gruppe aus vorwiegend hohen Weimarer Staatsbeamten kümmerte sich um die Herausgabe der bisher ungedruckten oder unfertigen Werke und um neue Auflagen, sorgte aber vor allem für die Drucklegung ihrer eigenen Gesprächsaufzeichnungen, die sie zu Goethes Lebzeiten oder in der Erinnerung daran angefertigt hatten. Nicht nur Eckermanns bekannte „Gespräche“ (1836/1848), sondern unter anderem auch Kanzler von Müllers „Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit“ (1832), Riemers „Mitteilungen über Goethe“ (1841), Vogels, den Staatsmann Goethe zeigende Ausgabe „Goethe in amtlichen Verhältnissen“ (1834) und die posthume „Unterhaltungen mit Goethe“ (1870) Müllers sind Produkte dieses verschworenen Freundeskreises - was man bei ihrer Lektüre niemals vergessen darf. Alle diese Aufzeichnungen verdanken ihr Entstehen nicht unbedingt dem Bemühen um historische Genauigkeit, sondern vor allem dem Bestreben, dem „Andenken dieses Unsterblichen dankbare Weihespenden“ zu widmen, um „zu genauerer und besserer Kenntnis, zu verdienter allgemeinerer Anerkennung, zu steigender Wertschätzung und Benutzung des verkannten mannigfaltigen Guten und Schönen, welches die Nation in Goethes Dasein und Wirken zuteil geworden, beizutragen“.<sup>160</sup>

Diese Worte aus Riemers Vorwort zu den Mitteilungen über Goethe sprechen so deutlich für sich selbst, dass jeder weitere Kommentar zum Wirken der Weimarer Goethe-Freunde überflüssig wird.

<sup>158</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 203.

<sup>159</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 204.

<sup>160</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 205.

Eine frühe Goethe-Gesellschaft neben diesem einflussreichen Kreis hätte es naturgemäß schwer gehabt. Die sämtlich noch mit dem Dichter befreundeten Geistesgrößen verfügten - und verfügen bis heute - über eine ungeheure Autorität in Sachen Dichter-Kult.

Mit diesen Worten drückte Fr. Schmidt-Möbus vorsichtig, aber deutlich aus, dass das inszenierte Goethe-Bild und Goethe-Andenken, das bereits Goethe zu Lebzeiten zielstrebig geformt hatte, nach seinem Tode systematisch von seinen engsten Freunden weiter geformt wurde. Gegen eine solche Tradition anzukommen hat es selbst die moderne Sozialgeschichte immer noch schwer. (wird weiter geführt)

## **XV. Goethe und seine Nachfahren**

### **1. Sein Sohn August**

Die Söhne großer Männer haben es selten leicht, auch wenn sie begabter und tüchtiger gewesen sind als August, denn die Erwartungshaltung von Seiten ihrer Väter ist häufig zu groß. Und August war weder begabt noch tüchtig. Er scheint nur die Pedanterie von seinem Vater geerbt zu haben. Was auch immer Goethe in seinen Werken an pädagogische Theorien vertrat, mit seinen zeitweisen Zöglingen und auch bezüglich August hat er damit keine Erfolge gehabt. Goethes Prinzip, man soll die Kinder ähnlich wie die antiken griechischen Hydrioten früh mit auf die Schiffe nehmen und an Bord herumkrabbeln lassen, so würden sie tüchtige Seefahrer und verwegene Piraten, hat weder bei dem jungen v. Stein noch bei seinem eigenen Sohn erfreuliche Resultate gezeigt. August wurde deswegen oft mitgenommen, um „Welt und Weite“ kennen zu lernen. Er erhielt weder geregelten Unterricht noch irgendwelche gründlichen Unterweisungen. Er drückte sich herum, wohnte manchmal nicht in dem großen Goethe-Haus. Die alternde Charlotte v. Stein nahm den Jungen zeitweise zu sich. August wurde zwar ein stattlicher, früh etwas dicklicher junger Mann mit etwas hektischen roten Wangen, trank aber früh, hatte früh Liebschaften, war leicht reizbar und gleichzeitig scheu. Goethe machte die „indolente Sinnlichkeit“ seines Sohnes lange Sorge und ebenso sein Neigung zur Trunksucht und seine peinliche Liebensaffäre zu einer verheirateten Soldatenfrau, die in der ganzen Stadt mit diesem Verhältnis renommierte<sup>161</sup>.

Bei der Oberschicht Weimars genoss August wenig Ansehen. Er war nicht der Sohn des Weimarer Dichturfürsten, sondern blieb immer der Sohn von Christiane Vulpius. Man fand, dass diese unedle Verbindung eben nur Unedles hervorgebracht hätte.<sup>162</sup> Auch bei den Gebildeten und Dichterkollegen in Weimar scheint August wenig Ansehen gehabt zu haben. Als Goethe 1803 sein neues Theaterstück „Die Natürliche Tochter“ in Weimar inszenierte und die Kritik sehr verhalten war, war einer der wenigen, die das Stück lobten, sein Freund Herder. Er endete ein Gespräch mit der locker ausgesprochenen Bemerkung: „Deine Natürliche Tochter gefällt mit viel besser als Dein natürlicher Sohn“. Herder kannte August, vor knapp einem Jahr hatte er August konfirmiert. Goethe war entsetzt über diese Bemerkung und brach jeden weiteren Kontakt mit Herder ab.

August studierte in Heidelberg, war in Frankfurt/M längere Zeit zu Besuch, dann wurde er von Goethe zurückbeordert und als Assessor und dann Kammerrat in eine halb-amtliche Stellung gebracht, bei der er aber wenig zu tun hatte und wenig verdiente. Hauptsächlich wurde August Sekretär, Hausverwalter, Schriftführer und Vermögensberater des Hauses Goethe<sup>163</sup>. Goethe hat jedoch die Anlagen seines Sohnes überschätzt und bildungsbezogen und bezüglich praktischer Tätigkeiten mehr von ihm erwartet als dieser leisten konnte. August war mit diesen Aufgaben überfordert. Eine standesgemäße Heirat sollte nun das allgemeine Ansehen von August heben. Die Ehe hat Goethe eingefädelt und er hat dabei ebenso wenig eine glückliche Hand gehabt wie überhaupt bei der Erziehung seines Sohnes. Diese Ehe kam aber erst nach Stockungen, Wirren und unerfreulichen Finanzverhandlungen mit der Familie des Mädchens zustande.

Aber die Ehe verlief nicht glücklich und harmonisch. Ottilie verstand nicht das Geringste von Haushalt und streute das Geld mit vollen Händen aus. 2 Söhne wurden geboren, später noch eine Tochter Alma. Diese beiden Enkelkinder Goethes tobten respektlos ohne Erziehung wie die „Hydrioten“ in der

<sup>161</sup> S. Friedenthal, S. 527.

<sup>162</sup> S. Friedenthal, S. 527.

<sup>163</sup> N. Friedenthal, S. 472f, 527

Wohnung herum. Andererseits klagte der Erzieher der Beiden, sie wollten morgens nicht aufstehen. Auch Goethes vorsichtiges Eingreifen brachte keine Veränderung. Auch später hätten diese beiden Teile ihres Lebens im Bett verdämmert.<sup>164</sup> Im Gegensatz dazu steht die „pädagogische Provinz“ in Wilhelm Meistes Wanderjahren mit der strengen Erziehung der Jugend zu Ehrfurcht und Respekt.<sup>165</sup> Aber die beiden Ehegatten gingen bald ihre eigenen Wege. Ottilie, nicht unbegabt aber ohne Halt, litt unter Unstetigkeit und Seelenschmerz und bot sich oft wahllos einem der jungen Besucher des Hauses nach dem anderen an. Goethe versuchte, durch eine Reise seines Sohnes nach Italien und speziell nach Rom diesen von seinen Eheproblemen abzulenken und gesundheitlich und interessenbezogen zu stabilisieren. Reich mit Geld und Empfehlungsschreiben an die deutsche Künstlerkolonie in Rom ausgestattet erreichte August Rom. Dort bekam er hohes Fieber und starb am 27. 10. 1830 im Alter von 40 Jahren. Der Obduktionsbefund stellte eine vergrößerte Leber und Verwachsungen im Gehirn fest, was das nach heutigen Erkenntnissen auch immer heißen mochte. Eine Leberzirrhose ist bei ihm bereits vorher zu vermuten, aber vielleicht starb er an einer Hirnhautentzündung. Die festgestellten Verwachsungen im Gehirn könnten darauf hindeuten. Weiter wird noch ein Schlaganfall in der Nacht vom 26. auf den 27. Okt. diskutiert. Das Urteil der Ärzte bei der Autopsie lautete, August hätte ohnehin nur noch kurze Zeit zu leben gehabt. Auf dem kleinen protestantischen Friedhof in Rom an der Porta San Paolo wurde er begraben.

August war trotz seiner zunehmenden Trunksucht kleinlich-pedantisch ordentlich. Seine Mansardenwohnung im Goethehaus hielt er ordentlich wie eine Schiffskajüte. Das „Schiffchen“ nannte sie deswegen auch Goethe. In Weimar hatte August keine engeren Freunde und er entwickelte ein Trotzverhalten gegen die Weimaraner und seinen Vater. Er sammelte Napoleon-Andenken aus Trotz, weil die Weimaraner seine zurückhaltende Rolle während der Befreiungskriege nicht vergessen hatten und er begeisterte sich für Schiller aus Trotz gegenüber seinem Vater.<sup>166</sup>

Es ist ein dunkles, belastetes Familienerbe, das Friedenthal kurz zusammenstellt:

Der Bruder des Vaters bereits schwachsinnig, Goethe selber von hypochondrischen Krisen und dem Wechsel von Dahinbrüten und rastlosem Aktivismus geplagt, die Geschwister des Dichters, mit Ausnahme der Schwester, früh gestorben, seine eigenen Kinder bis auf den Sohn August ebenfalls, der Vater seiner Frau Christiane am Alkoholismus gestorben, die beiden Enkel in Nervenkrise oder in einem Dahindämmern verkümmert.<sup>167</sup>

## 2. Seine Schwiegertochter Ottilie

(Text teilweise nach Friedenthal und nach Fr. Schmidt-Möbus)

Die Schwiegertochter Ottilie von Pogwisch stammte aus etwas verworrenen Familienverhältnissen. Die Mutter, Tochter einer Gräfin von Henckel von Donnersmarck, hatte einen armen preußischen Offizier geheiratet, sich aber bald wieder scheiden lassen, weil sie mit ihm nicht standesgemäß leben konnte. Sie hatte dann eine Stelle als Hofdame in Weimar angenommen, die aber schlecht bezahlt war. Die Familie Pogwisch war arm, die preußische Offiziersfamilie war arm und die Hofstelle schlecht bezahlt und so fristete die Familie, die Mutter und ihre beiden Töchter, ein recht kümmerliches Dasein. Sie wohnten in einer Dachkammer des Schlosses und später bei der Großmutter und aßen abwechselnd bei anderen Hofangestellten.

Ottilie von Pogwisch war klein, zierlich, hatte blaue Augen, schönes Haar und konnte gewandt plaudern, sie sang, zeichnete, war gefühlvoll und früh gewitzt, war gelehrig, besaß ein gewisses Sprachtalent, lernte eifrig Englisch, begeisterte sich für Byron, hatte Freude am Theater und dichtete auch ein wenig. Goethe setzt große Hoffnungen in diese Frau und diese Ehe. Der mehr ungeschickte, pedantische August, der Ottilie einerseits anhimmelte und bald darauf sich wieder mit ihr stritt, konnte ihr wenig zusagen. Dafür imponierte Ottilie umso mehr der Vater Goethe. Das entschied für sie, einer Ehe mit August zuzustimmen. Die adelsstolze Gräfin Großmutter bestand allerdings darauf, dass der Tod der Mutter von August, Christiane Vulpius/von Goethe, abgewartet würde. Auch diese Großmutter hatte sonst nichts gegen diese mögliche Ehe einzuwenden, zumal die Goethes reich und angesehen waren.

<sup>164</sup> So skizziert es Friedenthal S. 568f.

<sup>165</sup> S. Friedenthal, S. 568f.

<sup>166</sup> N. Friedenthal, S. 568.

<sup>167</sup> Friedenthal, S. 530.

Otilie wurde bald in Weimar unmöglich und reiste nach dem Tode ihres Mannes und dann von Goethe ruhelos in Europa umher, von einem Freund zum anderen. Sie setzte schon bald nach Goethes Tod die alte Affaire mit Charles Sterling fort. Sie reiste immer häufiger und Sterling blieb nicht ihr einziger Liebhaber. Ein gewisser Captain Story, den sie in Frankfurt kennen gelernt hatte, war der Vater ihrer Tochter Anna, die sie am 15. Februar 1835 in ihrem Hauptaufenthaltort Wien gebar. Bei der Geburt gab sie sich als Ottilia Stori aus, wohl in der Hoffnung, dass sich die Nachricht dann nicht allzu schnell verbreiten würde. Das Mädchen starb bereits am 4. Juli 1836 in Wien, wo es auch begraben wurde. Danach gab es weitere Romanzen mit neuen Partnern, bis Ottilie sich unsterblich in einen um zehn Jahre jüngeren Wiener Arzt verliebte, der auf den hinreißenden Namen Dr. Romeo Seligmann hörte. Ab 1842 verbrachte sie die meiste Zeit bei ihm. Die ständigen Reisen, ihr Leben auf großem Fuß und die immense Vergnügungssucht führten dazu, dass Ottilies finanzielle Reserven bald aufgebraucht waren, denn ihr weiser Schwiegervater hatte dafür gesorgt, dass sie keinen Zugriff auf das Familienvermögen besaß. Jährlich standen ihr 2.000, nach der Volljährigkeit der Kinder noch 1.200 Taler zu, was einen angemessenen Lebensstil eigentlich gesichert hätte. Aber Ottilie hatte andere Vorstellungen davon, was angemessen war. Ohne Zweifel wäre es ihr, wenn sie gekonnt hätte, gelungen, die beträchtliche Hinterlassenschaft vollständig zu verprassen. Überall hinterließ sie Schulden, die ihre Kinder, hauptsächlich der älteste Sohn, dann bezahlen mussten.

In Wien fand sie noch einmal eine gewisse Ruhe und einen Kreis, wo sie geschätzt wurde<sup>168</sup>. Dann hatte sie ihr Vermögen verbraucht und kehrte 1866 völlig verarmt und körperlich zerrüttet nach Weimar zurück in das mittlerweile etwas baufällig gewordene Haus am Frauenplan. Verehrer gab es nun keine mehr, und die einstmals schöne Ottilie war nur noch ein Schatten ihrer selbst. Die Versuche, das Alter und die lebensbedingt beträchtlichen Verschleißerscheinungen durch modische Kleidung und dicke Schminke wettzumachen, hatten offensichtlich eine höchst gegenteilige Wirkung. In ihren letzten Lebensjahren erst besann sie sich auf ihren Schwiegervater, diese „leuchtende Menschensonne“ zurück, von dem sie jetzt oft und mit viel Wärme sprach. Ihr junges törichtes Herz, das viel Kummer in den Frauenplan gebracht hatte, beklagte sie manchmal einsichtig. Am 26. Oktober 1872 starb sie in ihrer alten Mansardenwohnung an Herzschwäche.

Ihre Kinder übrigens haben die Mutter all ihren Fehlern zum Trotz stets innig geliebt; nie fielen sie ihr in den Rücken, nie schlossen sie sich dem gehässigen Tratsch an. Ottilie von Goethe war zweifellos eine ganz besondere Frau, die auf Konventionen und gesellschaftliche Zwänge denkbar wenig gab - und so kann man kaum umhin, ihrer wild-romantischen Lebenslust eine gewisse Sympathie, entgegenzubringen. Wäre sie ein Mann gewesen, hätten sich die Öffentlichkeit und auch die Geschichtsschreibung ihr gegenüber wohl erheblich toleranter verhalten. Über ihres Schwiegervaters Lebenswandel rümpfte später schließlich auch niemand die Nase. Konvention ist keine geeignete Messlatte für das Leben der Goethes, weder für Johann Wolfgang, noch für Christiane Vulpius, August oder Ottilie von Goethe.

### 3. Goethes Enkel

Die Söhne/Goethes Enkel endeten fern von Weimar als menschenscheue, von Nervenkrisen geplagte, ängstlich-vornehme Hagestolze, die das Haus und seine Kunstschatze zusperrten. Der eine von ihnen hat sich selber als ein „Überlebender aus dem Tantalus-Haus“ bezeichnet. Mit ihnen erlosch die direkte Linie der Goethe-Familie. So formulierte es Friedenthal lakonisch und vermutlich etwas ungerecht in seiner Darstellung der Nachfahren Goethes.<sup>169</sup>

Etwas neutraler stellt Fr. Schmidt-Möbus die Schwiegertochter Ottilie und die Enkel Goethes dar. Sie überschrieb ihr Kapitel mit den Worten: Goethes Nachfahren sind eben alles Menschen gewesen.<sup>170</sup> Nach dem Tod ihres Großvaters sahen sich die drei Goethe-Enkel Walther Wolfgang (geb. 9. April 1818), Wolfgang Maximilian (18. September 1820) und Alma Sedine Henriette Cornelia (29. Oktober 1827) in einer merkwürdigen Situation: Sie waren zu Sehenswürdigkeiten geworden. Der Weimarer Goethe-Kreis stellte sie in den Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit, und ihre Mutter Ottilie versuchte zunächst mit geradezu verbissener Erziehungsintensität, die Kleinen jenem Maßstab anzupassen, den ihr Großvater gesetzt hatte. Das misslang. Keines der Kinder zeichnete sich durch besondere Begabungen aus, und Ottilies nach wie vor überschäumende Lebenslust, die von einem Skandal zum

<sup>168</sup> Der junge Grillparzer scheint dazu gehört zu haben.

<sup>169</sup> N. Friedenthal, S. 527 bis 530.

<sup>170</sup> Nachfolgend eng angelehnt an die Darstellung von Fr. Schmidt-Möbus, S. 199 – 202.

anderen führte, brachte die Familie immer wieder ins öffentliche Gerede. Das Ergebnis war, dass die beiden Jungen sich von der Weimarer Öffentlichkeit und auch vom Goethe-Kreis sehr weitgehend fern hielten. Im kulturellen Leben der Stadt wurden sie als Erwachsene fast unsichtbar.

In ihren ältesten Sohn Walther Wolfgang hatte die Mutter die höchsten Erwartungen gesteckt - der kleinwüchsige und schwächliche Knabe schien musikalisch hoch begabt zu sein. Offensichtlich war Ottilie aber die einzige, die ein solches Talent zu hören vermochte. Gegen den Rat vieler Freunde und ihrer Familie schickte sie ihn nach Leipzig, um ihn bei keinem geringeren als Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809-1847) ausbilden zu lassen. Mendelssohn war dem Hause Goethe freundschaftlich verbunden, so dass er den Schüler wider besseres Wissen annahm.

Bald zeigte sich, dass Walthers Vorbildung zu schlecht war und seine Lernfähigkeit für einen Lehrer wie Mendelssohn nicht ausreichte. Über die ersten Kompositionsversuche Walthers äußerte der Meister sich in einer Form, welche die Freundschaft zu Ottilie ebenso abrupt wie endgültig beendete. Seine Mutter schickte Walther zu anderen Lehrern nach Stettin und Wien, aber alle weiteren Ausbildungsversuche zeigten, dass Mendelssohn im Recht gewesen war. So gab der junge Goethe die Musikantenlaufbahn schließlich auf, um sich ausgerechnet als Schriftsteller zu versuchen. Von seinem ersten Novellenband wurden 163 Exemplare verkauft; die Restauflage stampfte man ein. Das Haus am Frauenplan schottete Walther streng vor der Öffentlichkeit ab, und die kluge Verwaltung des Nachlasses lag ihm sehr am Herzen. So wurde er schließlich zur bis heute kulturgeschichtlich prägenden Persönlichkeit Weimars, indem er bei seinem Tode den gesamten Besitz in öffentliche Hände übergab. Aber davon, wird später zu handeln sein.

Wolfgang Maximilian von Goethe, körperlich das Gegenteil seines älteren Bruders, wurde zunächst auf die hochberühmte Eliteanstalt nach Schulpforta geschickt. Das fruchtete jedoch nicht recht und das Abitur erwarb er dann doch am weniger anspruchsvollen Weimarer Gymnasium. Nach dem Studium in Berlin, Bonn und Jena wurde er 1845 in Heidelberg zum Doktor der Rechte promoviert. Auch er versuchte sich als Schriftsteller auf großväterlichen Spuren, auch er scheiterte künstlerisch vollständig. Daraufhin hielt er sich noch nachhaltiger als zuvor von der Öffentlichkeit fern. Bald schon erkrankte er schwer. Seine schlimmen Neuralgien versuchte er durch zahlreiche Kuren in Italien, Deutschland und Tirol zu lindern. Schließlich übte Wolfgang von Goethe das Amt eines preußischen Legationsrates in Rom und Dresden aus, aber sein Gesundheitszustand ließ eine solche Tätigkeit auf Dauer nicht zu. Ab 1860 widmete er sich ganz einer philologischen Forschungstätigkeit und vertiefte sich in eine umfangreiche kirchengeschichtliche Studie, die schließlich 1863 unter dem Titel „Studien und Forschungen über das Leben und die Zeit des Cardinals Bessarion 1395-1472, Abhandlungen, Regesten und Collectaen“ gedruckt wurde. Erst 1870 kehrte er an den Frauenplan zurück. Schweres Asthma trieb ihn 1879 nach Leipzig, doch die von der Umsiedlung erhoffte Besserung blieb aus. Er starb dort am 20. Januar 1883. Wie sein älterer Bruder war er unverheiratet und kinderlos geblieben.

Alma, die jüngste war in vieler Hinsicht ganz die Tochter ihrer Mutter: hübsch, frivol, lebenslustig und wohl auch, wenn man den Zeitgenossen glaubt, ein wenig einfältig. Großmutter Pogwisch urteilte spitz, Almas Geist sei in den Füßen angesiedelt, denn Tanzen schien das einzige zu sein, worin der kleine Wirbelwind besondere Begabung zeigte. Ottilie holte sie 1839 zu sich nach Wien, und Almas Widerstände dagegen nutzten nichts, ihre Mutter duldet nie Widerspruch, wenn es um ihre Kinder ging, und von ihrer zwölfjährigen Tochter selbst ließ sie sich erst recht nichts sagen. Wann immer Alma aber durfte, kehrte sie zeitweise nach Weimar zurück, um am Hofleben teilzuhaben. Anders als ihre Brüder hing sie sehr an der Stadt und liebte die Bälle bei Hofe. Der Schatten des Großvaters belastete sie nicht im Mindesten, da niemand von ihr etwas Besonderes erwartete. Durch erzieherische Maßnahmen wurde sie kaum gequält - sie war eben nur ein Mädchen. Alma stand gern im Mittelpunkt und ein Walzer mit dem Erbprinzen war ihre liebste Erinnerung.

Im Jahre 1844 hatte Ottilie die Tochter wieder einmal zu sich nach Wien gerufen. Dort angekommen, gaben Freunde ein Gartenfest für sie, von dem sie sich früh zurückzog. Die schlimmen Kopfschmerzen, unter denen Alma an diesem Tage litt, waren der erste Vorbote des Typhus - noch nicht einmal 17 Jahre alt, starb Alma von Goethe am 28. September in Wien. Ihr Erbteil, immerhin 70.000 Taler, fielen an ihre Mutter. Der Aufgabe, sich dieses gewaltigen Betrages in möglichst kurzer Zeit zu entledigen, war Ottilie gewachsen.

Almas sterbliche Überreste, die zunächst unweit vom Grab ihrer Halbschwester beigesetzt worden waren, wurden 1876 nach Weimar überführt, wo heute neben Otilie von Goethe alle Nachkommen des Dichters im Familiengrab auf dem historischen Friedhof ruhen. Die Nachlässe der beiden männlichen Enkel - ungedruckte literarische Manuskripte und Kompositionen - werden im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrt.

an sollte nicht vorschnell darüber urteilen, was die jungen Goethes aus ihrem Leben gemacht haben. Das Leben mit diesem Namen war eher eine Strafe denn eine Gnade. Wo immer sie ankamen, was immer sie taten - der Geist des Großvaters war schon da. Die drei waren eben nichts anderes als ganz normale Menschen, denen aber niemand ihre Normalität zugestehen mochte. Wie hätten sie umgehen sollen mit dem Kult, der um ihren Großvater und ihren Namen veranstaltet wurde?

(wird fortgeführt)

## **XVI. Goethe und Schiller**

Als Schiller nach Weimar gekommen war, verhielt er sich noch ausgesprochen kühl, ja fast feindselig gegenüber Goethe. Und dieser empfand und verhielt sich ähnlich, konnte er doch nicht einen anderen Genius neben sich ertragen. 6 Jahre lang hat Goethe Schiller nicht beachtet, obwohl dieser in nächster Nähe wohnte und bereits durch verschiedene Werke berühmt geworden war. Goethe galt in dieser Zeit immer noch als dichterisch ausgebrannt, seine frühen Werke (Götz und Werther) wurden kaum noch gespielt. Goethe sah seine Werke durch Schiller nun in den Schatten gestellt und durch Schiller wurde der Sturm und Drang, das Pathos und die revolutionären Gedanken, die Goethe nach seiner Italienflucht überwunden hatte, beim deutschen Publikum wieder belebt. Goethe wollte den Deutschen die antike Klassik jetzt nahe bringen, Schiller belebte das revolutionäre dichterische Pathos. Als dann Schiller, bereits schlecht bezahlter Professor in Jena war, für seine Räuber sogar von der französischen Nationalversammlung das französische Ehrenbürgerecht verliehen bekam, hielt Goethe allen Vermittlungsversuchen, die es gab, das Argument entgegen, Schiller und er seien durch Welten getrennt (W. Klien..., S. 46).

Schiller selber war seinerseits mit Recht neidisch auf Goethe. Schiller hatte keine reichen Eltern gehabt, hatte keinen Gönner (Karl-August bewilligte ihm 200 Taler jährlich für seine Tätigkeit als Professor, das war nur ein Sechstel des Anfangsgehaltes von Goethe. Erst später hat aus Dänemark der Erbprinz von Holstein eine jährliche Unterstützung von 1000 Talern bewilligt) und musste sich alles durch Mühen und Fleiß erarbeiten. Er schrieb damals mit neidischem Blick auf Goethe: "...er erinnert mich oft daran, dass das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muss ich bis auf diese Minute noch kämpfen" (Friedenthal, S. 369).

Und bei seinem ersten Zusammentreffen mit Goethe war Schiller nicht begeistert. Etwas desillusioniert, und erheblich ehrlicher, als viele Zeitgenossen, schrieb er: *„Sein [Goethes] erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von, dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll ... Er ist brünett und scheint mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich seyn kann ... Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrung und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammen kommen werden ;und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine ‚Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.“ (Fr. Schmidt-Möbus, S. 154).*

Noch Jahre lang hielt diese Enttäuschung bei Schiller an. Denn Goethe vermied einen engeren Kontakt mit Schiller noch immer und Schiller notierte in einem Brief: *„Ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade .... Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben.... Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen“ (Fr. Schmidt-Möbus, S. 155).*

Wie unterschiedlich waren doch diese beiden dichterischen Genies. Schiller war ein harter, regelmäßiger, systematischer Arbeiter in allem. Er hatte aus sachlichen Überlegungen ein Mädchen aus angesehenem thüringischem Adel geheiratet. Er rang um jede Formulierung. Er plante seine Werke mit Übersicht und Realismus und wartete nicht auf die schöpferischen Momente. Er besaß im Umgang mit den Menschen eine ausgesprochene diplomatische Begabung (Friedenthal, S. 369). Daneben waren aber Schillers Lebensführung und sein Tagesrhythmus im Gegensatz zu Goethe sehr unregelmäßig und enthielten Gewohnheiten, die Goethe ablehnte: Schillers Nacharbeit, er rauchte viel, schnupfte Tabak, benutzte Stimulantien wie Tabak, Tee, teilweise auch Morphin und die berühmten faulen Äpfel in der Schublade, alles Gewohnheiten, die Goethe wiederum nicht mochte. Dazu kam der schwäbische Dialekt Schillers und dass Schiller für das ästhetische Empfinden Goethes auch äußerlich unsympathisch war: der lang aufgeschossene hagere Mann, hektisch, fast immer leicht krank - das Letztere war ihm besonders unangenehm.

Goethe weigerte sich deswegen lange, mit Schiller in einen näheren Kontakt zu treten. Er schnitt ihn so lange wie möglich und kam schließlich auf die Idee, ihn nach Jena als Professor auf eine offene Geschichtsstelle zu empfehlen. Vielleicht dachte er ihn so aus Weimar fort zu lotsen. Die nächsten Jahre blieb Schiller in Weimar, hielt aber aus gesundheitlichen Gründen ab 1793 keine Vorlesungen mehr, war aber dichterisch sehr produktiv.

Dass es dann doch noch zu einer Annäherung und einer Art Freundschaft infolge eines gemeinsamen Zieles gekommen ist (nämlich der Schaffung einer deutschen Klassik), dann nur auf Grund der Bemühungen Schillers. Schiller musste um die Freundschaft Goethes regelrecht werben (Friedenthal, S. 370). Erst als Schiller Goethe dort ansprach, wo er am empfänglichsten war, bei seinem Bedürfnis nach Lob und seinen Plänen, die griechische Antike wieder zu beleben, und ihm einen pathetisch-verehrenden Brief schrieb, begann das Eis zu schmelzen. Schiller verwendete die höchsten Ausdrücke: „Goethe sei ein Grieche, dessen griechischer Geist in die nordische Schöpfung geworfen worden sei“, usw.

Zwischen den 20. und 24. Juli 1794 kam es nach einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft zu einem längeren Gespräch zwischen Goethe und Schiller und Schiller hielt fest, dass es zu unerwarteten Übereinstimmungen gekommen sei.<sup>171</sup>

Schiller machte Goethe den Vorschlag im Rahmen einer neuen Zeitschrift mit dem Titel „Die Horen“ gemeinsam eine Wiederbelebung der griechischen Klassik und eine Übertragung auf die deutsche Dichtung zu versuchen (Friedenthal, S. 37 und 378). Schiller bewies mit diesem Vorschlag auch, dass er sich selber vom Realismus und von den revolutionären Stürmen seiner Jugend losgesagt und sich dem hellenistischen dichterischen Schönheitsideal zugewandt hatte (Klien, S. 47). Da entschloss sich Goethe zu einer Zusammenarbeit mit Schiller, die dann allmählich zu einer Art Freundschaft wurde. Diese „Horen“ sollten nach den Plänen Schiller die dreißig oder vierzig besten Schriftsteller Deutschlands als Mitarbeiter versammeln<sup>172</sup>. Dazu gehörte natürlich auch Goethe. Was die Honorare betraf, so erhielt Goethe Sonderbedingungen angeboten, nämlich das Doppelte bis Dreifache der Honorarhöhe der anderen Autoren.<sup>173</sup> Schiller wollte dadurch den beim Herzog einflussreichen Goethe gewinnen und wusste vermutlich auch um das Interesse Goethes an Geld. In modernem Wirtschaftsdeutsch ausgedrückt handelte es sich bei diesem Sondervertrag um eine Art Bestechungsvertrag. Was Goethe dafür lieferte, war aber nur mittelmäßig, nämlich z. B. seine *Erotica romana*, die sich wenig vorteilhaft gegenüber der letzten Folge von Schillers Abhandlungen zur ästhetischen Erziehung, im gleichen Heft abgedruckt, abhob.<sup>174</sup> Charlotte von Stein hat in einem Brief an Schillers Frau Charlotte mit Recht auf diesen Unterschied in der Qualität hingewiesen.<sup>175</sup>

Diese Annäherung der Beiden bedeutete einen Wendepunkt in der deutschen Literaturgeschichte, denn jetzt begann die intensive Kooperation des Weimarer Doppelgestirns, die nun den literarischen

<sup>171</sup> S. Fr. Schmidt-Möbus, S. 156.

<sup>172</sup> Alt, Bd. 2, S. 197.

<sup>173</sup> Alt, Bd. 2, S. 197

<sup>174</sup> Alt, Bd. 2, S. 200f.

<sup>175</sup> Alt, Bd. 2, S. 200f.

Markt beherrschen zu können glaubten und gegen diejenigen gemeinsam kräftig austeilen wollten, die sie für weniger begabt hielten, und das waren so ziemlich alle.<sup>176</sup>

Danach folgte das Xenien-Projekt, der so genannte „Xenien-Streit“, der im ganzen literarischen Deutschland für Aufruhr sorgte. Der Schar der „Halbtalente, Pfuscher und Dilettanten“ wie der Literaturwissenschaftler und Klassik-Verehrer Emil Staiger schrieb, erklärten die beiden einen poetischen Krieg, den sie mit Hilfe kurzer Gedichte, der so genannten Xenien (griech. Gastgeschenke) führten. Diese formal höchst komplexen Texte stehen im antiken Versmaß des so genannten Distichons und bilden sich aus daktylischen Hexametern und Pentametern. Mit Hunderten der zuerst 1797 im Druck erschienenen Xenien, die Goethe und Schiller in Koproduktion verfasst hatten, zogen sie rücksichtslos, nur, leicht verschlüsselt und voll von arrogantem Spott über ihre literarischen Zeitgenossen her, wobei sie besonders die Kritiker der „Horen“ aufs Korn nahmen. Manche Freundschaft, unter anderem diejenige mit Wieland, ging dabei in die Brüche.

Schillers offizielle Bezüge wurden 1799 von 200 auf 400 Taler erhöht und dann als herzogliches Ehrengeld noch einmal verdoppelt. Aber für relativen Wohlstand und ein sorgenfreies Leben reichte das nicht. So war Schiller weiterhin auf die mageren und unregelmäßigen Einnahmen aus dem Buchhandel angewiesen. Wenn man die 800 Taler Schillers mit den 3000 Talern Goethes als beider Dauergehalt vergleicht, dann kann das Missverhältnis im Einkommen bei diesen beiden gleich bedeutenden Dichtern nur nachdenklich machen. Goethe hat sich offensichtlich nicht sehr fürsorglich bei seinem Herzog für Schiller eingesetzt.

Bereits 1789 wurde der Weimarer Theaterneubau mit „Wallensteins Lager“ von Schiller eröffnet. 1799 folgten „Die Piccolomini“ und „Wallensteins Tod“. Dadurch machte sich das Weimarer Theater, das bisher keinen besonders guten Ruf gehabt hatte, in ganz Deutschland einen Namen (S. Damm, S. 262).

Monatelang brachte Goethe in Jena zu, so lange Schiller noch im Jenaer Schloss wohnte, und war dann regelmäßig bei der Familie Schiller zu Gast. Als Schiller Ende 1799 endgültig nach Weimar übersiedelte, benutzte das Goethe, um die Kontakte enger werden zu lassen. Christiane half ihm dabei. Sie nahm im November Schillers Sohn Karl bei sich auf, um die hochschwangere Frau Schillers zu entlasten. Als dann Charlotte Schiller noch im Wochenbett erkrankte, nahm sie weitere 2 Kinder von Schiller auf. Nach dem vollzogenen Umzug Schillers war dieser fast täglich zu Gast bei Goethe. Aber es blieb in den Briefen und im Gespräch bei der Anrede „Sie“. (n. S. Damm, S. 261f).

Als ab 1800 dann immer mehr Spannungen und heftigere Kritik von verschiedenen Seiten gegenüber Goethe aufkam, an der dieser nicht unschuldig war (von Seiten der Kotzebue-Partei, der Frühromantiker, der Freunde um Fichte usw.) und als Goethe das heimlich verfasste Stück „Die Natürliche Tochter“ 1803 erstmals aufführte (auch gegenüber Schiller hatte Goethe keine vertraulichen Bemerkungen über seine Arbeit daran in den Jahren 1801/02 gemacht, was diesen offen kränkte), wurde dieses Stück sehr zurückhaltend aufgenommen und teilweise heftig kritisiert, auch von den Freunden um Schiller. Karoline Herder kennzeichnete die Situation so: „Das Publikum und die jenaischen Studenten sind freilich noch zu sehr den Schillerschen Klinklang und Bombast gewöhnt, der ihre Ohren kitzelt... Dass die Schillersche Partei so laut entgegen diesem Stück ist, ist auch ein Zeichen, wie es mit dem Verhältnis dieser zweier Geister steht“ (S. Damm, s. 295).

Als eine richtige vertrauensvolle Freundschaft kann man diese Zusammenarbeit demnach nicht bezeichnen, auch nicht in der Zeit eines engeren Umganges der beiden miteinander, so idealistisch es auch sein mag, sich die beiden Dichter innig vereint zu denken, wie auf dem Denkmal in Weimar dargestellt. Aber es war in Wirklichkeit kein enges menschliches und dichterisches Hand-in-Hand, sondern mehr eine Art Waffenstillstand zwischen zwei Genies, die sich gegenseitig aufs höchste respektierten. Wie ein Notenaustausch zwischen befreundeten Diplomaten wirken manche Briefe und Schiller musste ständig in gewisser Weise diplomatisch mit dem schwierigen Partner Goethe verhandeln (Friedenthal, S. 369f). Erst aus der Zeit nach dem frühen Tode Schillers stammen die Äußerungen höchster Bewunderung von Seiten Goethes für Schiller, als er nämlich merkte, welche geistige Anregung ihm nun fehlte und als gleichzeitig keine Gefahr mehr für ihn durch einen mindest gleich-

<sup>176</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, s. 156.

wertigen Dichter bestand. Denn vermutlich wäre Schiller der noch größere Dichter und Schriftsteller geworden, wenn er so lange wie Goethe gelebt hätte.

(Wer sich weiter mit Schiller befassen möchte, der sei auf die Werke verwiesen von Peter André Alt: Schiller, Leben, Werke, Zeit...; und Sigrid Damm: Das Leben des Friedrich Schiller...)

## **XVII. Missgunst, Mobbing, Machtkämpfe am Musenhof in Weimar**

Dass die Meinung, die großen Akteure am Musenhof in Weimar, die herzogliche Großfamilie und die dort versammelten Dichter und Denker, hätten in harmonischer Eintracht miteinander gelebt und ihre Werke geschaffen, eine unrealistische Idealisierung darstellt, ist aus dem Vorhergehenden bereits ansatzweise deutlich geworden. Es hat erhebliche Dissonanzen, Kämpfe und Intrigen gegeben. Die moderne Sozialgeschichte bemüht sich endlich, frei von allen Idealisierungen und Rücksichten die Wirklichkeit zu erarbeiten und darzustellen.

(wird weiter geführt)

## **XVIII. Themen, Motive und Motivationen für Goethes dichterisches Schaffen**

Die Motive, Motivationen und Energien, die Goethe in seinem dichterischen Schaffen wählte und beflügelten sind vielfältig.

Einmal war die Grundlage dafür seine weit überdurchschnittliche angeborene künstlerische Begabung und sprachlich-ästhetisches Feingefühl. Das darf man ihm nicht mindern. Hier lag eine Begabungslinie von Seiten seiner Mutter vor.

Goethe ist in seiner Jugend und Studentenzeit Themen begegnet, die ihn berührt haben, die aber auch irgendwie nach einer Bearbeitung verlangten. Dazu gehörte das Faustmotiv, das ihm als Jungen bereits bei den Puppenspielen in Frankfurt/M. begegnet war, und dazu gehörte auch der Goetz, dessen Selbstbiografie ja bekannt war. Und dazu gehörte mit dem modegleichen Aufblühen der Briefkultur durch den Ausbau des Postwesens auch ein Briefroman.

Er gehörte zu den Menschen, die in künstlerischer Weise die Ereignisse, Freuden, Belastungen und Probleme ihres Lebens verarbeiten. Es gibt musikalisch Veranlagte, die dann diese Erfahrungen in Töne umsetzen, es gibt Maler, die dann jede über die Alltäglichkeit hinausragende Erfahrung in Form und Farbe wiedergeben und bewältigen. Und es gibt Menschen, die dann in Gedichten, Bühnenstücken und Romanen verarbeiten und bearbeiten, was sie bewegt, was sie sich wünschten und selber nicht erreichten, usw. Zu letzteren gehörte Goethe. Und hier fällt auf, dass er gerade das, was er selber nicht in seinem privaten Leben verkörperte und nicht umsetzen konnte, dichterisch überhöht, verklärt, harmonisiert und veredelt dann darzustellen versuchte. Oft vertrat er dichterisch und in seinen Plänen gerade Ziele und Ansichten, die gegensätzlich zu dem waren, was er selber vorlebte.

Dazu gehören Äußerungen und Ratschläge über die Ehe als die richtige Form des Zusammenlebens von Mann und Frau. Goethe hat für seinen Sohn August rasch die Zustimmung für eine standesgemäße Ehe gegeben, als sich eine günstige Gelegenheit bot. Die Art, wie er seinen Sohn verheiratete, erweckt den Eindruck, dass er seinem 18 Jahre dauernden Experiment der freien Liebe mit Christiane nun kritisch gegenüber stand oder es sogar als gescheitert ansah. (S. Damm, S. 510).

Als sich 1821 ein junger Mann Rat suchend und bewundern an Goethe wandte wegen seiner in aller Öffentlichkeit bewiesenen Fähigkeit zur freien Liebe nach antikem Vorbild, da entgegnet ihm Goethe, dass er bei diesem jungen Mann eine schnelle Verehelichung befürworte, weil alles mögliche Schlimme, was innerhalb des Gesetzes begegne, in seiner Schwere nicht vergleichbar sei mit denjenigen Unbillen, die man durchkämpfen müsse, wenn man sich neben oder sogar gegen Gesetz und Herkommen stelle und gleichzeitig die Notwendigkeit empfinde, mit den Menschen und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben.

(S. Damm, S. 510f).

So wild, so kraftkerlgleich, so geniehaft Goethe in seiner Jugend gewesen war, so sehr ist er in fortgeschrittenem Alter um Harmonie und Ausgewogenheit in der Kunst gemüht gewesen. Beethoven war ihm in seiner Musik zu leidenschaftlich, die romantischen Bilder von Philipp Otto Runge erschreckten ihn. Goethe kam rasch in einen inneren Konflikt mit den jungen Romantikern. Er verwahrte sich gegen überstarke Eindrücke und sein naturhaft-heidnischer Glaube kritisierte die neu aufkommende romantische Frömmigkeit als Frömmelei. Er wünschte sich einen mild-strengen Klassizismus, sanfte Musik, gefällige Bilder, anmutige Gedichte, er fühlte sich von den Romantikern ständig bedroht.

Und diese von Goethe abgelehnten Jung-Romantiker begeisterten sich nun für den Faust, Teil I. Dort gibt es das Allumfassende, das Goethe an Runge und Beethoven tadelte. Darin herrschen keine mild-strengen klassischen Stilelemente, sondern Geniefetzen, Mystik, extreme Gestalten, Mittelalter, und alles nicht in klassischen Hexametern, sondern im neuhochdeutschen Versreim-Stil. Der Faust I ist das Gegenteil dessen, was Goethe als Themen- und Darstellungsstil öffentlich forderte. (n. Friedenthal, S. 478f). Erst Faust Teil II wird dann ein Werk nach klassischem Muster – und entsprechend weniger breitenwirksam.

Goethe ist schon früh dem Weiblichen erlegen gewesen und blieb es bis ins hohe Alter, häufig allerdings in einer distanzierten platonischen Weise. Gerade sensible intelligente Frauen mit dem Verhalten von Äbtissinnen scheinen ihn angezogen zu haben (so sieht es jeden falls Friedenthal, an verschiedenen Stellen). Bei Christiane kam nun endgültig eine andere, recht körperlich-einfache Interessenschicht zum Vorschein. Beides konnte Goethe offensichtlich nicht in Einklang bringen oder ihm war keine Frau begegnet, in der er beide Komponenten vereint erfahren konnte. Vielleicht lag darin auch die Tragik in seiner Beziehung zu Christiane, vielleicht empfand Goethe lebenslänglich einen Schuldkomplex bei der erotischen Ebene. Er bemerkte einmal zu Riemer: „Die Begattung zerstört die Schönheit und nichts ist schöner als bis zu diesem Moment. In der antiken Kunst allein ist die ewige Jugend festgehalten und dargestellt. Und was heißt ewige Jugend anders als keinen Mann, keine Frau erkannt zu haben“ (n. Friedenthal, S. 486). Friedenthal interpretiert diese Bemerkung so: „Er erinnert darin an sein Vorbild Leonardo, der ebenfalls die physische Vereinigung der Geschlechter mit noch stärkeren Worten abgelehnt hat; es ist ungewiss, ob aus homosexueller Veranlagung heraus oder aus der sehr starken feministischen Komponente seines Wesens, die noch deutlicher ausgeprägt ist als bei Goethe. Bei diesem ist – wir wagen diese Deutung nur vorsichtig – in seiner polaren Natur das Weibliche abwesend, kalt, negativ, den Akt verneinend, das Männliche positiv, bejahend. Aus solcher Spannung ließe sich vieles in seinem Leben und in seiner Dichtung begreifen“ (Friedenthal, S. 486).

(wird fortgeführt)

## **XIX. Goethe als Naturwissenschaftler**

(wird nachgetragen)

## **XX. Goethe und das Geld/Goethe und sein Lebensstil**

### **Einleitung**

Unter diesem Kapitel wird einmal einiges zusammengefasst wiederholt, was an anderen Stellen aus Gründen der Chronologie und/oder des Verständnisses schon erwähnt oder ausführlicher dargestellt wurde und es zum anderen wird Neues hinzugefügt. Besonders wird auf das Buch von Jochen Klauß verwiesen<sup>177</sup>.

### **Goethes Lebensstil allgemein**

Goethe war kein bescheidener Mensch, was seine Lebensführung betraf. So selbstbewusst, wie er bezüglich Kleidung, Wohnung, Honorare, bei Empfängen auftrat, so anspruchsvoll war er auch im Essen. Die Armut der einfachen Leute kümmerte ihn wenig. Sein Tisch musste reich gedeckt sein,

<sup>177</sup> Klauß, Jochen, Genie und Geld, Goethes Finanzen, 2009; Patmos-Verlag u. Artemis u. Winkler, Düsseldorf.

mit dem Besten, was zu haben war. Er war auch schon als Kind bei seinen reichen Eltern nichts anderes gewohnt gewesen.

Christiane Vulpius stellte sich darauf ein und oft vermisste Goethe bei seinen langen Abwesenheiten von Weimar ihre Kochkunst. So schrieb er manchmal Briefe wie diesen erhaltenen: *„Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich vier, fünf Tage bloß von Cervelatwurst, Brot und rotem Wein gelebt. Ich bitte dich also aufs allerinständigste, mir mit jedem Boten-Tage etwas Gutes, Gebratenes, einen Schöpsenbraten, einen Kapaun, ja, einen Truthahn zu schicken, es mag kosten, was es, will, damit wir nur zum Frühstück, zum Abendessen und wenn es zu Mittag gar zu schlecht ist, irgend etwas haben.“* (Fr. Schmidt-Möbus, S. 142)

Goethe lebte in Weimar auf großem Fuß. Mit seinem stetig steigenden Gehalt als Geheimer Rat und Minister (es stieg von 2000 Taler jährlich im Jahre 1798 bis auf 3100 Taler jährlich im Jahre 1816<sup>178</sup>) kam Goethe aber nicht aus. Sein Vater musste ihm jährlich beträchtliche Geldmengen zusteuern, mindestens 1000 Taler pro Jahr. Aber das machte dem steinreichen Vater keine Schwierigkeiten, denn alleine die Zinseinkünfte aus dem Vermögen des Großvaters waren so hoch wie das gesamte Jahreseinkommen Goethes. Erst 1807 hatte Goethe es geschafft, ein kleines Vermögen von 4700 Talern als Rücklage zu erwirtschaften. Vorherige Anfragen der Weimarer Steuerbehörde hatte er damit beantwortet, dass er nicht die mindesten Rücklagen besäße. Er gab für seinen Lebensstil sehr viel aus.

Sein Weinkeller wurde ständig aufgefüllt, er spielte eifrig und glücklos Lotterien, er spendete viel für wohltätige Zwecke (vermutlich mit gewissen PR-Absichten; s. die Bemerkung von Schiller dazu) und entwickelte eine Vorliebe für teure Wäsche. Z. B. 1778 weist das Haushaltsbuch seines Kammerdieners Seidel folgenden Bestand auf: 82 Hemden ohne und 194 Hemden mit Manschetten, 58 Betttücher, 108 Handtücher, 34 Tischtücher und 267 Servietten. Um 1780 gab Goethe etwas das Doppelte von dem aus, was er einnahm. Schließlich warnte ihn sein getreuer Kammerdiener Seidel schriftlich, dass es so nicht weitergehen könne. Wein und Bücher würden den Haushalt ruinieren, auch am Briefporto müsse gespart werden.

Dagegen sparte Goethe am Personal kräftig. Seine Kammerjungfer musste sich bei freiem Logis und freier Kost mit 12 Talern im Jahr begnügen.

Wie hat Goethe seinen so aufwendigen Lebensunterhalt finanziert? Jochen Klauß ist dieser Frage in seinem Buch „Genie und Geld, Goethes Finanzen“, genauer nachgegangen.<sup>179</sup> Er schreibt dazu: Von Goethe selber ist zu erfahren, dass er im Wesentlichen vom großväterlichen Erbe gelebt hat. Das hat aber kurzfristig nicht gereicht, so dass er wiederholt Kredite aufnehmen musste. Im Zusammenhang mit seinen testamentarischen Verfügungen von 1830/31 äußerte Goethe gegenüber Kanzler von Müller, er habe »seit 60 Jahren«, also ungefähr seit seinem 20. Lebensjahr, »jährlich wenigstens 100 Dukaten auf Ankauf von Merkwürdigkeiten« verwendet, was im wesentlichen Kunstgegenstände meinte

Legt man zugrunde, dass 1 Dukate einem ungefähren Gegenwert von 5 1/4 Talern entspricht, und berücksichtigt man weiterhin, dass Goethe seit seiner Ernennung zum Geheimen Legationsrat im Jahr 1776 ein jährliches Mindestgehalt von 1200 Talern erhalten hat, so erscheint es fast unglaublich, dass Goethe jährlich rund 600 Taler, also die Hälfte seiner anfänglichen Dienstbezüge, für Kunstankäufe ausgegeben hat.

Aus dieser Feststellung resultierte für Klauß der Wunsch genauer nachzuprüfen, wie sich Goethes Vermögensverhältnisse im Verlauf seines Lebens entwickelt haben. Ausgehend vom materiellen Besitz der Eltern Goethes, den er zu großen Teilen später erbte, und hinzunehmend, was er als sachsen-weimarer Beamter an Gehalt und an sonstigen Geldzuwendungen erhielt, bis hin zu den vielen Honoraren aus Buch- und Zeitschriftenpublikationen lässt sich abschätzen, wie sich diese Einnahmen zu den erheblichen Ausgaben verhielten, die Goethe durch seine zahlreichen Reisen, durch seinen aufwendigen und gastfreien Hausstand, durch seine Familie und durch die Kunstankäufe und die Erwerbungen von naturwissenschaftlichen Objekten und Geräten aufzuwenden hatte.<sup>180</sup>

<sup>178</sup> Nach Klauß, Jochen, 2009, S. 35.

<sup>179</sup> Klauß, Jochen, 2009

<sup>180</sup> Klauß, Jochen, 2009, S. 8f.

## Goethes Lebensstil als Student

Kurz nach seiner Ankunft in Leipzig 1765 schrieb der 16-jährige J. W. Goethe in einem Brief vom 21. 10. 1765 angeberisch an seinen Jugendfreund Johann Jakob Riese, dass er in Leipzig „große Figur“ mache. Und weiter berichtet er großspurig, dass er an „Gesellschaften, Concert, Comodie, bey Gastereyen, Abendessen, Spazierfahrten“ so viel wie möglich teilnehme. Das sei köstlich, sei aber auch alles sehr kostspielig und sein Geld fließe dahin. Er habe weiter einen teuren (kostbaren) Tisch. „Merkt einmahl unser Küchenezettel. Hüner, Gänße, Truthahnen, Endten, Rebhühner, Schnepfen, Feldhüner, Forellen, Haßen, Wildpret, Hechte, Fasanen, Austern pp. Das erscheint Täglich. nichts von anderm groben Fleisch ut sunt Rind, Kälber, Hammel, pp. das weiß ich nicht mehr wie es schmeckt. Und diese Herrlichkeiten nicht teuer, gar nicht teuer“.<sup>181</sup>

Von der wichtigtuersichen finanziellen Großzügigkeit des 20-jährigen Goethe in Sesenheim während seiner Straßburger Studienzeit berichtet folgende überlieferte Erzählung: Die Burschen des Dorfes machten jedes Jahr im November hinter der Kirche ein großes Feuer und sprangen mit Stangen darüber. Goethe war im November 1770 auch bei diesem Brauch dabei und bemerkte unter den Zuschauern sechs Frauen mit alten, zerrissenen Strohhüten. Er veranlasste daraufhin einen Bauern mit Namen Wolf, den Frauen die Strohhüte abzunehmen und ins Feuer zu werfen, was auch bis auf eine Frau, die sich ihren Strohhut auf keinen Fall abnehmen ließ, gelang. Darauf zückte Goethe seinen Geldbeutel und gab jeder der Frauen 2 Taler, also insgesamt knapp ein Viertel seines monatlichen Unterhaltgeldes. Das verwandelte die sauren Mienen der fünf Frauen natürlich in frohen Jubel.<sup>182</sup>

## Der Junggesellenhaushalt im Gartenhaus bis 1782

Bereits kurz nach seiner Ankunft in Weimar am 7. Nov. 1775 sah er sich schnell in einen teuren Lebensstil hineingezogen, der sich von seinem Advokatenleben in Frankfurt/M doch deutlich unterschied. Aber er machte ihn mit. Entsprechend schnell kam der Neuankömmling Goethe in Geldnöten. Es konnte also kaum überraschen, dass Goethe schon Anfang 1776 nichts übrig blieb, als zu Hause wiederholt um Geld zu bitten. Er schrieb aber nicht direkt an seinen Vater, sondern auf Umwegen, z.B. über eine Vertraute der Familie, Frau Johanna Falmer, der er Anfang 1776 fast den Auftrag erteilte, den notwendigen Geldfluss aus Frankfurt/M in Gang zu halten. Darin formuliert Goethe seinen Bettelwunsch so: "Sorgt nicht für mir. Ich fresse mich überall durch wie der Schwärmer sagt. Jezt bitt ich euch beruhigt euch ein vor allemal, der Vater mag kochen was er will, ich kann nicht immer darauf antworten nicht immer die Grillen zurecht legen. Soviel ists: Ich bleibe hier, hab ein schön Logis gemieth, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten, sie soll nur kein Kind seyn, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin. Der Herzog hat mir wieder 100 Dukaten geschenckt. Gegeben Wie ihr wollt — ich bin ihm was ich ihm sevn kann, er mir was er seyn kann — das mag nun fortgehn wie und so lang das kann. Ich bin noch allerley Leuten schuldig das thut mir nichts — Aber die Mutter soll nur ihre Schuldigkeit thun, und sehn was auf den Vater möglich ist ohne sie zu plagen! - Wenn sie allenfalls Geld braucht und kanns vom Vater nicht haben: so will ichs ihr schicken".<sup>183</sup>

Der Junggesellenhaushalt im Weimarer Gartenhaus ab 1776 verlangte für Goethe Helfer, denn mit seiner steigenden Bedeutung und mit seinen zunehmenden Pflichten als Staatsbeamter und auch in gesellschaftlicher Hinsicht brauchte er zunehmend Unterstützung. Neben Philipp Seidel, den Goethe bereits in Frankfurt als Diener und Vertrauten hatte, stellte er noch 4 weitere Dienstboten ein. Es handelte sich um den 2. Kammerdiener Christoph Erhard Sutor, die Köchin Anna Dorothea Wagenknecht, als jüngster Diener der 16-jährige Georg Paul Götz, der 1788 die Stelle von Ph. Seidel einnahm, und dessen Mutter Dorothea Götze. Die Kosten dieser Bediensteten setzten sich zusammen aus Lohn, Biergeld, Livree, Geschenke, Kostgeld, vierteljährig ein Paar neue Schuhe, insgesamt ca. 160 Taler für alle 5 Bediensteten zusammen.

Trotz großer Sparsamkeit von Ph. Seidemann reichten die damals 1700 Taler Jahresgehalt Goethes

<sup>181</sup> Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, IV, Bd. 1, S. 14f.

<sup>182</sup> Grumach, Ernst und Renate (Hrsg.), 1965-77: Goethe, Begegnungen und Gespräche, Band 1-5, Berlin; hier Bd. 1, S. 167.

<sup>183</sup> Goethes Werke, Weimarer Ausgabe von 1887-1919, Abteilung IV: Briefe, 3, S. 37f; zitiert nach Jochen Klauß, 2009, S. 30f.

nicht aus, um alle Ausgaben zu decken. Die Differenzen mussten aus dem Frankfurter Vermögen gedeckt werden. Wenn man aber bedenkt, dass der Beruf des damals wenig geachteten Lehrers nur 15 bis 50 Taler Jahresgehalt einbrachte<sup>184</sup>, dann wird die privilegierte Stellung Goethes bereits zu Beginn seiner Weimarer Zeit deutlich.

Als Christiane Vulpius dann in Goethes Leben eintrat, musste sich Seidel aus einer dominanten Stellung in der nächsten Umgebung Goethes zurückziehen und sich weitgehend auf seine Aufgaben als Kammerbeamter in Weimarischen Diensten beschränken, eine Stelle, die ihm Goethe bereits 1785 besorgt hatte. Er betreute aber weiterhin über Jahre die Geldangelegenheiten des Goethe-Haushaltes weiter, denn Christiane konnte nie richtig haushälterisch mit Geld umgehen.

### **Der Erwerb des Gartenhauses in Weimar**

Der Herzog, der den neu gewonnenen Freund an Weimar binden wollte, besorgte diesem einen dauernden Grund- und Wohnbesitz, wodurch Goethe Weimarer Bürger wurde. Goethe kaufte unter seinem Namen aber mit dem Geld des Herzogs für 600 Thaler von den Erben der 1775 verstorbenen Elisabeth Börner das Grundstück und Gartenhaus am Stern, ein ehemaliger Weinberg mit darin befindlichem Gartenhaus, das zusammen mit dem Grundstück für weitere 300 Taler nach Goethes Plänen renoviert (neues Dach, neue Fußböden, neue Fenster und Türen) und der Garten aufwendig neu angelegt (Terrassen, Wege, lauschige Winkel, Beete für Blumen und Gemüse, Bäume, Büsche und Sträucher) und für weitere 350 Taler das Haus eingerichtet wurde, alles ebenfalls aus der Privatschatulle des Herzogs bezahlt. Der Herzog scheute sich verständlicherweise, als offizieller Käufer in Erscheinung zu treten.<sup>185</sup> Das alles ging natürlich bis zur Fertigstellung nur schrittweise in den Jahren 1776/77. Am Sonntag, den 21. April 1776 nahm Goethe offiziell sein Gartenhaus in Besitz, am 19. Mai schlief er zum ersten Mal darin.

### **Bau- und Erweiterungsmaßnahmen am Gartenhaus in Weimar nach 1782:**

Im Juni 1782 hatte Goethe sein Gartenhaus als ständigen Wohnsitz aufgegeben und war in das geräumigere Stadthaus am Frauenplan gezogen. Zwar ließ er am Lieblingsplatz der Charlotte von Stein im Garten noch im Oktober 1782 eine Steinplatte anbringen, auf der ein eingemeißelter Spruch an den Liebenden erinnerte, der seiner Geliebten gedachte, doch wurde es nun zunächst stiller um das einsam am Stern stehende Haus. Als sich Goethe in Italien aufhielt, verwahrte Frau von Stein die Schlüssel. Zwischenzeitlich zog Knebel ein und bewohnte das Häuschen bis 1788 gegen eine geringe Miete. Ein kurz auftauchender Verkaufsplan zerschlug sich wieder, dann, 1797, wollte Schiller das Haus als Wohnung mieten, doch Goethe riet ab, weil es nur ein Sommeraufenthalt sei und er »Waschküche und Holzstall« habe »wegbrechen lassen, die einer etwas größeren Haushaltung völlig unentbehrlich sind.« Im Jahr 1799 hielt sich Goethe sechs Wochen im Haus auf, um literarische Studien zu betreiben, im Juni 1802 zog sich Schiller hierher für eine Zeitlang zurück.

Noch vor der Schlacht von Jena, am 12. Oktober 1806, und vor der darauf folgenden Plünderung von Weimar durch die Franzosen fiel das Gartenhaus dem preußischen Militär zum Opfer; der dänische Philologe Johann Heinrich Carl Koes, zu der Zeit Gast in Weimar, überlieferte, dass Goethe gedrückten Gemüts sei: »Gestern zerschlugen ihm die Soldaten die Fenster und Möbel in seinem Gartenhaus. Im Jahr 1812 mietete Carl August den Garten kurze Zeit für seine Geliebte Caroline von Heygendorf und ihre gemeinsamen Kinder an; Goethe besuchte in den folgenden Jahren nur gelegentlich den Ort. Dennoch musste er 1820 die Innenräume renovieren lassen. Danach besann sich Goethe erst wieder im Jahre 1827 auf sein inzwischen erinnerungsträchtiges Haus im >unteren Garten<. An Zelter schrieb er, »daß mir jener Garten, der mir fast gänzlich entfremdet war, wieder lieb ja notwendig geworden ist. Die Vegetation daselbst wie in der Umgegend hat sich dieses Jahr vorzüglich auch an alten Bäumen bemerklich gemacht, und so erfreu ich mich des lange Versäumten und Vernachlässigten noch mehr als eines Vermißten und Ersehnten. Ich fühle mich genöthigt jeden Tag wenigstens einige Stunden daselbst zuzubringen.« 1829 staffierte er das »Erdsälgen« mit Prospekten des alten und neuen Rom aus, und 1830 entwarf ihm Clemens Wenzeslaus Coudray, der >Baumeister des klassischen Weimar<, eine neue Gartentür, die ... unten auf der Wiese gar architektonisch ansehnlich (stolziert)«. Der ehemalige Diener und jetzige Wegebau-Inspektor Götze schickte zudem schwarze und weiße Saalekiesel, womit der Eingangsbereich vor der Eingangstür nach dem Vorbild pompejanischer Mosaiken gepflastert werden konnte. Goethe hat sein Gartenhaus

<sup>184</sup> Hartung, Fritz, 1923, S. 122.

<sup>185</sup> S. Kahler, Manfred, 1982, Goethes Gartenhaus in Weimar, S. 3 – 7.

und den dazugehörigen Garten am 20. Februar 1832 zum letzten Mal besucht. Der Dichter hatte keine Kosten gescheut, diesen seinen ersten Weimarer Wohnsitz zu pflegen und zu verschönern. (Nach Klauß, 2009, S. 183f, Fußnoten wurden nicht übernommen)

### **Die Kosten des Hauses am Frauenplan:**

Im Mai 1792 erwarb Herzog Carl August das Helmershausensche Haus am Frauenplan und schenkte es (offiziell erst am 17. Juni 1794) mitsamt 1500 Talern Einrichtungsgeld seinem Freund und Minister Goethe.

Aus den Jägerhäusern war er Mitte 1792 mitsamt Christiane, deren Tante, der Halbschwester, dem Sohn August, dem Kunschtmeyer und der Dienerschaft in das neue alte Domizil umgezogen. Johann Heinrich Meyer, der die Mansarde bezog, wohnte die ersten 18 Monate kostenfrei, beteiligte sich dann aber in den folgenden Jahren bis zu seinem Auszug 1803 mit einer Summe von 150 Talern jährlich an den Wirtschaftskosten. Damit lebte er immer noch billiger, als wenn er eine eigene Wohnung bezogen hätte.

Goethe hatte einst —1782 bis 1789 —12 Taler monatlich für die Mieträume im Helmershausenschen Haus entrichtet. Nun, ab 1792, lebte er im ganzen Haus dank der Großmut des Herzogs mietfrei. Goethes Finanzverhältnisse waren zu dieser Zeit immer noch vergleichsweise bescheiden. Als 1795 die Kriegssteuer aller Bürger Weimars eingeschätzt wurde, gab Goethe an, er sei ohne jegliches Vermögen. Die vorhandenen Mittel sind zum großen Teil tatsächlich in den Umbau, der von 1792 bis 1797 währte, eingeflossen. Die Räume wurden neu dekoriert, Vorder- und Hinterhaus durch ein Brückenzimmer (Büstenzimmer) miteinander verbunden, eine neue breite und repräsentative Treppe zur Beletage eingebaut und ein ovaler Treppenlauf zur Mansarde geschaffen, die dann 1817 zur eigenständigen Mansardenwohnung für die Familie Augusts hergerichtet wurde... Der mehrjährige Umbau des ursprünglich spätbarocken Gebäudekomplexes zu einer im Inneren stark klassizistisch geprägten Architektur verschlang schätzungsweise mehrere Tausend Taler. (Nach Klauß, 2009, S. 178 – 180, Fußnoten wurden nicht übernommen)

### **Erwerb und Verkauf des Gutes in Oberroßbach 1798 und 1803:**

Goethe erwarb das Gut im März 1798 für 13.125 Reichstaler. Er hatte diese Summe teilweise aus dem Verkauf seines Elternhauses in Frankfurt/M und teilweise mit Hilfe eines Darlehens aufgebracht. Er hat dieses Gut wiederholt verpachtet, aber die Missstimmigkeiten mit den beiden Pächtern, die Verwaltungsausgaben und sonstige Kosten nahmen zu, so dass er das Gut 1803 wieder für 15.500 Reichstaler verkaufte. Er erhielt zwar von den beiden Pächtern Pachteinahmen und Naturallieferungen, aber musste auch erhebliche Kosten für Umbauten im Park aufbringen. Ob er also einen Reingewinn von 2000 Talern realisieren konnte, bleibt offen. (Inhaltlich nach Klauß, 2009, S. 180 – 183, Fußnoten wurden nicht übernommen).

### **Erwerb und Verkauf des Gutes in Oberroßbach 1798 und 1803:**

Goethe erwarb das Gut im März 1798 für 13.125 Reichstaler. Er hatte diese Summe teilweise aus dem Verkauf seines Elternhauses in Frankfurt/M und teilweise mit Hilfe eines Darlehens aufgebracht. Er hat dieses Gut wiederholt verpachtet, aber die Missstimmigkeiten mit den beiden Pächtern, die Verwaltungsausgaben und sonstige Kosten nahmen zu, so dass er das Gut 1803 wieder für 15.500 Reichstaler verkaufte. Er erhielt zwar von den beiden Pächtern Pachteinahmen und Naturallieferungen, aber musste auch erhebliche Kosten für Umbauten im Park aufbringen. Ob er also einen Reingewinn von 2000 Talern realisieren konnte, bleibt offen. (Inhaltlich nach Klauß, 2009, S. 180 – 183, Fußnoten wurden nicht übernommen).

### **Die ungetraute Familie 1789 -1806**

Im Sommer 1789 erfuhr Goethe von Christiane, dass sie schwanger war. Ein Zusammenleben ohne offizielle Eheschließung war im Stadtzentrum im Haus am Frauenplan vorerst noch nicht möglich. Goethe zog deswegen in das Jägerhaus im Herbst 1789 bot einen Kompromiss, mit dem einigermaßen das Gesicht gewahrt werden konnte. Goethe und seine reduzierte Dienerschaft wohnten in der 1. Etage, Christiane, ihre Halbschwester und ihre Tante zogen in die zweite Etage und auch die Dachwohnung wurde vermietet. So war das Jägerhaus eine Art Mehrfamilienhaus geworden.

In diesen 3 Jahren des Zusammenlebens im Jägerhaus hat die ungetraute Familie reichlich getafelt. In den Rechnungen sind Punsch, Champagner und Wein vermerkt, an Speisen Wildbret, Hasen,

Kalbskopf, Hühner. Gekocht haben Christiane und ihre Tante, Goethe ging zum Essen einen Stock höher. Allerdings war er fast jeden zweiten Tag an der Hoftafel zu finden. Goethe führt also ein Doppelleben, was das Essen betraf<sup>186</sup>

Nach 3 Jahren zog der Goethehaushalt zurück in das Haus am Frauenplan, welches Goethe dann mit des Herzogs Hilfe erwarb. Mit dem dortigen repräsentativen Lebensstil nahmen die Ausgaben Goethes zu. Christiane versuchte, durch einen großen Küchengarten wenigstens die Ausgaben für das Essen zu verringern. Orientiert an Klauß, 2009, 178ff)

### **Essen und Trinken bei Goethe**

(Nach Jochen Klauß, 2009, S. 148 bis 152; die Hinweise auf seine Fußnoten sind nicht übernommen worden)

Den Küchenzettel in Goethes Haushalt bestimmte ab 1790 Christiane, wobei Liebhabereien Goethes natürlich berücksichtigt wurden. Die Möglichkeiten der Ernährung wurden durch die aus den Kolonien auf den europäischen Markt strömenden exotischen Genuss- und Nahrungsmittel hin zu Luxus und Überfluss erweitert: Reis und Zucker, Spezereien und Pflanzenöle, ausländisches Gemüse und Obst erschienen auf den prächtig ausgestatteten Rokokotischen des Adels und des wohlhabenden Bürgertums. Neuartige Getränke fanden im 18. Jahrhundert immer weitere Verbreitung und wurden schließlich sogar bei der ärmeren Bevölkerung der Städte und des flachen Landes populär: Tee, Kaffee und die geliebte „Chocolade“.

Auch die Ernährung des einfachen Volkes wandelte sich. Seit Jahrhunderten waren in Deutschland Hafer und Gerste in Form von Grütze oder Graupen bzw. Hirse das Grundnahrungsmittel. Der Brei, meist mit Wasser, seltener mit Milch gekocht, bildete die Hauptnahrung, wozu das aus Roggen gebackene Brot kam. Klöße aus Mehl sowie Mus, Rüben, Kohl und Quark waren verbreitet, aber die häufigste Speisereihe war Suppe — Brei - Brot. Der Verbrauch von Fleisch war von etwa 100 kg pro Kopf und Jahr im 16. Jahrhundert auf 14 kg pro Kopf und Jahr bis zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zurückgegangen, dafür aber der Brotverbrauch sehr stark angestiegen. An Getränken standen dem gemeinen Mann Wasser, Molken, Buttermilch, Kofent (ein Dünnbier), Bier und Branntwein zur Verfügung. Wein kostete im 18./19. Jahrhundert wesentlich mehr als die anderen alkoholischen Getränke. Das Essen war nach heutigem Empfinden gleichförmig und wenig variabel; es war einfach und derb, aber eine gut verdauliche und — wenn mengenmäßig ausreichend — eine gesunde Kost. In Christianes Kindheit und Jugend dürfte dies die Ernährung gewesen sein.

Die vorherrschend pflanzliche Nahrung bewirkte bei Katastrophen oder Missernten extreme Verschlechterungen der Lebenssituation. Durchschnittlich jedes vierte Jahr war ein Hungerjahr; die Jahre 1770 bis 1772 brachten in ganz Deutschland eine Hungerkatastrophe. Verteuerung der Lebensmittel, Massenverelendung, steiler Anstieg von Kriminalität und Sterblichkeit waren die Begleiterscheinungen.

Die Einführung der Kartoffel, die sich relativ leicht anbauen ließ, veränderte das jahrhunderte alte Ernährungsschema. In Deutschland wurde die breite Annahme der >Erdäpfel< dadurch gefördert, dass sie alten Zubereitungsarten — Brei und Mus — gut angepasst werden konnten. Für die Verbreitung sorgten die Bauern selbst, lediglich in Preußen wurde unter Friedrich II. der Prozess per Dekret beschleunigt. In den weimarischen Landen begann der Anbau von Kartoffeln in der Mitte des 18. Jahrhunderts; es gab aber noch über Jahrzehnte Unsicherheiten in der Verwendung und Aufbewahrung des neuen Nahrungsmittels.

In einem einfachen, aber schon besser gestellten Bürgerhaus wie dem Elternhaus des später berühmten Arztes Christoph Wilhelm Hufeland war das Essen für die Kinder denkbar einfach: ein Frühstück mit Milch und Semmeln, halb neun ein zweites Frühstück von Butterbrot oder Obst, Mittagessen von Suppe, Brei oder Mus mit Brot, dann als Vesperbrot Obst oder Brot mit Salz bzw. ein wenig Zucker, abends frugales Abendessen, bestehend aus Suppe mit Brot, dazu Obst oder Butter, Mus oder Möhrensaft. Auch August von Goethe dürfte als Kind so gegessen haben.

Bier war verbreitet, auch Goethe trank es zuweilen, aber die bürgerlichen Mittelschichten sowie die vermögenden Gebildeten Weimars bevorzugten Wein. Man bezog ihn bei der ortsansässigen, über

---

<sup>186</sup> N. Klauß, 2009, S. 146.

Jahrzehnte bekannten Firma des Italieners Ortelli, der südländische Produkte anbot, oder man ließ sich von auswärtigen Freunden oder von Weinhandlungen en gros beliefern, da die Weimarer Händler dies nicht vermochten. Goethe nutzte in seinen ersten Weimarer Jahren Frankfurter Verbindungen, um sich die vertrauten heimischen Weine nach Weimar senden zu lassen. Später wurde er Kunde beim Erfurter Weinhändler Ramann. Wer es sich finanziell leisten konnte, erwarb für die Kinder die so genannte Bischoff-Essenz, ein Saftkonzentrat aus frischen Pomeranzenfrüchten, das mit kühlem Wasser zu einem erfrischenden Getränk verlängert werden konnte. Beliebt war auch der heiße Punsch, der aus Arrak, Wasser, Zitronen und Zucker gebraut wurde.

In den gehobeneren Kreisen Weimars war das Speisenangebot immer noch einfach, unterschied sich aber deutlich vom kulinarischen Einerlei der Ärmeren. Zwischen Goethe und Charlotte von Stein waren häufig als kleine Liebesgaben Lebensmittel ausgetauscht worden, eine Sitte, die durchaus üblich war. Goethe bedankte sich einmal für das »Wurst-Andenken«, übersandte dafür selbst angebauten Spargel; für kalten Braten, der ins Gartenhaus geschickt worden war, wanderten Blumen und »Pferschen« zurück ins Steinsche Haus an der Ackerwand. Naturwüchsig und einfach ging es in Goethes Kartause im stillen ländlichen Ilmtal zu. Nicht allein, dass nachts, zum Teil bis in den Dezember, in der nahen Ilm gebadet, dass auf dem Altan des Gartenhauses, selbst bei »Blitz, Donner und Regen, herrlich geschlummert« wurde; auch das Essen war ländlich: so wurde selbst Besuchern des Dichters lediglich Weinsuppe und gebackene »Eyerkuchen« vorgesetzt. Ein andermal fing man im nahen Park in der Ilm Fische, die, »auf der Stelle gebacken«, »ein treffliches Essen« ergaben. So haben auch Goethe und Christiane 1788/89 dort gelebt.

Dass sich Goethe im Umgang mit intimen Freunden als Gourmet, als genießerischer Feinschmecker erweisen konnte, ist überliefert. Die guten Honorare Cottas ab 1806 ermöglichten das. So aßen der Dichter und sein Famulus Eckermann durchaus auch einmal »delikate Froschkeulchen und sonstige gute Bissen« und tranken dazu Champagner (Goethe) bzw. den geliebten Würzburger Wein (Eckermann). Im allgemeinen gab es aber im Goetheschen Hause derartige ausgefallene Speisen nicht; der gut geführte Haushalt der Christiane Goethe — über die dort herrschenden Eßgewohnheiten und bevorzugten Speisen liefert der Briefwechsel zwischen den Eheleuten zahlreiche interessante Details — unterschied sich kaum von anderen bürgerlichen Haushalten, außer in der bekannten Gastfreiheit des Hauses am Frauenplan.

Für die Festlichkeit anlässlich der Übernahme des 1798 von Goethe erworbenen Gutes in Oberroßla bei Apolda, zu der zahlreiche Gäste eingeladen worden waren, hatte Christiane folgendes Menü zusammengestellt:

1. Eine Sago-Suppe
2. Rindfleisch mit Senf.
3. Grüne Erbsen mit jungen Hühnern
4. Forellen oder Back-Fische.
5. Wildpret-Braten und Gänse.
6. Torte und Rührkuchen.

Bei einem Bankett zu Ehren Ifflands, der im April 1798 ein Gastspiel am Weimarer Hoftheater gab, hatten Goethe und Christiane zu einem »Gabelfrühstück« für 30 Personen folgende Lebensmittel gekauft bzw. bestellt: 1 schwarzes Brötchen, 3 weiße Brötchen, 6 Milchbrötchen, 12 Semmeln, 8 Pfund Schinken, 2 Rindszungen, 1 Zervelatwurst zu 13/4 Pfund, 1 Pfund Schweizerkäse, 2 Pfund Schokolade, 4 Pfund Kaffeezucker, 1 Pfund gebrannter Kaffee, 5 Teller (2 Pfund, 8 Loth) verschiedenes Backwerk, 5 Nösel süßer Wein. Aus den überlieferten Preisangaben geht hervor, daß alles, was gegessen wurde, preiswert, dagegen die Getränke — Wein, Kaffee und Schokolade — recht teuer waren.

Auch später noch hat sich in den Speisegewohnheiten des Weimarer Bürgertums eine gewisse Einfachheit erhalten. Auf Weimar traf im allgemeinen zu, was ein anonymes Zeitungsautor im Jahre 1800 für den einfachen Menschen feststellte: »Der junge Landmann, der sein Brod und seine Schale Milch mit der größten Wollust verzehrt, hat ja gesündere EBlust, als der verleckerte Städter, der seine Schildkrötensuppe mit Kayennepfeffer würzen muß, um seinen Gaumen zu reizen.«<sup>328</sup> Als sich die beiden Polen Adam Mickiewicz und Antoni Edward Odyniec im August 1829 anlässlich Goethes 80. Geburtstag in Weimar aufhielten, schrieb letzterer nach Hause, wo man traditionell üppig tafelte und zechte: »Hier kennt man weder jenen Ueberfluß und diese strafbare Vernachlässigung der Gäste,

Kaffee oder Thee mit Backwerk, Butterschnitte mit einem Gläschen Wein, und wie jetzt, der Jahreszeit gemäß, Obst, — das ist überall die ganze Bewirtung, mit Ausnahme versteht sich, der größeren Einladungssoireen, bei denen schon andere süßere und ausgewähltere Leckerbissen vorgeführt werden«. (Bis hierhin nach Jochen Klauß, S. 148 bis 152)

### **Kosten von Goethes Reisen**

(Nach Jochen Klauß, 2009; die Fußnoten wurden nicht übernommen)

Goethe ist in seinem langen Leben oft gereist, meist gern, immer mit festen Zielen, niemals untätig, stets Gewinn erhoffend und Gewinn einbringend. Die im Tagebuch am 13. Januar 1779 niedergeschriebene Sentenz »Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit ... « kann für Goethes Einstellung zum Reisen in vollem Umfang gelten. Untätigkeit und Wohlbehagen hat dieser Reisende nicht gesucht, sehr wohl aber immer und überall Erkenntniszuwachs auf allen Wissensgebieten. Der bereits Siebzigjährige, gereift auch und gerade durch zahlreiche Reisen, wusste den damit erlangten Persönlichkeitsgewinn genau zu benennen: »Das Bekannte wird neu durch unerwartete Bezüge, und erregt, mit neuen Gegenständen verknüpft, Aufmerksamkeit, Nachdenken und Urtheil.« Bereits im Jahr 1797 hatte er in einem Brief an Schiller die treffliche Selbstcharakteristik niedergeschrieben: »Für Naturen wie die meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar, sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.«

Goethe hat auf diesen Reisen gut gelebt und seine traditionellen Ansprüche an das Leben gewahrt. Die allermeisten seiner Zeitgenossen konnten schon aus finanziellen Gründen solch Reisen nicht unternehmen und hätten auch nicht die Freizeit gehabt, solche vielen Reisen in ihr Leben einzuplanen.

Auf etwa 40 großen Reisen bewältigte Goethe die für damalige Verhältnisse imponierende Wegstrecke von etwa 31000 km; rechnet man die mehr als 140 kleineren Reisen in den Jahren von 1765 bis 1831 dazu, so ergeben sich etwa 40 000 Reisekilometer — eine Äquatorumrundung.

Goethe -war auf Genie-, Bildungs-, Entdeckungs- und Forschungsreisen, war dienstlich oder zum Kuraufenthalt unterwegs — genaue Abgrenzungen sind bei dem Naturell dieses Reisenden weder möglich noch nötig. Er hielt sich dreimal in der Schweiz, zweimal in Italien, siebzehn Mal in Böhmen auf, dazu in Bädern wie Pyrmont, Wiesbaden, Tennstedt und berührte — unter teilweise dramatischen Umständen erst polnischen, schließlich französischen Boden. In Thüringen waren Jena, Ilmenau, Erfurt, Gotha, Eisenach und Rudolstadt häufige Zielorte. Er reiste zu Fuß, mit Pferd oder Maultesel, benutzte Sänften, Kutschen und Schiffe. Er reiste allein, wie während der Fahrt von Karlsbad nach Rom 1786, oder er reiste in Begleitung von Diener, Kutscher oder Schreiber, so während der zweiten Italienfahrt mit Paul Götze und während der dritten Schweizreise 1797 mit Schreiber Ludwig Geist. Im höheren Alter reiste er zuweilen auch mit wissenschaftlich versierten Begleitern, so etwa mit Johann Heinrich Meyer, mit Johann Peter Eckermann oder mit Friedrich Wilhelm Riemer. (Nach Klauß, 2009, S. 64f)

Wenn die Berechnung stimmt, dass Goethe auf seinen Reisen ca. 40 000 km zurückgelegt hat, und zweitens die Faustregel zutrifft, dass eine deutsche Meile (ca. 7 km) einen Dukaten (= 5¼ Taler) verschlang, so hat Goethe allein für die Reisedrecken während seines Lebens einen Betrag von ca. 31400 Talern aufgewendet. Das entspricht mehr als dem Zehnfachen seiner letzten Jahresvergütung von über 3000 Talern. Rechnet man die Logiskosten, Essen und Trinken, Schmiergelder, Trinkgelder, Reparaturen sowie die Unzahl weiterer Reiseausgaben hinzu, darf vermutet werden, dass Goethe in 70 Lebensjahren annähernd ca. 100 000 Taler auf seinen Reisen ausgegeben haben müsste. (Nach Klauß, 2009, S. 110)

Nicht zu allen Reisen Goethes sind die Rechnungs-Bilanzen erhalten geblieben. Einige Beispiele sollen das anspruchsvolle Reiseleben Goethes veranschaulichen.

#### *1. Die erste Schweizer Reise 1775:*

Die väterliche Finanzausstattung erlaubte es Goethe, der sich in Frankfurt 3 in die Schweiz reisenden Grafen angeschlossen hatte, genau so wie seine adeligen Reisegenossen mit dem Geld „um sich zu werfen“. Goethe war durch seinen Briefroman „Die Leiden des jungen Werthers“, der 1774 auf der Leipziger Herbstmesse erschienen war, mit einem Schlag in ganz Deutschland bekannt geworden

und reiste in der Werther-Tracht. Diese erste Schweizer Reise war nicht billig, angefangen bei der Werther-Tracht bis hin zu den zahlreichen Besuchen von Gasthäusern. (Nach Klauß, 2009, S. 45).

### 2. Die Schweizer Bildungsreise mit Carl August vom September 1779 bis Mitte Januar 1780:

Diese Reise, an der durchschnittlich 7 Personen teilnahmen, kostete nach der Abrechnung von Friedrich Justin Bertuch, dem Schatullverwalter des jungen Herzogs, genau 8922 Reichstaler, 14 Groschen und 10 Pfennig. Das waren pro Tag und Person durchschnittlich 10 Reichstaler. An diesen Kosten musste sich der neue Minister und Erzieher des Herzogs aber kaum beteiligen. Zum Vergleich: ein wohl situerter Bürger in Weimar verdiente um 1800 1 Reichstaler täglich. Wovon er aber ca. 90 % für die Lebenshaltungskosten ausgeben musste. (Nach Klauß, 2009, S. 55).

### 3. Die große Italienreise 1786-88:

Über die Kosten hat sich Goethe selten geäußert. Gegenüber Caroline Herder — deren in Rom weilender Gatte in leichte Geldverlegenheit geraten war — bemerkte er im September 1788, dass seine Rückreise rund 500 Taler gekostet hätte. Da die achtwöchige Rückfahrt von Ende April bis zum 18. Juni dauerte, hätte dies eine Ausgabe von 10 Talern pro Tag bedeutet. Allerdings sind darin 340 Taler Postgeld enthalten; Goethe und sein Begleiter Kayser reisten mit der offiziellen Post; es waren insgesamt 1700 km zu bewältigen.

Um seine Fahrt finanziell abzusichern, hatte Goethe noch vor der Abreise aus Karlsbad mit dem Verleger Göschen in Leipzig verhandelt, bei dem seine erste Werkausgabe erscheinen sollte, um rechtzeitig in den Besitz des Honorars von 2000 Talern zu gelangen. Aber erst nachdem ihm der Herzog Carl August Ende 1786, die Ministerbezüge großzügig weiter gewährte, war die Ausstattung mit Geldmitteln ausreichend gesichert, zumal Goethe ja zunächst nur an einen Aufenthalt von 7 bis 8 Monaten gedacht hatte. Neben den Anreisekosten von 300 Talern — von Karlsbad nach Rom waren es 1500 km — hatte er aber weitere Ausgaben: Er kleidete sich neu ein, musste sein Quartier in Rom teilweise einrichten, hatte Geschenke zu kaufen und erwarb auch Kunstgegenstände. Ohne des Herzogs Generosität, allein mit Göschens Honorar, wäre die Italienreise, die ja dann 21 Monate dauerte, nicht zu finanzieren gewesen. Goethes Einnahmen in Italien umfassten sein Gehalt, einen Zuschuss der herzoglichen Kammer in Weimar und die Zuweisungen der Bank. Alles zusammen addierte sich auf 7084 Taler, 20 Groschen und 2 Pfennige. Täglich standen dem Reisenden damit um 10 Taler zur Verfügung. Die wichtigste Bankverbindung war dabei das Bankhaus Gebrüder Bethmann in Frankfurt am Main. Der Geldfluss war konspirativ geregelt: Seidel instruierte den Jenenser Kaufmann Paulsen, dieser beauftragte das Bankhaus Bethmann in Frankfurt. Von dort wurde die erste Tranche von 200 Talern an die Bankiers Reck und Lamnit in Venedig weitergeleitet, wo der »Maler Möller« den Empfang von 167 französischen Livre und 14 Scudi quittierte. Schon Paulsen wusste nicht, für wen er arbeitete. In Venedig, Rom und Neapel hob Goethe auf diese Weise sein Geld ab.

Allein die Fahrt von Weimar über Karlsbad bis Sizilien und zurück nach Weimar kostete rund 1000 Taler. Weitere Ausgaben kamen dazu, wie an zwei Beispielen exemplarisch deutlich wird: Am 7. September 1786 hatte Goethe morgens für die Übernachtung in München 6 Gulden und 30 Kreuzer zu bezahlen. Er nahm noch ein Bad, das einen Gulden kostete. Für die 160 km nach Innsbruck wurden sodann sechsmal Postgelder fällig. Neben den 20 Gulden 10 Kreuzern Fahrgeld kamen noch andere Kosten von 11 Gulden und 56 Kreuzern hinzu. Die Tagesausgabe belief sich somit auf 30 Gulden.

Weiterhin hat Goethe auch seine angebliche römische Geliebte (jene ominöse Faustina) mit der angeblichen generösen Summe von 400 Scudi abgefunden.

Am 14. September 1786 fuhr er von Malcesine aus zunächst auf dem Gardasee, bis Bardolino ritt er auf dem Esel, beides kostete 24 Lire. Für die Übernachtung hatte er morgens 12 Lire bezahlt, so dass er den Tag mit 37 Lire abschloss. Allerdings war er auch nur 30 km vorwärts gekommen. An der Stelle wird das Problem der unterschiedlichen Geldsorten auch in Italien deutlich: In Rom zahlte man mit Scudi, Paoli (1 Scudi = 10 Paoli) und Bajocci (1 Paolo = 10 Bajocci), in Mailand und Parma gab es Lire und Soldi, in Florenz wieder andere Sorten; dazu kamen, wie in Deutschland auch, französische Louisdor, pfälzische Karolin (= 11 Gulden), deutsche Dukaten (= 5 1/4 Taler), Zechinen (= 21 Lire) und österreichische Maria-Theresia-Taler. Bei einem Kassensturz in Rom fand Goethe in seiner Börse sieben unterschiedliche Geldsorten. (Nach Klauß, 2009, S. 67 – 69)

*Die zweite Italienreise 1790:*

Goethe sollte die Herzogin-Mutter Anna Amali, die ich seit 1789 in Italien aufhielt, auf Bitten der herzoglichen Familie abholen. Obwohl die Rolle Goethes, nämlich den Geleitsmann und Cicerone der heimkehrenden Herzogin Anna Amalia zu spielen, die Reise als eine dienstliche qualifizierte, ist nicht erkennbar, ob die herzogliche Schatulle für die Unkosten aufkam, sofern man das fürstliche Geschenk der böhmischen Halbchaise, eines Gefährts aus dem Schlossfuhrpark, nicht schon als große materielle Unterstützung gelten lassen will. Bei der Großzügigkeit, mit der Herzog Carl August seinen Freund, Minister und Ratgeber behandelte, wäre es auch nicht verwunderlich gewesen, wenn Goethe für die Kosten dieser Reise aufgekommen wäre. Es sollte schließlich nicht mehr lange dauern, bis der Herzog mit der Übereignung des großen Hauses am Frauenplan an Goethe eine nächste generöse Geste folgen ließ. (Nach Klauß, 2009, S. 72)

*Die Kriegsreise in die Campagne vom Sommer bis Jahresende 1792:*

Die erste Kriegsreise vom Sommer bis zum Jahresende 1792 — als Exempel — war finanziell exakt vorbereitet worden. Über 556 Taler hatte Goethe für die zu erwartenden Ausgaben geplant; Götze verwaltete bei der Abfahrt entsprechend Laubtaler, Konventionsgeld, Carolin und Louisdor. In der »Recapitulation vorstehender Summen« rechnete Götze ab, dass von 555 Reichstalern, 7 Groschen und 2 Pfennigen 551 Reichstaler, 7 Groschen und 9 Pfennige ausgegeben worden waren; »bleibt mir zuzug 2 (Taler) 22 (Groschen) und 2 (Pfennige).« Auffällig war, dass sich Goethe im Lager vor Verdun viel Bargeld aushändigen ließ und in diesen Tagen für »Liqueur«, Bier und Branntwein die meisten Ausgaben tätigte. (Nach Klauß, 2009, S. 87f).

*Die dritte Schweizreise 1797:*

Die Kosten der dritten Schweizreise waren hoch, Goethe hatte für sich, für den Diener Geist, teilweise auch für Freund Meyer die Ausgaben bezahlt. Der Ausgangsbetrag von rund 1300 Talern dürfte ausgegeben, vielleicht überschritten worden sein. (Nach Klauß, 2009, S. 97)

**Die Kunstsammlungen Goethes:**

Im Haus Goethes am Frauenplan, das er bis zu seinem Tod 1832 insgesamt fast 50 Jahre bewohnt hatte, fanden nach 1800 allmählich die zuletzt rund 50 000 Sammlungsgegenstände ihren Platz, darunter Bilder, Stiche, Handzeichnungen, groß- und kleinplastische Werke, Majoliken, Gemmen, Münzen, Medaillen und Varia. Rund 25 000 Objekte darunter waren naturwissenschaftliche Gegenstände und Geräte; die geowissenschaftliche Sammlung mit allein schon 18 000 Objekten verblieb dabei zum großen Teil im barocken Steinpavillon im Hausgarten. Der alte Goethe bewohnte ein Haus, das in den Jahren nach 1816 — nach Christianes Tod — mehr und mehr einem Museum ähnelte ... (Nach Klaus, 2009, S. 178f, Fußnoten wurden nicht übernommen)...

Goethe schreibt dazu in seinem Testament von 1830: „Seit sechzig Jahren habe ich jährlich wenigstens 100 Dukaten auf Ankauf von Merkwürdigkeiten gewendet, noch weit mehr habe ich geschenkt bekommen. Es wäre schade, wenn dies alles auseinander gestreut würde. Ich habe nicht nach Laune oder Willkür, sondern jedes Mal mit Plan und Absicht zu meiner eigenen folgerechten Bildung gesammelt und an jedem Stück meines Besitzes etwas gelernt.“

In diesem Sinne möchte ich diese meine Sammlungen konserviert sehen. Einige davon, namentlich meine Münzen und die Medaillen - deren Wert in historischer und artistischer Hinsicht nicht genug zu schätzen ist —, wünschte ich für die hiesige Bibliothek und respektive Münzkabinett akquiriert zu sehen, nach billigem Anschlag. Die übrigen Sammlungen soll man wenigstens zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre lang nicht zerstreuen, noch veräußern, damit meine Enkel sich an ihnen heraufbilden und erst in späteren, reiferen Jahren weitere Beschlüsse darüber fassen.“ (Nach Klauß, 2009, S. 197)

Unterstellt man, dass die Ausgabe von wenigstens 100 Dukaten jährlich von Goethe korrekt angegeben wurde, und unterstellt man zweitens, dass er »noch weit mehr« geschenkt bekommen habe, so ergibt sich für die überschlägige Ankaufsumme seiner Kunstsammlungen bis 1830 der erstaunlich geringe Betrag von nur etwa 70 000 Talern... (Nach Klauß, 2009, S. 197; Fußnoten wurden nicht übernommen)

**Die Vermögensverhältnisse bei Goethes Tod und danach:**

Ernst Beutler schätzte, dass Goethe in seinem letzten Lebensjahrzehnt, als er Hof hielt »wie ein Fürst des Geistes« und zahlreiche Gäste bewirtete, intensiv seine Sammlungen vermehrte und ihm wieder die Sorge für Kinder und Enkel oblag, ein Jahresbudget von sechs- bis acht-, ja selbst bis zwölftausend Talern« verwaltet habe. An jährlichen Steuern seien dagegen nur 150 Taler angefallen. Beutler schätzte weiterhin, dass bei Goethes Tod auf Grund dieser »Hofhaltung« nur noch 30 000 Taler Vermögen vorhanden gewesen seien, die Häuser und Sammlungen freilich nicht mitgerechnet.

Nach dem 22. März 1832 ging die Solidität und Bonität des Familienvermögens schnell verloren. Was Seidel einst mit seiner großzügig-festen Hand, was August von Goethe mit seiner buchhalterischen Akkuratess und der alte Herr zuletzt mit strenger Aufsicht verwaltet hatte, das zerfiel unter Ottiliens Leitung schnell. Goethes Schutz vor dem Nachdruck der Werke letzter Hand, den deutschen Bundesstaaten Geld in Goethes Leben abgetrotzt, sicherte seinen Nachkommen jedoch noch bis 1867 ein Einkommen von 460 000 Mark; in 35 Jahren sind jeweils 13 000 Mark in jährlichen Raten der Familie zugeflossen. Dazu kamen Einnahmen aus der Vermietung des Hauses am Frauenplan. Diese Einkünfte sollten eigentlich ein materiell abgesichertes Leben für die Erben ermöglichen... (Nach Klauß, 2009, S. 203f; Fußnoten wurden nicht übernommen)

### **Geld in Goethes Leben aus seiner und fremder Sicht:**

Beachtenswert sind jene nachdenklichen Äußerungen Goethes, die Eckermann unter dem 13. Februar 1829 überlieferte: »Man muß alt werden, um dieses alles zu übersehen«, hatte Goethe geäußert, »und Geld genug haben, seine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Bonmot, das ich sage, kostet mir eine Börse voll Gold; eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen, um das zu lernen, was ich jetzt weiß, nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literarisches Einkommen seit mehr als funfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürstlichen Personen ausgegeben sehen, denen ich nahe verbunden war und an deren Schritten, Gelingen und Mißlingen ich teilnahm.« Und mit dem folgenden klarsichtigen Satz fasste der 80-Jährige sein gesamtes politisches, künstlerisches, wissenschaftliches und bürgerliches Leben zusammen: »Es ist nicht genug, daß man Talent habe, es gehört mehr dazu, um gescheit zu werden; man muß auch in großen Verhältnissen leben und Gelegenheit haben, den spielenden Figuren der Zeit in die Karten zu sehen und selber zu Gewinn und Verlust mitzuspielen.

(Nach Klauß, 2009, S. 209; Fußnoten wurden nicht übernommen)

## **XXI. Goethe und seine Angestellten/Diener/Mitarbeiter**

### **Eckermann**

(Nach Klauß, 2009, S. 154f)

Johann Peter Eckermann, Goethes Vertrauter, Gesellschafter und Mitarbeiter, galt nicht nur als unersetzbarer Helfer bei der Herausgabe der Werkausgabe letzter Hand sowie als treuer Sachwalter bei der Publikation der 20 Nachlassbände; er wird zugleich auch als das Musterbeispiel für Goethes angebliche Kaltherzigkeit und rigide Ausbeutung der um ihn versammelten Mitmenschen zitiert. Nach 12-jähriger Verlobung mit der in Hannover und bei Hamburg verzweifelt wartenden Johanna Bertram heiratete Eckermann sie am 9. November 1831, obwohl ihm zu einer Ehe noch immer die materielle Basis fehlte. Goethe nahm die Verlobte, schließlich die Ehefrau seines wichtigsten Gehilfen, nicht zur Kenntnis und sorgte sich auch jahrelang nicht um die finanzielle Situation Eckermanns. Ein Jenaer Ehrendoktorat, das Goethe ihm 1825 besorgte, und viele mündliche und schriftliche Lobpreisungen änderten an dieser quälenden Situation nicht das Geringste. Eckermann musste durch Stundengeben bei jungen Engländern für sein ärmliches Auskommen sorgen, was ihm mehr schlecht als recht gelang. Bereits 1834 — eine Tragödie für die junge Familie — starb sein Hannchen im ersten Kindbett und wurde auf dem Weimarer Friedhof beigesetzt.

Das letztlich unerklärliche Verhalten Goethes hinterlässt im Fall Eckermanns den peinlichen Eindruck von menschlicher Kälte und rücksichtslosem Egoismus. Und doch sind zahlreiche Beispiele aus seinem Leben bekannt, in denen Goethe im Gegenteil nicht nur mitmenschlich dachte, sondern auch ganz pragmatisch, praktisch und konkret unterstützte, nämlich mit Zuspruch, mit Einfluss und nicht zuletzt mit Geld. (Soweit nach Klauß, 2009)

## **XXII. Goethe als sozialer Helfer**

### **Beispiele nach Klauß, 2009, S. 155 – 161)**

Die Freundschaft Goethes zu Merck hatte sich in den 1780-er Jahren deutlich abgekühlt. Als dieser nach der Gründung einer Baumwollfabrik in wirtschaftliche Notlage geriet und sich Hilfe suchend an den alten Freund wandte, hielt sich Goethe zurück. Aber er verschaffte Merck immerhin einen zinslosen Kredit des Weimarer Herzogs über 4000 Taler.

Dass er zahlreiche Diener nach dem Ende von deren Dienstverhältnissen bei ihm in amtliche Positionen vermittelte oder auch finanziell weiter unterstützte, ist bereits dargestellt worden. Auch Goethes großzügige Geste, das gesamte Honorar für den Großkophta 1792 der verarmten Familie Balsamo in Palermo zur Verfügung zu stellen, wurde bereits erwähnt.

Christian August Vulpius, Goethes späterer Schwager, ein grundgescheiter, energischer und unermüdlicher Arbeiter, hatte zeit seines Lebens mit Finanzproblemen zu kämpfen. Als 1786 sein Vater starb, musste er sich auch noch um die Tante und die beiden Schwestern kümmern. Mit schriftstellerischen Arbeiten — phantasievoll-sentimentalen Erzählungen und Liebes-, Abenteuer- und Schauerromanen im Zeitgeschmack (Gero von Wilpert) — versuchte er, Geld zu verdienen. Goethe half ihm schon vor der Italienreise durch die Vermittlung von verschiedenen Stellungen. Auch Ende 1788, als er schon mit Christiane verbunden war, empfahl er den jungen Mann an Friedrich Heinrich Jacobi in Düsseldorf, ferner an Professor Wilhelm Friedrich Hufnagel in Erlangen, wobei er seinem Empfehlungsschreiben einen Brief an Vulpius beifügte, der, »mit einigem Gelde beschwert«, an den jungen Mann adressiert war.

Auch die Leipziger Verleger Breitkopf und Göschen schrieb Goethe in dieser Angelegenheit an, und bei letzterem kam Vulpius bis 1790 auch unter. Zurückgekehrt nach Weimar, wurde er von Goethe als Dramaturg, Theaterdichter, Opern- und Operettenlibrettist, Bühnenbearbeiter und Übersetzer verwendet, wo er sich als ebenso geeignet wie verlässlich erwies. Goethe besorgte ihm 1792 eine Festanstellung als Registrator mit 100 Talern Jahresgehalt, 1800 als Sekretär und 1805 als Bibliothekar an der Weimarer Bibliothek. Sein Arbeitseifer in diesen Funktionen ließ ihm genügend Zeit, seine eigenen literarischen Pläne weiter zu verfolgen. Cotta sprach von einer »Romanfabrik«. Am berühmtesten wurde sein spektakulärer Erfolgsroman Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann (1799), der, vielfach übersetzt und neu aufgelegt, freilich seinem Autor kaum Honorar einbrachte — wegen des fehlenden Urheberrechts. 1806, während der Plünderung Weimars durch die Franzosen, gehörte Vulpius' Familie zu denen, die es am härtesten getroffen hatte. Christiane stand ihrem Bruder bei. 1816 wurde er zum herzoglichen Rat ernannt und ihm das Ritterkreuz des Weißen Falkenordens, des Weimarischen Hausordens, verliehen. Sein Gehalt stieg in dieser Zeit auf 460 Taler jährlich. Christian August Vulpius starb am 26. Juni 1827.

Weniger erfolgreich verlief die jahrelange Unterstützung eines auffälligen Jungen: Peter im Baumgarten. Der elf- oder zwölfjährige Hirtenknabe aus Meiringen im Berner Oberland war am 12. August 1777, Pfeife schmauchend und begleitet von einem bellenden Spitz (zwei Dinge, die Goethe eigentlich nicht ausstehen konnte), überraschend am Gartenhaus des Dichters aufgetaucht. Goethe kümmerte sich fortan um den Jungen, hatte er doch Heinrich Julius von Lindau, den er 1775 in der Schweiz kennen lernte, 1776 versprochen, sich im Fall von dessen Tod um den Waisenjungen zu kümmern. Peter wurde von Lindau in dem Erziehungsinstitut von Salis in Marschlins untergebracht, von wo er im April 1777 weglief. Lindau fiel im November 1776 als hessischer Offizier in Amerika. Zuvor hatte er dem Jungen ein Legat von 2000 Talern ausgesetzt, das in dessen Ausbildung investiert werden sollte. Goethe nahm den Ausreißer für ein Jahr in sein Haus auf und ließ ihn, gemeinsam mit den Söhnen der Familie von Stein, erziehen, was sich bald als sehr schwierig erwies. Als Peter im Baumgarten eines Tages Lavaters Büste mit Tinte einschmierte (nur Augen und Nase blieben weiß), überantwortete Goethe den Schwererziehbaren 1779 der härteren Hand des Ilmenauer Wildmeisters Oettelt, um ihn den Beruf eines Forstmannes lernen zu lassen. Erzogen wurde er durch Goethes Günstling Johann Friedrich Krafft. Doch auch diese Veränderung der Umstände brachte bei dem unsteten Jungen keine Erfolge. Er liebte das Spiel und den Trunk, schwängerte die Pfarrers-tochter (die er 1786 heiratete) und setzte durch, statt der Jägerei den Kupferstich zu erlernen. 1793 sah es so aus, als würde er sich mit dieser Profession in Weimar niederlassen, als er, 27 oder 28

Jahre alt und bereits Vater von sechs Kindern, plötzlich auf Nimmerwieder-sehen verschwand; möglicherweise ist er nach Amerika ausgewandert.

Anders als bei Peter, für den das Legat Lindaus zur Verfügung stand, hat Goethe im Fall von Johann Friedrich Krafft — ein Pseudonym — alle Ausgaben privat finanziert. Der gebildete und vielgereiste, aber hypochondrisch-unglückliche Mann, dessen wahrer Name nie bekannt wurde, hatte sich im Oktober 1779 von Gera aus Hilfe suchend an Goethe gewandt, weil er völlig verschuldet war. Goethe unterstützte ihn heimlich mit Naturalien, Kleidern, Büchern und auch Geld: von 1778 bis 1780 mit 100 Talern jährlich, von 1781 bis 1795 mit 200 Talern jährlich. Im Mai 1779 brachte ihn Goethe in Ilmenau unter, wo sich Krafft dann auch um Goethes liederlichen Ziehsohn Peter kümmerte, freilich mit wenig Erfolg. Den hatte Krafft dagegen mit seiner akribischen Berichterstattung über die Ilmenauer Missstände. Mit seiner Hilfe konnte Goethe, der 1784 zum Leiter der Ilmenauer Steuerkommission berufen worden war, den >Fitz< der dortigen städtischen Finanzbeamten beseitigen. Durch schonungsloses Aufdecken der festgestellten Unterschlagungen und Bestechungen gelang es Goethe, den Steuereinnehmer Gruner zu überführen und bestrafen zu lassen. Am 5. September 1780 waren Goethe und sein Diener Seidel vom Meininger Oberland her nach Ilmenau gekommen; an diesem Tag hatte Goethe die erste persönliche Begegnung mit Krafft, der ihm die trostlosen Verhältnisse in der Stadt eindringlich schilderte.

Unmittelbar hat Goethe in einem seiner Werke eines anderen Mannes gedacht, den er gleichfalls förderte: Friedrich Victor Leberecht Plessing. Der wie Goethe 1749 geborene Sohn eines Wernigeröder Theologen hatte Jura und Theologie studiert und war dann in eine seelische Krise geraten, die ihn, zurückgetrieben ins Elternhaus, selbstquälerisch an der Welt verzweifeln ließ. In zwei schwermütigen Briefen hatte er sich Hilfe suchend an den Autor des Werther gewandt, aber keine Antwort erhalten. Auf seiner ersten Harzreise besuchte ihn Goethe inkognito am 3. Dezember 1777 in Wernigerode, gab vor, ein Maler aus Gotha zu sein, und ließ sich über Goethe ausfragen. Ab 1778 studierte Plessing, von Goethe wieder aufgerichtet, in Königsberg Philosophie; 1782 promovierte er. Im Sommer 1783 besuchte er Goethe im Gartenhaus am Stern und erkannte in ihm den reisenden Maler vom Dezember 1777 wieder. Wofür Goethe ihm ein Darlehen von 60 Talern gab, das Plessing zu Ostern 1787 zurückzahlte, ist nicht bekannt. 1788 wurde er Professor für Philosophie in Duisburg, wo ihn Goethe im Dezember 1792 sah. In der Campagne in Frankreich 1792 hat sich Goethe des »sentimental-romanhaften Verhältnisses« erinnert, das ihn zeitweilig mit Plessing verband. Auch 1792 fand Goethe Plessings Zustände »keineswegs behaglich«, »zudem schienen seine ökonomischen Umstände nicht die besten, wenigstens erlaubte sein mäßiges Einkommen ihm nicht sich sonderlich zu pflegen und zu schonen.« Goethe konnte zufrieden resümieren, dass er dem Mann, der mittlerweile den »Rang eines geachteten Schriftstellers« erworben hatte, auf dem Wege dahin »einige reelle Dienste« geleistet habe.

Nachdem Goethe die Mitte seines Lebens überschritten hatte und durch Cottas Honorare ab 1806 und seine Gehaltserhöhung 1816 in den Stand versetzt worden war, über Geld lockerer verfügen zu können, hat er das bei den alltäglichen Ausgaben für Essen, Trinken, Kleidung, Komfort, Feste und Empfänge auch getan. An die Stelle der sozialen und finanziellen Förderung einzelner in Not geratener Menschen, die seinen Lebensweg kreuzten, rückte nun bewusst die Förderung junger Künstler. In diese Reihe von Beispielen gehören Johann Heinrich Meyer und Julius Heinrich Lips ebenso wie die an den >Preisaufgaben für bildende Künstler< 1799 bis 1805 beteiligten jungen Berufsanfänger, hierher gehören auch Ferdinand Jagemann, Louise Seidler und Angelica Facius.

Bis in die letzte Verästelung wird sich im einzelnen nie ganz klären und darstellen lassen, wo überall und wie Goethe seinen Mitlebenden tatsächlich, also praktisch fördernd oder auch finanziell geholfen hat. Hier noch zwei konkrete Beispiele: Als Sohn August und Schwiegertochter Ottilie am 4. Mai 1819 zu einer Reise nach Berlin und Dresden aufbrachen, von der sie erst am 23. Juni nach Weimar zurückkehrten, waren schon im Juni die vorher eingeplanten Reisemittel erschöpft. Goethe, reiseerfahren, reagierte vorausschauend großzügig. Am 14. Juni schrieb er dem Sohn: »Thue in Dresden die Augen auf so gut du kannst und übereile dich nicht, du möchtest so bald nicht wieder hinkommen und hast dort sehr viel zu gewinnen. Die Reise bis dahin hat dich wahrscheinlich schon mehr gekostet als du dachtest, ich schreibe daher Herrn von Verlohren, daß er dir Geld zahle wenn du etwas brauchst. Ohne die zusätzlichen Mittel, die über den weimarischen Geschäftsträger in Dresden, Heinrich Ludwig von Verlohren, ausgezahlt wurden, hätten August und Ottilie möglicherweise den Abstecher von Dresden ins Elbsandsteingebirge nicht finanzieren können. Sie reisten in

Gesellschaft eines Italieners und eines Engländers am 18. Juni von Dresden nach Lohmen, dann über die Bastei nach Schandau. Nach dortiger Übernachtung fuhren sie zum >Kuhstall<, weiter ging es zu Fuß zum Kleinen und Großen Winterberg, zum Brebischtor und nach Hirngraitzsch. Von dort aus nahmen sie mit der Gondel wieder Kurs elbabwärts nach Schandau. Am 20. Juni, dem dritten Tag, vorbei am Lilienstein, dem Königstein und der Bastei, kamen sie zunächst nach Pirna, wo zu Mittag gegessen wurde. Abends erreichten sie wohlbehalten wieder Dresden. August hat die Kosten dieses 3-TageAusflugs detailliert festgehalten:

Ausgaben bey Gelegenheit der Reise in der sächsischen Schweiz am 18ten 19ten u. 20ten Juny 1819

	Reichtaler	gr	d
Accordirter Fuhrlohn von Dresden nach Schandau	6.	-	-
Trinckgeld dem Kutscher	1	12	-
Auf der Fähre bey Pillnitz	-	12	-
Trinckgeld in den Steinbrüchen	-	4	-
Dem Führer bis Lohmen - 8 -			
In Lohmen 5 Port. Mittagessen a 12 gr	2	12	-
Zehrung auf der Bastei	1	2	-
Dem Führer von Lohmen bis Schandau	1	8	-
Zehrung auf dem Kuhstall	1	3	-
Zehrung auf dem Winterberg	2	-	-
Den Musikanten daselbst	-	14	-ä
Zehrung am Brebischtor	-	20	-
Trinckgeld daselbst	-	8	-
Dem Führer für diesen Tag	1	12	-
Dem Schiffer von Hirngraitzsch nach Schandau	1	12	-
Zehrung in Schandau laut Rechnung	22	21	6
Trinckgeld dem Kutscher bis zum Kuhstall	1	-	-
Trinckgeld ins Haus a Person 8 gr	1	16	-
Mittagessen in Pirna	6	22	-
Trinckgeld der Bedienung	-	8	-
Dem Schiffer von Schandau nach Dresden	3	8	-
Trinckgeld den Schiffern	1	-	-
Insgesamt:	60	10	6

Hiervon beträgt Ein Fünftel: 12 rt. 2 gr. 1 pf.

Und noch ein zweites Beispiel, das Goethes andere, eigene Art von Helfen zeigt: Julius Schwabe, der Goethes letzten Leibarzt Carl Vogel noch persönlich kannte, überlieferte folgende Geschichte: »Ich hatte eines Tages Gelegenheit, mit dem Staatsrat Vogel, der Goethes Leibarzt in dessen letzten Lebensjahren war und von ihm hochgeschätzt wurde, über Goethes Herzenseigenschaften zu sprechen. Er erzählte mir, dass Goethe, kurz nachdem Vogel sein Arzt geworden [Juni 1826], eines Tages zu ihm gesagt habe: >Sie kommen als Arzt wohl oft in die Wohnungen des kleinen Mannes. Sollten Sie irgendwo gewahr werden, dass man einer durch Krankheit in unverschuldete Not geratenen Familie durch etwas mehr als ein gewöhnliches Almosen aufhelfen könnte, so teilen Sie es mir mit. Ich bin in solchen Fällen gern zu helfen bereit, soweit ich es vermag.< Kurz darauf war Vogel wieder bei Goethe und sagte zu ihm: >Exzellenz, ich komme soeben von einem Kranken, für den ich den von Ihnen so gütig angebotenen Beistand in Anspruch nehmen möchte. Es ist der Tischler N., ein fleißiger, braver Mann, der i seine zahlreiche Familie bisher redlich durchgebracht hat. Jetzt ist er nach längerer Krankheit der Genesung nahe, sieht aber mit schwerer Sorge in die Zukunft, da er durch seine Krankheit in bittere Not geraten ist.< Schweigend ging Goethe an seinen Schreibtisch, nahm eine Fünfzehntalerrolle heraus und legte sie in Vogels Hand. >Hier ist, was ich geben kann<, sprach er, >ich tue es aber mit der Bitte, dass weder der Tischler noch irgendjemand erfahre, wer der Geber ist. Ihre Vermittlung werde ich Ihnen auch in Zukunft danken, aber stets in der Voraussetzung, dass die Sache unter uns bleibt.< Noch oft trat diese Vermittlung ein, und nie tat Vogel eine Fehlbitte, und die Gabe betrug nie weniger, meist aber mehr als fünf Taler>.

Dem Beispiel Eckermann zum Trotz: Goethe war großzügig und hielt sich an die Worte seines Erzkämmerers im Faust zweiter Teil:

Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu Gnaden,  
Den Besten hülfreich sein, den Schlechten selbst nicht schaden,

Dann klar sein ohne List, und ruhig ohne Trug  
(Soweit nach Klauß, 2009, Fußnoten wurden nicht übernommen)

### **XXIII. Gegensätze und Brüche in Goethes Persönlichkeit, Verhalten und Werk**

#### **Beispiel 1:**

In Goethes Persönlichkeit war der immerwährende Widerspruch zwischen der idealen Weiblichkeit in seinen wichtigsten Werken und seinem häufig realem Umgang mit Frauen. Jörg Zittlau skizziert diesen Zwiespalt bei Goethe in seiner kleinen Schrift „Gebrauchsanleitung zum Philosophieren“ folgendermaßen (allerdings nicht ohne kleinere Fehler und ohne Zitatbelege):

Einer der glühendsten Verehrer des Ewig-Weiblichen ist Goethe. „Im Chorus Mysticus schließt er mit den legendären Zeilen: ‚Das Unbeschreibliche, hier ist’s getan, das Ewig-Weibliche zieht uns hinan‘. Wobei Goethe offen lässt, was er eigentlich unter dem Ewig-Weiblichen versteht. Dazu ist sein persönliches Verhältnis zu den Frauen viel zu widersprüchlich. Er kann es beispielsweise nicht leiden, wenn sie sich keusch geben und zieren, ein Umstand, der in seinen Augen einfach nur ein ‚Zeitverlust‘ darstellt und keines falls eine echte moralische Bastion. Auf der anderen Seite zieht sich durch seine Werke das Gretchen-Motiv, jenes bezaubernd-weibliche Geschöpf, das sich nach reiner, desinfizierter Liebe sehnt und den Liebhaber auffordert: ‚Nicht küssen! Das ist etwas Gemeines; aber lieben, wenn’s möglich ist‘. Ein reines Lieben, das jedoch nicht unbedingt die Heirat einschließt. Denn in einem Brief an einen Freund beklagt sich Goethe über die italienischen Mädchen, die jegliche Sinnlichkeit vermissen ließen und nur ans Heiraten dächten. Und wenn sie dann einen Mann haben, dann ist die Messe gesungen‘.

Diese Widersprüchlichkeit in Bezug auf Frauen ist ein Problem, wie es typisch für einen Romantiker-Denker ist. Der Romantiker in Goethe jagt nach dem Frauenideal, wie er es in seinen Schriften entworfen hat. Der Philosoph und Wissenschaftler in ihm fordert jedoch Wahrheit, hält jegliche Zier und Keuschheit für Zeitverschwendung. Es dauert lange, bis sich Goethe aus diesem Zwiespalt - zumindest privat – befreien kann. Mit Christiane Vulpius heiratet er schließlich (nachdem er fünf uneheliche Kinder mit ihr gezeugt hat) eine Frau, die ‚eher hübsch als schön‘ und 17 Jahre jünger ist. Darüber hinaus ist sie bereit, all ihre Bedürfnisse den Notwendigkeiten seiner Kreativität unterzuordnen, und sie hat einen einfachen, unproblematischen und lebenslustigen Charakter. Diese Merkmale zusammen besitzt keine von Goethes weiblichen Kunstfiguren, und deshalb ist Christiane wahrscheinlich die Einzige, die wirklich zu ihm passt.“<sup>187</sup>

Zu dieser Beobachtung eines philosophisch interessierten Autors ist zu bemerken, dass er zwar den Grundkonflikt in Goethe erkannt hat, dass nämlich Goethe Frauen-Idealbilder in seine Dichtungen hinein projizierte, selber aber in seinem Leben andere Frauentypen benötigte. Insofern war Goethe unbewusst auch etwas Romantiker, aber ein typischer Romantiker war er nicht. Aber das ändert nichts an dem richtig erkannten Grundkonflikt/Doppelleben in Goethe.

#### **Beispiel 2:**

Goethe sollte nach dem Willen seiner Nachlassverwalter eine Orientierung für die Deutschen in Richtung Gutes, Edles, Schönes werden. Damit verbunden ist nach allgemeinem Verständnis sicher auch Humanität. Aber war Goethe selber immer so human, dass er als Vorbild dienen könnte? Nachfolgend soll hier ein nachdenklich machender Artikel aus der FAZ (Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 21. 4. 08, Ausgabe Nr. 93, S. 42) weitgehend getreu wiedergegeben werden. Es geht um das Eintreten Goethes für die Hinrichtung der Kindesmörderin Johanna Höhn im November 1783, entgegen der Einstellung seines Herzogs. Neu gefundene Dokumente erläutern die Hintergründe zum damaligen Prozess, bei dem nicht dem Zufall überlassen wurde.

<sup>187</sup> Jörg Zittlau, 2006: Gebrauchsanleitung zum Philosophieren, Gondrom GmbH Verlag, Bindlach, 158 S., 6. Anleitung, Die Frauenfrage: Gibt es etwas Ewig-Weibliches?, S. 142 bis 144.

In dem Artikel **Staatsmord statt Strafe, Neue Dokumente zur Hinrichtung der Johanna Höhn**, heißt es:

„Goethes folgenschweres Votum vom 4. November 1783, dass es bei Kindsmord ‚rätlicher seyn möge, die Todesstrafe bezubehalten‘ hat bis in jüngste Zeit für heftige Debatten gesorgt. Kritiker sahen dadurch die Humanität des Faust-Dichters erschüttert, dessen Gretchen von solchen Strafgesetzen betroffen ist. Warum Goethe sich mit zwei anderen Mitgliedern des Geheimen Consiliums gegen den Vorschlag des Herzogs aussprach, die Todesstrafe abzuschaffen, ist ungeklärt; seine ausführliche Stellungnahme ist leider verloren. Besonders pikant ist diese rechtspolitische Entscheidung durch den veranlassenden Fall.

Es geht um den Kindsmord der kaum vierundzwanzig Jahre alten Johanna Catharina Höhn, die zwei Wochen später in Weimar öffentlich verurteilt und hingerichtet wurde. Die zwei dazu erschienenen Quelleneditionen zogen aus denselben Akten erstaunlich gegensätzliche Schlüsse: Rüdiger Scholz trat als Ankläger gegen Goethe an, Volker Wahl und René Jacques Baerlocher hingegen als Verteidiger (F.A.Z. vom 8. Mai 2006).

Neues Licht auf diese Debatte wirft jetzt ein erstmals publiziertes Dokument zur Verurteilung der Delinquentin Höhn (German Life and Letters, Blackwell Publishing, Oxford, Heft 1, 2008). Entdeckt und vorgelegt hat es der Londoner Germanist Daniel Wilson, der seit Jahren das allzu harmonische Bild des klassischen Weimar auf der Grundlage von Archivalien hinterfragt. Nach dem Buch "Geheimräte gegen Geheimbünde" (1991), das Verbindungen Goethes und Schillers zu den Illuminaten aufdeckt, sorgten "Das Goethe-Tabu" (1999) und eine umfangreiche Quellenedition zur Auswirkung der Französischen Revolution in Weimar (2004) für Aufsehen. Ein nachweisliches öffentliches Interesse an Politik und Menschenrechten wurde, so Wilsons These, historiographisch gern übergangen, weil es nicht ins gängige Bild der Klassik passte (F.A.Z. vom 29. August 2005).

Das neue Dokument aus dem Nachlass des Weimarer Verlegers Friedrich Justin Bertuch ist eine kleine Sensation: Es handelt sich um ein detailliertes Szenar von Schreiberhand, wie über die "arme Sünderin Annen Catharinen Höhnin aus Tannroda gebürtig das Hochnothpeinliche Halßgerichte zu halten" sei. Ähnliche Regiebücher für das frühneuzeitliche Theater des Schreckens liegen zwar in Archiven, publiziert wurden sie aber bisher nicht. Wilsons Fund stellt eine im Voraus präzise festgelegte Inszenierung vor, die bis zur Sitzordnung und den Gebärden des beteiligten Richters und der Schöffen nichts dem Zufall überlässt. Nur die Geständnisbereitschaft der Angeklagten galt als Faktor der Unsicherheit. Die Regieanweisung bemerkt dazu lapidar: "Wenn nun wie zu verhoffen, die arme Sünderin jede Frage einzeln mit einen Ja! beantwortet, so fährt hierauf der Herr Actuarius also fort."

Der Plan für den 28. November 1783 sah vor, auf dem Markt in Weimar eine lange schwarze Tafel mit vierzehn schwarzen Stühlen aufzustellen. Neben dem Richter und dem Schriftführer nehmen daran vier Schultheißen und acht Geschworene Platz. An der Stirnseite des Tisches liegen Schwert und Stab für die Urteilsverkündung bereit. Zunächst legitimiert sich das Gericht, indem es sich der Mitwirkung der Beteiligten im Namen des endlos gepriesenen Herzogs versichert. Der Richter erklärt mit erhobenem Schwert und Stab: "Ich gebiete Recht und verbiete Unrecht." Dann treten der Ankläger und die von einem Geistlichen geführte Sünderin hervor, die dreifache Anklage wird von einem Schöffen als formal korrekt bestätigt. Die Befragung der Delinquentin dient sodann dem öffentlichen Geständnis der Tat, das erneut verlesen und vom Zerschneiden des weißen Stabes in drei Teile gefolgt wird. Schließlich bittet der Scharfrichter darum, das Urteil verkünden und vollstrecken zu dürfen, darauf werden zur symbolischen Aufhebung des Gerichts "Stühle und Tische umgeworfen". Nach der erfolgten Exekution fragt der Henker: "Habe ich recht gerichtet?", worauf der Richter ihn entlastet: "Du hast gethan, was Urtheil und Recht mit sich gebracht."

Die exakte Planung und Choreographie eines solchen Strafverfahrens sollte den maximalen Effekt an Abschreckung und Belehrung beim Publikum garantieren. Zudem wollte man die Autorität und Rechtmäßigkeit des Verfahrens demonstrieren. Zur Verhinderung von Ausschreitungen, die vor allem bei misslungenen Exekutionen drohten, versammelte man in Weimar mehr als hundert Mann Miliz und Husaren. Warum die Lage im Fall Höhn so heikel war, begründet Wilson in einem beigefügten Aufsatz.

Anknüpfend an seine bisherigen historischen Forschungen, wittert er stärkeren Widerstand gegen diese Hinrichtung in der Bevölkerung. Die zeitgenössische Kritik an der Todesstrafe habe eben nicht nur das Staatsoberhaupt Carl August rege wahrgenommen und zu seinem Reformvorschlag bewegt, sondern sei auch von anderen geteilt worden. Wie der Herzog verließ auch der Intellektuelle Johann Joachim Bode an diesem Tag Weimar, "um einer hiesigen Köpferey einer Kindermörderinn aus zu weichen". Seine energische Rede von "Staatsmord" statt "Strafe" ist in der Überlieferung bisher ein vereinzeltes Urteil; dass andere aber ebenso dachten, ist dadurch nicht ausgeschlossen.

Im Streit der Kritiker und Verteidiger des klassischen Weimar sollte statt Goethe lieber die aufgeklärte Haltung des Herzogs in den Vordergrund treten: Auf der Höhe zeitgenössischer Reformdiskussionen plädiert er für die Einbeziehung aller sozialen und psychologischen Umstände eines Täters und wirbt für "Mitleiden" und "Milderung" statt blinde Befolgung von Paragraphen.

Verfasst von ALEXANDER KOSENINA

Weshalb hat Goethe diese juristische Strenge gezeigt? Er war damals bereits 8 Jahre in Weimar und fast auf dem Höhepunkt seiner politischen Macht. Da aber Goethe bei seiner ausgeprägten taktischen Einstellung, seinem PR-Gefühl und seiner gleichzeitigen Empfindsamkeit gegenüber allem Unangenehmen solch eine strenge Entscheidung nicht ohne Gründe und Wirkungsabsichten nach außen hin getroffen haben dürfte, bleibt die Frage, was er damit bezweckt hat. Wem wollte er mit solcher Strenge imponieren? Was konnte ihm in seinem praktischen politischen Leben diese Strenge nützen? Weshalb ging er hier nicht einer grausamen öffentlichen Darstellung aus dem Wege? Man sollte dieser Frage genauer nachgehen.

### **Beispiel 3:**

(wird fortgeführt)

## **XXIV. Die anderen bedeutenden Personen am Musenhof in Weimar**

### **1a. Christoph Martin Wieland** (nach: Fr. Schmidt-Möbus 1998, ...)

Wieland war 1733 im oberschwäbischen Dorf Oberholzheim bei Bieberach geboren und hatte 1769 die Stelle eines Philosophie-Professors in Erfurt/Thüringen (damals zu Kur-Mainz gehörig) und war damals schon ein berühmter Mann. Er hatte bereits zahlreiche Dichtungen vorgelegt, galt bis dahin als bedeutendster deutscher Dichter und hatte 1761-66 als erster 22 Dramen von William Shakespeare ins Deutsche übersetzt. Er fühlte sich aber in Erfurt nicht wohl und als ihm Anna Amalia den Titel eines Hofrates, ein jährliches Gehalt von 900 Talern und eine lebenslängliche Pension von 500 Talern anbot, wenn er sich neben Graf Goertz der Erziehung der beiden Prinzen, besonders von Karl August, widmen würde. Er verhielt sich gegenüber diesem Angebot aber zurückhaltend, war ihm doch kurz vorher eine Professur in Wien mit doppeltem Gehalt angeboten worden. Aber die Kaiserin Maria Theresia hatte dann diese Professur verhindert, weil Wieland, der als „deutscher Voltaire“ galt, ihr doch zu freigeistig bezüglich der Religion und Moral wäre. Als Anna Amalia die finanzielle Vergütung aufstockte und alle Umzugskosten übernahm, nahm Wieland die Stelle an und zog 1772 mit seiner Frau und seinen beiden ersten Kindern nach Weimar. Das Söllnersche Haus in der Luthergasse wurde als Wohnung gemietet. Ab 1773 wandte Wieland einen großen Teil seiner Freizeit und Schaffenskraft für die Herausgabe der Zeitschrift „Der Teutsche Merkur“, die bis 1810 unter seiner Verantwortung erschien und ihn europaweit gerühmt machte, denn diese Zeitschrift wurde zu einer der wichtigsten literarischen Zeitschriften seiner Zeit. Wieland war aber zeitlebens kein Fürstengünstling, sondern war ein gewisser Querdenker und passte schlecht in die adelige Hofgesellschaft. Er stand andererseits auch den zeitgleichen radikal-republikanischen Ideen und Theoretikern kritisch gegenüber, denn er glaubte nicht an die „Majestät des Volkes“ und warnte vor Unordnung, Gewalttätigkeit und Anarchie, wenn man dem Volke die Macht im Staate übergebe.<sup>188</sup> Wieland wünschte eine konstitutionelle, von humanistischen Prinzipien geprägte Monarchie, in der eine Elite von Ge-

<sup>188</sup> Ein Artikel von Wieland im Merkur an die Adresse der französischen Nationalversammlung, der das beinhaltet, ist bei Fr. Schmidt-Möbus, S. 106, zitiert.

lehrten und Schriftstellern schrittweise die Vernunft als staatstragendes Element durchsetzen sollte und der es Pressefreiheit geben sollte. Wegen dieser Vorstellungen, die Wieland auch noch dem angehenden Herzog nahe zu bringen versuchte, wurde Wieland natürlich in der Weimarer Hofgesellschaft sehr kritisch beurteilt.<sup>189</sup>

Bezüglich des eigentlichen Berufsgrundes von Wieland nach Weimar glaubte die Herzogin schon bald, mit dieser teuren Berufung einen Fehler gemacht zu haben, denn die hohen Erwartungen, die Anna Amalia an die pädagogischen Fähigkeiten Wielands geknüpft hatte, schienen sich nicht zu erfüllen. Wieland sei zu gefühlvoll, zu schwärmerisch, zeige zu wenig Stärke und Begeisterung, sei zu lebhaft, zu unvorsichtig in seinen Worten und schmeichle zusammen mit dem Grafen Goertz den beiden jungen Prinzen zu viel<sup>190</sup>. Zusätzlich hatten sich Wieland und der Graf Goertz angefreundet und beide schmeichelten einander gegenseitig. Und diese starke Stellung der beiden bei ihrem älteren Sohn machte Anna Amalia misstrauisch.

Denn Wieland unterrichtete den jungen Karl August täglich nur 2 Stunden und den Bruder Constantin noch weniger. Allerdings war Wieland dazu verpflichtet, den beiden Prinzen auch als Gesellschafter zur Verfügung zu stehen und musste häufig auch noch spät abends mit ihnen speisen. Jene 2 Stunden täglichen Erziehungsunterricht nutzte aber Wieland nach seiner Meinung gut aus, um den künftigen Herzog nach eigenen modernen pädagogischen und philosophischen Vorstellungen heranzubilden. Ein systematischer Lehrmeister mit einem genauen Ausbildungsplan war Wieland dabei nicht. Er vermied trockene Gelehrsamkeit und bevorzugte mehr eine Spontaneität und Esprit im Unterricht und seinen beiden Schülern dürfte der Unterricht selten als Belastung erschienen sein. Aber angehende Herzog wurde aber nach Meinung der Mutter verzärtelt und mit philosophischen Flausen von einer zielgerichteten Ausbildung abgelenkt. Sie suchte deswegen nach einem anderen Prinzenzieher und glaubte ihn in Goethe gefunden zu haben. Und Goethe hat dann bewusst ganz andere Erziehungsmethoden bevorzugt, um seinen wilden jungen Freund zu einem abgehärteten Mann und geeigneten Fürsten werden zu lassen. Er hat mit diesen Methoden auch mehr Einfluss auf den jungen Herzog bekommen, als Wieland und Graf Goertz.

Als Wieland nach 3 Jahren seinen Erziehungsvertrag erfüllt hatte, genoss er seine vertraglich zugesicherte Pension und widmete sich nun ungestört dem Dichten und Schreiben. Er fühlte sich in Weimar und im Kreise seiner Familie (seine Frau Anna Dorothea von Hillenbrand gebar ihm 14 Kinder) wohl. 1777 mietete er Haus in der Marienstraße 1, das an jenen Platz angrenzte, der heute den Namen des Dichters trägt<sup>191</sup>.

Aber das Verhältnis zum Herzog, dem die freisinnigen Erziehungseinflüsse Wielands später von Nutzen waren, kühlte sich in dem Maße ab, wie er seine Freundschaft immer mehr Goethe zuwandte. Das Verhältnis Wieland/Goethe war früher etwas wechselhaft gewesen. Das interessierte Publikum hatte sich nach früheren gegenseitigen Kritiken der Beiden auf einen erbitterten Kampf gefreut. Der „Göttinger Hain-Bund“, der Klopstock- und Goethe verehrte, hatte bei seiner Gründungsfeierlichkeit 1772 einen Shakespeare-Altar errichtet und ein Exemplar der „Idris“ des „Wollustsängers Wieland“ darauf verbrannt. Goethe hatte 1773 an einem Nachmittag die kleine Satire „Götter, Helden und Wieland“ verfasst, die er anfangs nicht drucken lassen wollte, für deren Erscheinen dann 1774 Goethes Freund J. M. R. Lenz sorgte. Als Antwort rezensierte Wieland im selben Jahr im „Teutschen Merkur“ Goethes taktlose Satire und empfahl diese kleine Schrift als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz“. Wieland gewann durch diese Reaktion beim Lesepublikum wieder an Ansehen.<sup>192</sup> Aber diejenigen, die eine interessante Fehde zwischen Wieland und Goethe erwarteten, wurden nun enttäuscht. Goethe bat Wieland um Verzeihung und dieser söhnte sich mit ihm rasch aus begann, Goethe zu schmeicheln und lobte ihn als jungen Dichter. Wieland wusste, dass Goethe ihm im Einfluss auf den Herzog und als Dichter überlegen war. Niemand hat so feine, so hohe und zukunftsoptimistische Aussagen über Goethe in dieser frühen Phase nach 1775 gemacht wie Wieland, unablässig betont er, wie lebenswürdig, gutherzig und menschlich warm Goethe sei. Das hob sich

<sup>189</sup> Dass der Herzog später zum fortschrittlichsten Souverän seiner Zeit wurde, ist vermutlich primär dem Einfluss von Wieland, weniger dem von Goethe zuzuschreiben. Gerade in der Erziehung kommt es ja häufig vor, dass erst viel später Unterrichtsinhalte Wirkungen zeigen.

<sup>190</sup> S. Zitat aus einem Brief von Anna Amalia bei Fr. Schmidt-Möbus, S. 106

<sup>191</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 115.

<sup>192</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 122.

vorteilhaft von dem ab, was andere fanden, dass Goethe nämlich scharf, hochfahrend und anmaßend sei.<sup>193</sup>

## 1b. Christoph Martin Wieland (nach wikipedia)

Geboren wurde Wieland im Pfarrhaus von Oberholzheim, einem Dorf, das damals zum Gebiet der Reichsstadt Biebrach gehörte. Seine Eltern waren Thomas Adam Wieland (1704-1772), Pfarrer, und Regina Katharina, geb. Kick (1715-1789). Nach der Versetzung des Vaters wurde er von diesem, von Privatlehrern und dann in der Biberacher Stadtschule unterrichtet. Schon mit zwölf Jahren versuchte er sich in Versen, mit 16 hatte er bereits fast alle römischen Klassiker gelesen; unter den damals modernen Schriftstellern zogen ihn Voltaire, Fontenelle und unter den deutschen Poeten insbesondere Barthold Heinrich Brockes an.

An dem pietistischen Internat zu Kloster Berge bei Magdeburg (1747-49) entwickelte sich der Junge zu einem großen Verehrer Friedrich Gottlieb Klopstocks. Bei einem Verwandten zu Erfurt - an der Universität Erfurt hatte er das Studium der Philosophie begonnen - lernte er den *Don Quijote* kennen und schätzen. Im Sommer 1750 traf er im väterlichen Haus mit seiner Cousine Sophie Gutermann (später Sophie von La Roche) zusammen, in die er sich rasch verliebte. Diese Verbindung löste ihn aus seiner inneren Vereinsamung; Sophie (deren Roman *Fräulein von Sternheim* er später veröffentlichte) regte ihn zu seinem ersten größeren Gedicht an, das 1752 anonym veröffentlicht wurde: *Die Natur der Dinge. Ein Lehrgedicht in 6 Büchern*.

Im Herbst 1750 hatte Wieland an der Universität Tübingen ein Jurastudium begonnen, das er jedoch bald zugunsten der Literatur und eigener poetischer Produktion vernachlässigte. Ein Heldengedicht *Hermann* in fünf Gesängen sandte er an Johann Jakob Bodmer - den *Grand old man* der Zürcher Literatur. Dies führte zu einem sehr persönlichen Briefwechsel. Bald gab er das ungeliebte Studium ganz auf und widmete sich seiner Fortbildung und der Literatur.

Seine übrigen Erstlingsdichtungen kennzeichneten ihn als leidenschaftlichen Klopstockianer und strebten auf eine spezifisch christliche Dichtung hin. Im Sommer 1752 folgte er einer Einladung Bodmers nach Zürich. Der folgende Aufenthalt in der Schweiz sollte acht Jahre währen. Auf das herzlichste empfangen, wohnte er eine Weile bei Bodmer als dessen Schüler und wirkte mit an der neuen Herausgabe der 1741 erschienenen „Zürcherischen Streitschriften“ (gegen Johann Christoph Gottsched gerichtet). In anregendem Verkehr mit Johann Jakob Breitinger, Hirzel, Salomon Gessner, Füßli, Heß u. a. schrieb Wieland in Zürich um jene Zeit noch die *Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde* (Zürich 1753).

Die plötzliche Nachricht, dass seine Verlobte Sophie einen Ministerialbeamten - Georg Michael Franck von La Roche - geheiratet hatte, sowie ein längerer Aufenthalt in dem pietistisch gestimmten Haus der Familie Grebel in Zürich hielten ihn noch eine Weile bei der - seinem Naturell eigentlich entgegengesetzten - frommen Richtung. In seinen *Hymnen* (Zürich 1754) und den *Empfindungen eines Christen* (Zürich 1755) sprach er zum letzten Mal die Sprache, die er seit Kloster Berge geredet, und wandte sich besonders deutlich gegen jede erotische Poesie. Neben Nicolai (der schon damals Wielands Muse mit einer jungen Schönen verglich, welche die Betschwester spielen will und sich ehestens in eine Kokette verwandeln könne) durchschaute auch Lessing die Hohlheit der seraphischen Schwärmerei Wielands.

Bald jedoch vollzog sich in Wieland, besonders unter dem Einfluss der Schriften von Lukian, Horaz, Cervantes, Shaftesbury, d'Alembert, Voltaire, eine vollständige Umkehr. 1754 trennte er sich von Bodmer und machte sich selbständig. Gleichzeitig wandelte er sich zum klassischen Vertreter der Aufklärung. Schon das Trauerspiel *Lady Johanna Gray* (Zürich 1758) - es war dies das erste deutsche Drama in Blankversen - konnte Lessing mit der Bemerkung begrüßen, Wieland habe „die ätherischen Sphären verlassen und wandle wieder unter Menschen“. In demselben Jahr entstand das epische Fragment *Cyrus* (Zürich 1759), zu dem ihn Friedrich II. von Preußen angeregt hatte. Inzwischen hatte er in Bern eine Hauslehrerstelle angetreten. Dort trat der Dichter in sehr nahe Beziehungen zu der Freundin Jean-Jacques Rousseaus, Julie Bondeli. Pläne, eine Zeitschrift herauszugeben, musste er aus finanziellen Gründen bald aufgeben.

<sup>193</sup> N. Friedenthal, S. 193.

1760 nach Biberach zurückgekehrt, bewarb er sich dort als Senator und Kanzleiverwalter. Er begann ein Verhältnis mit Christine Hagel, einer Katholikin. Als diese von ihm ein Kind bekam, durften die beiden nicht heiraten; das Kind starb bald. Auf Drängen seiner Familie heiratete er 1765 eine Augsburger Kaufmannstochter, Anna Dorothea von Hillenbrand, mit der er 13 Kinder hatte. Einer seiner Söhne, Ludwig Wieland, wirkte später wie sein Vater ebenfalls als politischer Publizist und gab u.a. ab 1817 die Zeitschrift *Der Patriot* in Weimar heraus.

Die kleinbürgerlichen Verhältnisse seiner Vaterstadt bedrückten Christoph Martin Wieland; doch fand er auf dem Schloss Warthausen des Grafen Stadion eine Stätte weltmännischer Bildung, persönliche Anregung und eine ausgezeichnete Bibliothek. In Warthausen traf Wieland auch seine ehemalige Verlobte, die mit ihrem Gatten bei Stadion lebte, wieder. Der Verkehr mit diesen und anderen Personen jenes hoch gebildeten Kreises vollendete Wielands „Bekehrung“ ins Weltliche. Aus dieser Zeit stammt der bezeichnende Satz „*Nicht Liebe und Geist, sondern Geld und Verstand herrschen in der Welt, ja wer mit den Idealen wirklich Ernst macht, ist sicher, elend zu werden*“.

Nun begann die Epoche seiner schriftstellerischen Tätigkeit, die seinen Ruhm und seine Bedeutung für die nationale Literatur begründete. Um 1761 wurde der Roman *Agathon* begonnen, der ein großer Erfolg wurde. Es folgte 1764 *Don Silvio von Rosalva, oder der Sieg der Natur über die Schwärmerie*. In beiden Werken lassen sich zahlreiche Einflüsse von Miguel de Cervantes, Laurence Sterne und Henry Fielding nachweisen. Daneben hatte er 1762 seine Übersetzung des William Shakespeare (Zürich 1762-66, 8 Bde.), begonnen. Mit dieser Übersetzung sollte Wieland das Theaterleben in Deutschland nachhaltig beeinflussen. Mit den beiden oben genannten Romanen und den Dichtungen *Musarion, oder die Philosophie der Grazien* (1768) und *Idris* (1768), in den nächsten Jahren den Erzählungen *Nadine* (1769), *Combabus* (1770), *Die Grazien* (1770) und *Der neue Amadis* (1771) betrat Wieland seinen neuen Weg und verkündete eine Philosophie der heiteren Sinnlichkeit, der Weltfreude, der leichten Anmut, die im vollen Gegensatz zu den Anschauungen seiner Jugend stand. 1769 war Wieland einem Ruf an die Universität Erfurt gefolgt. Seine Lehrtätigkeit tat seiner dichterischen Produktivität wenig Abbruch. In Erfurt verfasste er, außer einigen der oben genannten Schriften, noch das Singspiel *Aurora*, die *Dialoge des Diogenes* und den Staatsroman *Der goldene Spiegel, oder Die Könige von Scheschian* (1772). Letzterer war es, der ihm den Weg nach Weimar bahnte. 1772 berief ihn die verwitwete Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar zur Erziehung ihrer beiden Söhne nach Weimar. Wieland war sicher kein Freund des Absolutismus, jedoch reizte ihn die Möglichkeit, auf den künftigen Herzog Einfluss nehmen zu können, und er sagte zu. Hier trat Wieland in den geistig bedeutendsten Lebenskreis des damaligen Deutschland, der schon bei seiner Ankunft Männer wie Johann Karl August Musäus, Karl Ludwig von Knebel, Friedrich Hildebrand von Einsiedel, Friedrich Justin Bertuch u.a. in sich schloss, aber bald darauf durch Johann Wolfgang Goethe und Johann Gottfried Herder erst seine Belebung erhielt. Wieland bezog unter dem Titel eines herzoglichen Hofrats ein gesichertes Gehalt (das ihm auch nach Karl Augusts Regierungsantritt als Pension verblieb).

In verlässlichen, ihn beglückenden Lebensverhältnissen entfaltete er eine frische und sich immer lebenswürdiger gestaltende poetische und allgemein literarische Tätigkeit. Mit dem Singspiel *Die Wahl des Herkules* und dem lyrischen Drama *Alceste* (1773) errang er breite Anerkennung. Endlich konnte er - nach französischem Vorbild - die Idee einer eigenen literarischen Zeitschrift verwirklichen. In „Der deutsche Merkur“, dessen Redaktion er von 1773-1789 führte, ließ er die eigenen dichterischen Arbeiten erscheinen, neben denen er auch eine ausgebreitete literaturkritische Tätigkeit übte, die sich lange Zeit hindurch auf fast alles erstreckte, was für die literarische Welt von Bedeutung war. Seine Kritik war gelegentlich sehr spöttisch, nie aber hämisch, eher nachsichtig und konstruktiv. Desungeachtet wandten sich die Dichter des „Göttinger Hains“ heftig gegen ihn. Ihnen - namentlich auch den Homer-Übersetzungen von Johann Heinrich Voß - wie auch den Frühromantikern mit ihren Theorien stand er allerdings skeptisch gegenüber.

Seine 1773 im Teutschen Merkur veröffentlichten *Briefe über Alceste* gaben Goethe Anlass zu der Farce *Götter, Helden und Wieland*. Wieland hatte die Figur des Herkules in der Tragödie des Euripides - nicht zu Unrecht - als unpassend und grobschlächtig kritisiert. Goethe, im vollen Saft seiner Sturm- und Drang-Periode, ließ seinen Herkules als Kraftprotz auftreten, der den Literaten Wieland lächerlich machte. Auf diesen Angriff antwortete Wieland mit viel Verständnis für die jungen Rabauken. (Schon im Titel von Goethes Text ist wahrscheinlich eine zweite Lesemöglichkeit angelegt: **Göt-**

ter, **Helden und Wieland**). Als Goethe bald darauf dem Ruf des Herzogs Karl-August nach Weimar folgte, bildete sich allerdings zwischen ihm und Wieland ein dauerndes Verhältnis der Anerkennung, dem der überlebende Altmeister nach Wielands Tod in seiner schönen Denkrede auf Wieland ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

Nach dem Amtsantritt des jungen Herzogs zog er sich von öffentlichen Ämtern zurück und widmete sich ganz seiner schriftstellerischen Arbeit als Kritiker, Aufklärer und Übersetzer. Die Gesellschaftssatire *Geschichte der Abderiten*, das romantische Gedicht *Oberon* (Weimar 1781), die poetischen Erzählungen *Das Wintermärchen*, *Geron der Adlige*, *Schach Lolo*, *Pervonte* u. a., gesammelt in den *Auserlesenen Gedichten* (Jena 1784-87), sowie die populäre Märchensammlung *Dschinnistan* (Winterthur 1786-1789) entstanden in Weimar und geben Zeugnis für seine schöpferische Vielfalt. Dazu gesellten sich die Bearbeitung von *Lukians sämtlichen Werken* (Leipzig 1788 bis 1789) und zahlreiche kleinere Schriften.

Eine Gesamtausgabe der bis 1802 erschienenen Werke (von 1794 an bei Göschen in Leipzig), hatte Wieland erlaubt, das Gut Oßmannstedt bei Weimar anzukaufen. Hier wollte er sich „eine Insel des Friedens und des Glücks“ aufbauen – inmitten der sich anbahnenden napoleonischen Kriege. Er wollte sich – im Alter von 65 Jahren – sogar als Landwirt betätigen. Hier verlebte der Dichter seit 1798 im Kreise der großen Familie (seine Gattin hatte in 20 Jahren sieben überlebende Kinder geboren) einige glückliche und produktive Jahre. Seine frühere Verlobte, Sophie von La Roche, besuchte ihn mit ihrer Enkelin Sophie Brentano, mit der sich eine enge Freundschaft entwickelte. Hier besuchte ihn auch Heinrich von Kleist und trug ihm den *Robert Guiscard* im Manuskript vor.

Der Tod seiner Gattin bereits 1800 und die finanzielle Belastung durch das Gut bewogen ihn, dieses 1803 zu veräußern und wieder in Weimar zu wohnen. Dort gehörte er dem Kreis der Herzogin Anna Amalia bis zu deren Tod an. Die Zeitschrift *Attisches Museum*, die Wieland allein 1796-1801, und das *Neue attische Museum, das er mit Johann Jakob Hottinger und Friedrich Jacobs 1802-10 herausgab, dienten dem Zweck, die deutsche Nation mit den Meisterwerken der griechischen Poesie, Philosophie und Redekunst vertraut zu machen. Im Attischen Museum veröffentlichte er unter anderem vier von ihm übersetzte Komödien von Aristophanes und zwei Tragödien von Euripides. 1806 war Wieland in Weimar Gastgeber von Adam Oehlenschläger. 1808 lud ihn Kaiser Napoleon zu einer Unterredung am Rande des Fürstenkongresses nach Erfurt ein.*

Wieland hatte das Schicksal hochbejahrter Menschen, den Verlust vieler Freunde und Lieben durch Tod, in hohem Grad erfahren, blieb indessen bis zu seinem Tod in seltener Weise lebensfrisch. Am 20. Januar 1813 verstarb er an den Folgen einer Erkältung.

Im Schloßgarten zu Oßmannstedt ruht sein Leichnam seinem Wunsch gemäß neben seiner Frau und Sophie Brentano unter einem dreiseitigem Obelisk in einer Schleife der Ilm. Wieland war der Begründer der Tradition des deutschen Bildungsromans und leistete auch als Übersetzer Bedeutendes. Nach seiner pietistischen Phase der Schwärmerei entwickelte er sich zu einem der einflussreichsten Schriftsteller der Aufklärung. Seine Verserzählungen sind gekennzeichnet durch meisterhafte Stilis- tik. Er beherrschte die Satire ebenso wie die Literaturkritik.

Stilsicher geschmeidige Wortkunst und abgewogene denkerische Klugheit – ein Muster an reflexiver Aufklärung machten Wieland zunächst zu einem der wirksamsten deutschen Dichter, zogen ihm aber auch die anhaltende Feindseligkeit der Nachfolgegenerationen mit deren Programmen der „Ächtheit“ bzw. der Gefühlskultur zu, denen seine Toleranz und freie Erotik missfielen. So wurde er schon im 19. Jahrhundert unter den deutschen Klassikern der am wenigsten Gelesene. Er wurde allerdings im Roman *Wieland or The Transformation: an American Tale* (*Wieland oder die Verwandlung: eine amerikanische Erzählung*; 1798) des amerikanischen Schriftstellers Charles Brockden Brown rezipiert.<sup>[1]</sup> Im deutschsprachigen Raum gewann er erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch die begeisterte Ehrenrettung Arno Schmidts eine neue Leserschaft.

Die mittelbare Nachwirkung Wielands hielt jedoch an und lehrte die deutsche Literatur eine Fülle zuvor nicht gekannter Anmut und Heiterkeit, die lebendigste Beweglichkeit und gesteigerte Fähigkeit für alle Arten der Darstellung, die sich in zahlreichen neuen Formen der Prosa und des Versepos glücklich verbanden.

Mehrere Institutionen sind dem Leben und Werk Wielands gewidmet. In seinem Geburtshaus in Oberholzheim ist ein kleines Gedenkzimmer eingerichtet. In seiner Vaterstadt Biberach gibt es ein Wieland-Archiv und einen Wieland-Schauraum. Wielands Gartenhaus in Biberach beherbergt die ständige Ausstellung „Gärten in Wielands Welt“. Das Wielandgut in Oßmannstedt wurde am 25. Juni 2005 als Museum und Forschungsstätte der Öffentlichkeit neu übergeben. In Biberach und Weimar erinnern außerdem Denkmäler an den Dichter.

## **2a. Johann Gottfried Herder** (nach Schmidt-Möbus, Seite 148f, und nach Friedenthal)

Bereits 1776, kurz nach seinem Eintreffen in Weimar, hatten Goethe und Wieland gemeinsam dafür gesorgt, dass noch eine weitere Berühmtheit nach Weimar berufen wurde, nämlich Johann Gottfried Herder, einer der wichtigsten Theologen, Philosophen und Literaturtheoretiker der damals jungen Dichtergeneration.

Herder, 1744 geboren, hatte in Königsberg bei Kant studiert und war seit 1775 Superintendent in Bückeburg. Goethe hatte ihn in seiner Straßburger Studienzeit kennen gelernt, und vor keinem anderen Zeitgenossen hatte er vergleichbar so hohen Respekt. „Das bedeutendste Ereignis, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte“, schrieb Goethe in *Dichtung und Wahrheit*, „war die Bekanntschaft und die nähere Verbindung mit Herder.“ Denn der ältere Herder hatte Goethe zur Beschäftigung mit den Werken Homers und Shakespeares angeregt und darauf hingewiesen, dass Dichtung „eine Welt- und Völkergabe“ und keine Privatangelegenheit einer gebildeten Minderheit sei.

Aber die Begeisterung, mit der Herder nach Weimar gekommen war, legte sich rasch. Seine prinzipielle ausgeprägte Übellaunigkeit wurde durch ein Leber- und Gallenleiden und Hämorrhiden noch vermehrt. Im Herzogtum erlangte er auch nicht die Bedeutung, die er sich erhofft hatte, Goethe duldete keinerlei Einmischung in seine Kompetenzen, den Herzog interessierten religiöse Fragen nur wenig und die Amtsführung des Herzogs regierte ihm noch zu absolutistisch.<sup>194</sup> Das Verhältnis zu Goethe kühlte rasch ab. Er misstraute dem neuen Superminister Goethe, beurteilte ihn als Fürstene knecht, der nach dem karolingischen Amt eines „maior domus“ strebe.<sup>195</sup>

Weil sich das Verhältnis mit Goethe und dem Herzog Karl August abgekühlt hatte, freundete sich Herder recht eng mit der Herzogin Luise an, die seine Abneigungen gegen die beiden Staatslenker in Weimar teilte. Herder war auch deswegen missmutig, weil seine zahlreichen Dienstverpflichtungen, er war sogar zum Präsidenten des Oberkonsistoriums berufen worden, ihn bei seinen intensiven literarischen Tätigkeiten behinderten. Seine Reformvorschläge wurden von Karl August leider kaum beachtet, trotzdem erreichte Herder eine bessere Besoldung der Lehrer und eine Intensivierung des Unterrichts.

Das angespannte Verhältnis zu Karl August litt noch mehr, als sich Herder in den pfalz-bayerischen Adelsstand erheben ließ, um seinem an der Landwirtschaft interessierten Sohn Adalbert, für den er in der Nähe von Regensburg ein Gut gekauft hatte, den Start zu erleichtern und das mögliche Rückkaufsrecht des Gutes durch den bayerischen Adel zu umgehen.<sup>196</sup>

Trotz dieser Hindernisse und Enttäuschungen schuf Herder in Weimar eine große Anzahl bedeutender Werke, die seinen Ruhm weiter steigerten. Und auch trotz aller Unstimmigkeiten bemühte sich der Herzog, Herder im Lande zu halten, denn er war nicht nur beim Volk ein sehr beliebter Prediger, sondern steigerte auch das kulturelle Ansehen des kleinen Reiches. Außerdem verstand er sich gut mit Anna Amalia, die er zeitweise auf ihrer Italien-Reise begleitete.

Nach einer zwischenzeitlichen Beruhigung seines Verhältnisses zu Goethe erreichte die Beziehung im Gefolge der Französischen Revolution von 1789 einen neuen Tiefpunkt. Der politisch sehr fortschrittliche und oft aggressive Theologe Herder befürwortete die französischen Geschehnisse, Goethe dagegen lehnte jede revolutionäre Veränderung ab und sah in Herders Sympathie für die Revolution einen Affront gegen den Herzog und sich. Von diesem Konflikt erholte sich die Beziehung nicht mehr.

<sup>194</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 148f.

<sup>195</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 149f.

<sup>196</sup> N. Fr. Schmidt-Möbus, S. 151; auf den Sohn eines niederen Adligen durfte das Rückkaufsrecht vermutlich nicht angewandt werden.

Herders Frau Caroline Flachsland, nahm regen Anteil am gesellschaftlichen Leben der Stadt und verbrachte viel Zeit mit den Hofdamen. Außerdem unterstützte sie Herder beinahe wie eine Redakteurin bei seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Beide waren regelmäßige Gäste in der Tafelrunde, die Anna Amalia in ihrem Wittumspalais um sich versammelt hatte. Mit Goethe und Wieland teilte Herder das Schicksal ständiger Geldnot. Auch er lebte über seine Verhältnisse und musste oftmals Darlehen aufnehmen.

Der streitbare Herder erkrankte 1803 schwer und starb am 18. Dezember.

## **2b. Johann Gottfried Herder** (nach wikipedia.de)

Herder wurde als Sohn des Kantors und Schullehrers Gottfried Herder und dessen zweiter Ehefrau Anna Elisabeth, geb. Peltz geboren. Durch seine pietistischen Eltern wurde er religiös geprägt; er sollte Theologie studieren. Als der jüngere Bruder Carl Friedrich starb, war dies Herders erste Berührung mit dem Tod; es entstand sein erstes Gedicht „Auf meinen ersten Todten! das Liebste, was ich auf dieser Welt verloren“.

Die Verhältnisse seiner Eltern waren bescheiden, aber nicht so dürftig, dass auf eine gute Erziehung der Kinder hätte verzichtet werden müssen. Herder besuchte in seiner Heimatstadt Mohrungen, einer Stadt mit damals kaum 2000 Einwohnern in der damaligen Provinz Preußen (dem späteren Ostpreußen), die Stadtschule. Besonders beeinflusste ihn der Diakon S. F. Trescho, gleichfalls Pietist. Dieser „benutzte“ ihn als Faktotum, immerhin jedoch durfte Herder dessen Bibliothek frei benutzen. Auf Initiative des russischen Regimentschirurgen J. C. Schwarz-Erla verließ Herder im Sommer 1762 Mohrungen und ging nach Königsberg, um Chirurg zu werden. Weder seine Geburtsstadt noch seine Eltern sollte er jemals wieder sehen.

In Königsberg erkannte Herder bald, dass er für den Beruf als Chirurg ungeeignet war, und schrieb sich als Student der Theologie an der Universität Königsberg ein. Er gewann in dem Buchhändler Johann Jakob Kanter einen Gönner, der von seinem anonymen Werk „Gesang an Cyrus“ beeindruckt war (Herder hatte es heimlich dem Zaren Peter III. gesandt). Kanter besorgte ihm eine Stellung als Hilfslehrer an der Elementarschule des Collegium Fridericianum, und so konnte Herder sich auf einigermaßen gesicherter Basis vor allem seiner Fortbildung widmen.

Einflussreich war von den Universitätslehrern nur Immanuel Kant, außerhalb der Universitätskreise aber besonders Johann Georg Hamann und die Schriften Jean-Jacques Rousseaus. Herder schloss sich einem gelehrten Kreis an, zu dem Theodor Gottlieb von Hippel, Hamann, Johann George Scheffner und Kant zählten. Herder, der 1762–64 bei Kant Vorlesungen über Astronomie, Logik, Metaphysik, Moralphilosophie, Mathematik und Physiogeografie gehört hatte, schrieb später darüber: *„Mit dankbarer Freude erinnere ich mich aus meinen Jugendjahren der Bekanntschaft und des Unterrichts eines Philosophen, der mir ein wahrer Lehrer der Humanität war (...) Seine Philosophie weckte das eigne Denken auf, und ich kann mir beinahe nichts Erleseneres und Wirksameres hierzu vorstellen, als sein Vortrag war.“* Bedeutung erlangte die Kritik Hamanns und Herders an Kant, die rügten, Kant habe die Sprache als originäre Erkenntnisquelle vernachlässigt. Herder wies zudem darauf hin, dass der Mensch bereits im Zuge der Wahrnehmung „metaschematisiert“, womit er bereits Einsichten der Gestaltpsychologie vorwegnahm.

Herder schrieb zunächst Gedichte und Rezensionen für Kanters „Königsbergische Zeitung“. 1763 erhielt Herder auf sein Gesuch das „Hochgräflich-Dohnasche“-Stipendium und beteiligte sich an der Preisaufgabe der Schweizerischen Patriotischen Gesellschaft „Wie können die Wahrheiten der Philosophie zum Besten des Volkes allgemeiner und nützlicher werden?“. In seiner Philosophie wird die Arbeit – wie auch von Immanuel Kant oder später z. B. von Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Johann Gottlieb Fichte – zur Existenzbedingung und sittlichen Pflicht erklärt.

Dass Herder im Herbst 1764 als Aushilfslehrer an die Domschule nach Riga berufen wurde, kam ihm wegen des drohenden Militärdienstes gelegen. Kurz vor seiner Abreise ereignete sich in Königsberg ein verheerender Brand, der Herder zu dem Gedicht „Ueber die Asche Königsberg. Ein Trauergesang“ inspirierte. In Riga war er von Ende 1764 bis Mai 1769 Aushilfslehrer; später wurde er auch als Pfarradjunkt an zwei vorstädtischen Kirchen (Jesus- und Gertrudenkirche) angestellt, so dass er in der alten Hauptstadt Livlands (die sich damals noch fast republikanischer Selbständigkeit erfreu-

te) einen wichtigen Wirkungskreis fand und bei der Verwaltung und der „Ritterschaft“ angesehen war. Die Kreise des städtischen Patriziats erschlossen sich Herder, der sich eines bis dahin ungekannten Lebensgenusses erfreute. Vor allem durch das Haus des Ratsherrn Johann Christoph Berens und dessen Brüder Gustav, Karl und Georg, an das er durch Hamann empfohlen war, hatte er gute Freunde in den bürgerlichen Kaufmannskreisen erworben. Im ‚Rigaer Blatt‘ erschien 1764 seine erste umfangreichere Studie *„Ueber den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen“*, die bereits die für ihn typischen Vokabeln „Nationalcharakter“ und „Genie“ enthielten.

In Riga wurde er im Juni 1766 in der Loge „Zum Schwert“ in den Freimaurerbund aufgenommen. Nicht nur Herders *„Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“* zeigt Nachwirkungen hierauf. In seinem Logenbruder, dem Schriftsteller Rektor Johann Gotthelf Lindner, fand er für seinen zukünftigen Lebensweg eine Schlüsselfigur.

Herder schrieb nun erste größere Veröffentlichungen, die sein Freund Johann Friedrich Hartknoch verlegte: es entstanden die *„Fragmente über die neuere deutsche Literatur“* (1766–67), *„Über Thomas Abbts Schriften“* (1768) und *„Kritische Wälder, oder Betrachtungen die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend“* (1769, anonym). Er wandte sich hier der Sprachphilosophie zu. Herder postulierte, dass die literarischen Erzeugnisse aller Nationen durch den besonderen Genius der Volkart und Sprache bedingt seien. Er baute seine gesamte Sprachphilosophie auf dem Satz Hamanns auf, wonach „die Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechts“ sei. Er stand in dieser Zeit z. B. im Briefkontakt zu Johann Wilhelm Ludwig Gleim und Friedrich Nicolai. Auf Nicolais Aufforderung hin wurde er Mitarbeiter an der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek (ADB)“, für die er bis 1773 etwa 40 Rezensionen schrieb. Literarisch geriet Herder schließlich in Nicolais Kritik, der später die Literatur des Sturm und Dranges, die Klassik und die aufkommende Romantik attackierte. Herder kritisierte leidenschaftlich einerseits die orthodoxe Einstellung der damaligen Theologie und andererseits die abwehrende Haltung gegen seine reformerischen Schulpläne. Er polemisierte unter anderem gegen das andauernde Übergewicht der Lateiner im deutschsprachigen Raum. Von Christian Adolph Klotz, einem Professor in Halle, und dessen Anhängern wurde er angefeindet, was ihm die Zeit in Riga verleidete. Einem Ruf an eine Petersburger Schule im Jahre 1767 folgte er nicht. Die folgenden Proteste veranlassten Herder dazu, im Frühling 1769 seine Entlassung aus den Ämtern in Riga zu erbitten, um in Mitteleuropa zu wirken.

Mit Hilfe einiger Freunde, namentlich seines Rigaer Verlegers J. F. Hartknoch, der ein Freimaurer und Vertrauter Hamanns, Kants und Kanters war, trat er 1769 eine Reise an, die ihn zunächst mit seinem Freund Gustav Berens nach Nantes führte. Unterwegs entstand das *Journal meiner Reise im Jahr 1769* (erst 1846 veröffentlicht). Von Nantes brach er nach Paris auf. Hier pflegte er mit den Enzyklopädisten einen regen Gedankenaustausch und trat in Bekanntschaft mit d’Alembert. Da er keine mehrjährigen Reisen auf Kosten der Freunde durchführen wollte, kam der Antrag des fürstbischöflich lübischen Hofes zu Eutin, den Erbprinzen von Holstein-Gottorp Peter Friedrich Wilhelm (1754–1823) als Reiseprediger zu begleiten, sehr willkommen. Im Dezember 1769 reiste er über Brüssel, Antwerpen, Amsterdam und Hamburg nach Eutin, wo er Anfang 1770 eintraf. In Hamburg hatte er Gotthold Ephraim Lessing, Johann Joachim Christoph Bode, Johann Bernhard Basedow, Hauptpastor Johann Melchior Goeze und Matthias Claudius kennen gelernt. Im Juli reiste er von Eutin im Gefolge des Prinzen ab. Erste Stationen waren Hannover und Kassel; in Göttingen schloss er Bekanntschaft mit Heinrich Christian Boie.

Noch vor der Abreise hatte ihn ein Ruf von Wilhelm Graf zu Schaumburg-Lippe aus Bückeburg erreicht. Bei einem Reiseaufenthalt in Darmstadt lernte Herder den Kriegsrat Johann Heinrich Merck kennen und über ihn Maria Karoline Flachsland, in die er sich unversehens verliebte (sie heirateten schließlich im Jahr 1773). Die rasch gefasste und erwiderte Neigung nährte in Herder den Wunsch nach festen Lebensverhältnissen. Er folgte dem Prinzen nur über Mannheim bis Straßburg, wo es zu dem für die deutsche Literatur äußerst folgenreichen Treffen mit dem jungen Johann Wolfgang Goethe kam. Herder erbat vom Eutinischen Hof seine (im Oktober gewährte) Entlassung, nahm die vom Grafen zu Schaumburg-Lippe angetragene Stellung als Hauptprediger der kleinen Residenz Bückeburg und als Konsistorialrat an, blieb aber einer (missglückten) Augenoperation wegen den Winter über in Straßburg. Das Augenleiden, eine Fistel, sollte er sein Leben lang nicht auskurieren. Hier machte Herder den fünf Jahre jüngeren Goethe auf Homer, Pindar, Ossian, Shakespeare, Hamann, die Volksdichtung und auf das frühgotische Münster aufmerksam. Herder war die erste überlegene Persönlichkeit, die Goethe kennen lernte; die Begegnung und die gemeinsamen Gespräche wurden

von Herder dominiert. Gemeinsam beschäftigten sie sich mit L. Sterne, O. Goldsmith, J. J. Winckelmann, F. G. Klopstock, Shaftesbury, J. J. Rousseau, Voltaire und P. H. T. d'Holbach. Die problematische Freundschaft mit Goethe zeigt sich darin, dass Herder im Darmstädter Kreis die Urfassung von Goethes *Gottfried von Berlichingen mit der Eisernen Hand* (die noch gar nicht für die Bühne gedacht war) als ein Missverständnis Shakespeares kritisierte.

Ende April 1771 trat Herder seine neue Stellung in der Residenzstadt der Grafschaft Schaumburg-Lippe an. Das Verhältnis zu dem durch und durch soldatischen und keinen Widerspruch duldenden Landesherrn und Militärtheoretiker Graf Wilhelm gestaltete sich schwierig, auch weil dessen fromme Gemahlin Maria sich Herder in herzlicher Verehrung anschloss.

Die Zeit des Bückeburger Aufenthalts war Herders eigentliche Sturm- und Drang-Periode. Die von der Berliner Akademie preisgekrönte Abhandlung *„Über den Ursprung der Sprache“* (1772), die er noch in Straßburg begonnen hatte, eröffnete eine Reihe von Schriften, mit denen er bahnbrechend für die junge deutsche Literatur werden sollte. Gemeinsam mit Goethe und Merck editierte er 1772 die *„Frankfurter Gelehrten Anzeigen“*, ein kritisches und programmatisches Organ deutscher bürgerlich-oppositioneller Intelligenz, zu dem er viele Rezensionen zu Geschichtsschreibung, Philosophie und Religion beisteuerte. 1773 zerbrach die Freundschaft zu Merck.

Die Aufsätze *„Ossian und die Lieder alter Völker“*, *„Shakespeare“* in den fliegenden Blättern *„Von deutscher Art und Kunst“* (Hamburg 1772) und der Schrift *„Ursache des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblüht“* (1775 von der Berliner Akademie preisgekrönt) stellten Herder in den Mittelpunkt der Bewegung, die eine aus dem Leben stammende und auf das Leben wirkende Dichtung wiedergewinnen wollte. Die Poesie stand ihm umso höher, je näher sie der Natur steht; daher seien die herrlichsten Poesien von den ältesten Völkern geschaffen worden, von wilden Natursöhnen, denn die Kultur ist der Poesie im Herderschen Sinne schädlich. Ausgehend von Homers und Shakespeares Dichtungen stellte er heraus, dass Poesie auch bei „unzivilisierten“ Völkern den Kristallisationspunkt für humane Gesellschaftsformen bildet. Diese Eigenschaft sah er nicht nur bei Homer, sondern auch im Alten Testament und in der Edda. Daraus folgten seine bahnbrechenden Anstrengungen, nicht nur deutsches Liedgut zu sammeln, sondern auch altnordische Mythen und die Dichtungen der Minnesinger. Mathias Claudius gab den *„Wandsbecker Boten“* bis 1775 heraus, bei dem Goethe, Herder und Gottfried August Bürger mitwirkten. Mit der Schrift *„Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“* stritt er 1774 gegen die öde und lebensferne Aufklärungsbildung der Zeit. Gleichzeitig eröffnete er einer neuen Geschichtsauffassung den Weg, die weder dem Geschichtspessimismus noch einem oberflächlichen Fortschrittsglauben verfällt. Geschichte gliedert sich in organisch aufeinander aufbauende Epochen, die ihr jeweiliges Eigenrecht besitzen und nicht mit ihnen äußerlichen Maßstäben beurteilt werden dürfen.

Er entwarf *„Brutus. Ein Drama zur Musik“*; es wurde von Johann Christoph Friedrich Bach vertont, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband. Aus ihrem gemeinsamen Schaffen stammen die Oratorien *„Die Kindheit Jesu“* und *„Die Auferweckung des Lazarus“* (1773) sowie einige Kantaten und zwei dramatische Werke (*Brutus* und *Philoktetes*, beide 1774), wobei der kritische Herder offenbar in der engen Zusammenarbeit mit Bach seine musikästhetischen Ansichten in die Praxis umgesetzt sah. Diese Phase, die für Bach wohl die geistig anregendste Zeit in Bückeburg war, endete vorläufig 1776.

Hatte schon die Schrift *„Auch eine Philosophie ...“* entschiedenen Widerspruch hervorgerufen, so war dies noch mehr der Fall bei seinen (halb-)theologischen Schriften, der *„Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts“* (1774–76), den *„Briefen zweener Brüder Jesu in unserm Kanon“* (1775), den *„Erläuterungen zum Neuen Testament, aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle“* (1775) und den 15 Provinzialblättern *„An Prediger“* (1774). Die Angriffe veranlassten ihn, seine schon zum Druck vorbereitete Sammlung der *„Volkslieder“* zurückzuhalten. Sie steigerten seine Reizbarkeit und ein Misstrauen, die in ihm früh erwacht waren.

Johann Kaspar Lavaters *„Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“* mit kleineren Beiträgen Herders erschienen 1775–1778. Ab 1780 jedoch distanzierte sich Herder von Lavaters religiösem Mystizismus, aus ähnlichen Gründen lehnte er auch die Studien des Emanuel Swedenborg ab.

Herder verhandelte um eine Berufung an die Universität Göttingen (wo man ihm ein Kolloquium zur Prüfung seiner Rechtgläubigkeit auferlegen wollte), als er durch Goethes Vermittlung im Frühjahr 1776 als Generalsuperintendent, Mitglied des Oberkonsistoriums und erster Prediger an die Stadtkirche zu Weimar berufen wurde. Nach dem Tod seiner Bückeburger Gönnerin, der Gräfin Maria, entschloss sich Herder, dem Ruf zu folgen und traf am 2. Oktober 1776 in Weimar ein. Es entwickelte sich ein enger Kontakt zu Karl Ludwig von Knebel, August von Einsiedel und Christoph Martin Wieland, für dessen *Teutschen Merkur* (1773–1789) Aufsätze über Hutten, Kopernikus, Reuchlin, Savonarola, Sulzer, Winckelmann und Lessing entstanden. Für das Menschenbild dieser Zeit, (Stichwort „Neuhumanismus“) ist Winckelmann von Bedeutung. Es ist nicht von ungefähr auch an den so genannten *Laokoonstreit* zwischen Herder und Lessing zu denken.

Obwohl er rühmte: „Ich bin hier allgemein beliebt, bei Hofe, Volk und Großen, der Beifall geht ins Überspannte. Ich lebe im Strudel meiner Geschäfte einsam und zurückgezogener, als ich in Bückeburg nur je gelebt habe“, fühlte er sich oft von der Enge der Verhältnisse in Weimar bedrückt. Dennoch wirkte die veränderte Lage günstig auf ihn, seine literarische Produktivität stieg. Der Prozess, mit dem sich die hervorragendsten Repräsentanten des Sturm und Dranges in die Protagonisten der deutschen klassischen Literatur verwandelten, begann bei Herder Ende der 1770er Jahre. Die Abhandlungen „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume“, „Plastik. Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traum“ und die Herausgabe der „Lieder der Liebe“, mit Übersetzung des Hohenliedes Salomos sowie der längst vorbereiteten „Volkslieder“ (erst 1807 von seinem Freund Johannes von Müller „Stimmen der Völker in Liedern“ betitelt) waren seine ersten Veröffentlichungen in Weimar (alle 1778). Die Abhandlung „Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten“ galt erneut dem Nachweis, dass echte Poesie die Sprache der Sinne sei. Dies sollten auch die mit sorgfältig ausgewählten und hervorragend übersetzten „Volkslieder“ weiten Kreisen zum Bewusstsein bringen. Gleichfalls einen positiven Einfluss hatte seit den frühen 1780er Jahren das wiederhergestellte gute Verhältnis Herders (und seiner Familie) zu Goethe. Herder trat in einen regen Gedankenaustausch zu dem jüngeren Freund. Allerdings verdunkelten Sorgen um die Zukunft der Familie, eine gewisse finanzielle Großzügigkeit und manche Krankheit Herders, gegen die er auf Badereisen Erholung suchte, diese lichten Jahre. 1780 wurde seine Schrift „*Vom Einfluss der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung*“ in Berlin preisgekrönt. In diesen Jahren entstand beinahe alles, was Herders Wirken durch innere Reife und äußere Vollendung bleibende Nachwirkung sicherte.

In dieser Zeit fand er einen bleibenden Freund in dem ursprünglich katholischen Carl Leonhard Reinhold. Bezogen sich die „*Briefe, das Studium der Theologie betreffend*“ (1780–81) und eine Reihe von Predigten auf Herders Amt, so leitete das große, unvollendet gebliebene Werk „*Vom Geiste der Ebräischen Poesie*“ (1782–83) von der Theologie zur Poesie über. Aus tiefer Mit-Empfindung für die Naturgewalt, die Frömmigkeit und eigenartige Schönheit der hebräischen Dichtung entstand ein Werk, von welchem Herders Biograf Rudolf Haym rühmte, dass es „für Kunde und Verständnis des Orients Ähnliches geleistet wie Winckelmanns Schriften für das Kunststudium und die Archäologie“.

1783 reiste Herder nach Hamburg und lernte Klopstock persönlich kennen, besuchte Matthias Claudius, Karl Wilhelm Jerusalem in Braunschweig und Johann Wilhelm Ludwig Gleim in Halberstadt; zu Friedrich Heinrich Jacobi entwickelte sich eine Freundschaft. Goethes Gedanken über eine organische Entwicklung in der Naturgeschichte kamen seinen – früheren – Vorstellungen einer Morphologie der kulturellen Entwicklung sehr nahe. Die alte Freundschaft lebte wieder auf, diesmal allerdings auf gleicher Ebene – Goethe musste nun von Herder als ebenbürtig anerkannt werden. 1785 begann Herder die Herausgabe seines großen Hauptwerkes, der „*Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*“ (1784–91), die endliche gelungene Ausführung eines Lieblingsplans, die breitere Ausführung von Gedanken, die er bereits in kleineren Schriften veröffentlicht hatte. Es war auch die energische Zusammenfassung alles dessen, was er über Natur und Menschenleben, über die kosmische Bedeutung der Erde, über die Aufgabe des sie bewohnenden Menschen, „dessen einziger Daseinszweck auf Bildung der Humanität gerichtet ist, der alle niedrigen Bedürfnisse der Erde nur dienen und selbst zu ihr führen sollen“ erarbeitet hatte. Hinzu kam, was er über Sprachen und Sitten, über Religion und Poesie, über Wesen und Entwicklung der Künste und Wissenschaften, über Völkerbildungen und historische Vorgänge gedacht und (wie seine Gegner meinten) geträumt hatte. Herders Vorstellung von Erziehung findet sich auch bei Johann Heinrich Pestalozzi (*Abendstunde eines Einsiedlers*), Schiller, Goethe (*Wilhelm Meister*) und Kant (*Über Pädagogik*). Von 1785 bis

1797 veröffentlichte er die „*Zerstreuten Blätter*“, in denen eine Reihe Abhandlungen und poetische Übersetzungen seine Geistesfülle erkennen ließ. 1787 wurde er Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, es erschien seine Schrift „*Gott. Einige Gespräche*“, eine Auslegung und Verteidigung Spinozas. Des Weiteren verfasste er ein „*Buchstaben- und Lesebuch*“. Als Goethe die weimarer Gesellschaft durch die Sinnlichkeit der *Römischen Elegien* schockiert hatte, fand er Verständnis bei dem sonst so strengen Herder.

Eine Zäsur bildete Herders Italienreise in den Jahren 1788–1789, bei der er den Domherrn Johann Friedrich Hugo von Dalberg begleitete. Seine alte Reizbarkeit und manche ungünstige Zufälle wirkten zusammen, ihn eigentlich nur in Neapel zum Vollgenuss dieser Reise kommen zu lassen. In Rom fand er Anschluss an die Gesellschaft der gleichfalls dort weilenden Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar-Eisenach und schloss eine herzliche Freundschaft mit Angelika Kauffmann. Johann Friedrich Reiffenstein, Tischbein und Meyer führten ihn durch Rom. Herder empfing bleibende Eindrücke, die vielleicht noch günstiger gewirkt hätten, wenn ihn nicht abermals eine verlockende Berufung nach Göttingen in Zweifel gestürzt hätte. Die Rückkehr führte ihn über Florenz, Venedig und Mailand.

Goethe wirkte für Herders Bleiben in Weimar und konnte im Einverständnis mit dem Herzog manche Zusagen für die Zukunft machen. Herder ließ sich widerwillig zum Bleiben bestimmen, beide sollten dieser Entscheidung nur kurz froh werden. Krankheiten brachen seine Lebenslust und Schaffenskraft, die materiellen Sorgen im Herderschen Haus milderten sich nur vorübergehend, und die Ansprüche, die die Herders auf Grund der Abmachungen erhoben, führten zum endgültigen Bruch mit Goethe (wozu allerdings auch die sehr unterschiedlichen Ansichten zu den gesellschaftlichen Umwälzungen der Epoche beitrugen). Uneinig waren sich beide über die Ereignisse und politischen Wirkungen der Französischen Revolution (1789). Herder hatte schon zuvor mit Eifersucht die wachsende Intimität zwischen Goethe und Schiller betrachtet. So trat allmählich ein Zustand der Isolierung und kränklich verbitterten Beurteilung alles ihn umgebenden Lebens ein.

1792 erschien Herders Aufsatz „*Über ein morgenländisches Drama*“, eine begeisterte Reaktion auf Johann Georg Adam Forsters „*Sakontala*“. Der fünfte Teil der „*Ideen ...*“ blieb ungeschrieben, und bereits die „*Briefe zur Beförderung der Humanität*“ (1793–97) trugen die Farbe eines verdüsterten Geistes. Die geistigen Gegensätze, in denen er sich zur Philosophie Kants, zum Klassizismus Schillers und Goethes fand, verschärfte Herder nun gewaltsam und ließ sie in seinen literarischen Arbeiten mehr und mehr hervortreten. Er lernte den jungen Novalis kennen, der sich später für die Idee der Gründung eines kosmopolitischen, republikanischen Ordens begeisterte. Zu Beginn der Französischen Revolution hatte Herder noch offen seine Sympathien bekundet, änderte jedoch – ähnlich wie Schiller – spätestens mit den Septembermorden 1792 seine Ansicht. Er hatte mehrmals in einer Art von Selbstzensur und wegen offenbaren Drucks von oben seine „*Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*“ umgearbeitet, und war auch deshalb kein Fürstenfreund.

Herders „*Christliche Schriften*“ (1796–1799), in denen sein Gefühl für den Kern des Christentums Ausdruck fand oder die Aufsätze für Schillers „*Horen*“ ließen den alten Herderschen Geist erkennen. Aber voll Bitterkeit und mit unzulänglichen Waffen bekämpfte er mit der „*Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft*“ von 1799 und der „*Kalligone*“ (1800) die Philosophie Kants. Voll Verkennung richtete seine „*Adrastea*“ (1801–1803) ihre Spitzen gegen die klassizistische Strömung der deutschen Dichter und Denker insgesamt. Er sah voraus, dass diese den ganzen Ruhm davontragen würden und bezeichnete sich selbst bald als „dürrer Baum und verlezte Quelle“, bald als „Packesel und blindes Mühlenpferd.“ In einer Zeit der wirtschaftlichen Not erschien „*Iduna oder Der Apfel der Verjüngung*“ als ein Beitrag der „*Horen*“, der Schiller zum Widerspruch reizte. Herder betonte hier die didaktische Aufgabe der Dichtkunst und stellte sich damit in Gegensatz zu der Theorie von der Autonomie der Kunst, die er wenige Jahrzehnte vorher mitbegründet hatte. Es entwickelte sich eine Freundschaft zu Jean Paul, der ihn in der Zeit 1798 bis 1800 häufig besuchte. Auch Christoph Martin Wieland unterstützte ihn.

In den Sommern 1802 und 1803 suchte er Heilung in den Bädern von Aachen und Eger, im Herbst 1803 erfolgte ein weiterer heftiger Anfall, dem er am 18. Dezember erlag. Letzte Arbeiten waren die „*Legenden*“, die Übertragung der Romanzen „*Der Cid*“ und die dramatischen Gedichte „*Der gefesselte Prometheus*“ und „*Admetus' Haus*“. Die Annahme eines ihm vom Kurfürsten von Bayern 1802 verliehenen Adelsdiploms (wodurch seinem Sohn Adelbert der Grundbesitz erhalten blieb), und die

Ernennung zum Präsidenten des Oberkonsistoriums kamen wohl zu spät, um Herder Lebensmut zurückzugeben.

Mannigfach rätsel- und widerspruchsvoll, schwankender in seinen Leistungen als seine großen Zeitgenossen, aber reich und vielseitig steht Herder in der deutschen Literatur. In die große Umbildung des deutschen Lebens am Ende des 18. Jahrhunderts hat er entscheidend eingegriffen – und seine Spuren lassen sich in der Literatur im engeren Sinn, in Fachwissenschaften und Spezialzweigen, die aus seinen Anregungen hervorgegangen sind, überall nachweisen. Der Reichtum seiner Gedanken, die Genialität seiner Einsichten und die Einfühlung für das Poetische offenbaren sich in seinen Werken; die Forderung der „Humanität“, der Heranbildung und Läuterung zum „vergöttlichten“ Menschlichen, einem Lebens- und Bildungsideal, nach dem noch Jahrhunderte streben können, ist der durchgehende Grundgedanke seiner Schriften.

Bei allen seinen Gaben schwankte seine künstlerische Gestaltungskraft, so dass er als Dichter nur in einzelnen Momenten und auf dem Gebiet der didaktischen Poesie zu wirken vermochte. Die Verbindung seines eigenen ethischen Pathos mit Stimmungen und Gefühlen, welche ihm aus der Dichtung der verschiedensten Zeiten und Völker aufgingen, war nie ohne Reiz; sein Verdienst als poetischer Übersetzer, als Aneigner und Erläuterer fremden poetischen Geistes kann kaum zu hoch veranschlagt werden.

Herders poetische Übertragungen, ihre Auswahl und die Resultate, die Herder aus ihnen zog, haben einer allgemeinen, über die „Gelehrten-geschichte“ der vorausgegangenen Perioden hinauswachsenden Literaturgeschichte den Boden bereitet. Neben den „*Stimmen der Völker in Liedern*“, dem „*Cid*“, den Epigrammen aus der griechischen Anthologie, den Lehrsprüchen aus Sadis „*Rosengarten*“ und der ganzen Reihe anderer Dichtungen und poetischer Vorstellungen, welche Herder für die deutsche Literatur gewann, stehen jene orientalischen Erzählungen, Mythen und Fabeln, die Herder im Wiedererzählen benutzte, um Momente seiner eigenen Anschauung, seiner Humanitätslehre beizufügen, und die hierdurch wieder durch ihre Vortragsweise zu seinem geistigen Eigentum wurden.

Höher als der Dichter Herder steht der Prosaiker Herder, der Kulturhistoriker, Religionsphilosoph, philosophische Anthropologe und der feinsinnige Ästhetiker (Vgl.: Herders Ästhetik), der im Sinn Lessings und doch in ganz anderer Weise produktive Kritiker, der glänzende Essayist, der gehaltreiche und in der Form anmutvolle Prediger und Redner. Es war Herders eigenstes Missgeschick gewesen, dass die Resultate seines Erkennens und Strebens so rasch zum Gemeingut der Bildung, seine Anschauungen zu Allgemeinanschauungen wurden, dass erst die historisch-kritische Zurückweisung auf sein Genie nötig war, das größere Publikum auf seine Leistungen wieder aufmerksam zu machen.

Als Theologe wirkte er an der weiteren Loslösung dogmatisch fundierter Glaubenszusammenhänge vom Christentum; mit der Heiligen Schrift beschäftigten sich seine literaturhistorischen Studien, die sie erstmals aus ihrer Zeit und ihrem Volke heraus verstehen lehrten.

Eine der bleibenden Leistungen Herders war die zuerst in seiner Schrift *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* formulierte Erkenntnis, dass die Mächte der Geschichte wie Nationen, Epochen u. a. jeweils ihren eigenen Wert in sich tragen und unabhängig vom Betrachter zu beurteilen sind. Die im Zeitalter der Aufklärung bedeutende Idee der Toleranz wurde damit von Herder auf andere Völker und Geschichtsepochen angewandt. In der Literaturgeschichte führte ihn seine Erkenntnis zu dem viel zitierten Ausspruch über Shakespeare, in Griechenland sei ein Drama entstanden, wie es im Norden nicht hätte entstehen können. Herder legte damit den Grundstein zum Historismus.

Im Zuge der Romantik war es Herder, der eine intensive Auseinandersetzung mit der Folkloristik empfahl. So beschäftigten sich unter anderem Achim von Arnim sowie Clemens Brentano mit Volksliedern und die Brüder Grimm, wesentlich von ihm beeinflusst, mit Märchen und Sagen. Ganz im Sinne Herders beschränkten die letzteren sich dabei nicht auf deutschsprachige Urkunden. Englische, schottische und irische Quellen waren bereits in Mode; sie dehnten ihren Arbeitsbereich auf Skandinavien, Finnland, die Niederlande, Spanien und Serbien aus. Herder schrieb sehr kunstvoll im grammatisch-rhetorischen Stil, die viele Anakoluthe, Aposiopesen, Brachylogien, Chiasmen, Hendiadyoie, Oxymora und Hystera-Protera enthielt. Er war ein Meister der „Neologismen“ – viele seiner Wortschöpfungen sind „anonym“ geworden, denn kaum jemand weiß mehr, dass sie von Herder

stammen. Er prägte Worte wie: „Volkslied“ (worauf Ulrich Grober hinweist) – der deutsche Begriff „Volkslied“, als Übersetzung der englischen Bezeichnung „popular song“, stammt aus seiner 1773 erschienenen Rezension über eine 1765 in England erschienene Sammlung von englischen und schottischen Balladen – „Zeitgeist“ (so Michael Zaremba bei seinem Festvortrag am 31. Oktober 2003 in der Weimarer Herderkirche) oder „Weltmarkt“ (s.: Manfred Koch, *Weltliteratur. Eine Übersetzung erhebt den Anspruch auf Universalität*. Vortrag auf dem Themenkongress der Evangelischen Akademie Thüringen zum 200. Todestag von Johann Gottfried Herder in Kooperation mit der kulturstadt weimar GmbH vom 13. – 16. November 2003 ([1]). Der Begriff „Elbflorenz“ ist ebenfalls eng mit ihm verknüpft, und über die „Einbildungskraft“ (vgl.: Vorstellungskraft) führte er bahnbrechende Dispute mit Kant, zudem postulierte er eine „genetische Kraft“, welche unabhängig von der Rasse der Menschen und der Zeit existieren sollte; als moderner Denker war er „gegen Erbgeregungen“, und damit ist er „für die Produktivkräfte würde man, sozusagen, altdeutsch, marxistisch sagen“ (Zitat: siehe den Kultur- und Literaturkritiker Professor Georg Bollenbeck zum 200. Todestag von Herder im Deutschlandfunk (DLF) (*Kultur Heute*) am 18. Dezember 2003, *Die Geburt der Kulturkritik aus dem Geiste Herders*:). (vergl. auch Arnold Gehlen: der Mensch als (genetisches) Mängelwesen, dass diese Mängel nur mit Hilfe der Kultur ausgleichen kann)

Lange vor Wilhelm Dilthey entsteht schon so etwas wie der Gedanke vom „geschichtlichen Wesen“; „die neuere Ethnologie, die neuere Kulturanthropologie, die neuere Kulturwissenschaft, das, was man cultural turn (vgl.: englischsprachigen Wikipedia-Artikel: *cultural turn*) nennt, [ist] ohne Herder überhaupt nicht denkbar [...]. Das hat zwei Gründe, einmal die Bedingtheit über Klima, Milieu, Volk und zum Zweiten, und das ist wichtig, dass Herder die Völker alle gleich gelten lässt, das ist entscheidend. Heine sagt, für Herder sind die Völker wie eine Harfe, wie die Saiten an einer Harfe und die Harfe spielt Gott“ (Quelle: DLF, G. Bollenbeck). Wolfgang Thierse sagte: „Die deutsche Kulturnation – das war einmal ein schönes großes Wort, das die Herzen höher schlagen ließ. Und da ich die Einwände schon ahne, möchte ich hinzufügen: es war auch ein unschuldiges Wort. Was man später die ‚deutsche Kulturnation‘ genannt hat, das ist mit Friedrich Schiller verbunden, wenn auch ohne sein aktives Zutun, und viel mehr noch mit seinem Zeitgenossen und Weimarer Mitbürger Johann Gottfried Herder“ (Deutschlandradio (DLR), Kultur, *Signale* am 3. April 2005 in: *Die Kulturnation* „Von Schiller lernen?“ ([2]).

Nicht unterschlagen werden soll der Vorwurf, dass – ausgehend von der generellen Annahme, dass die menschlichen Rassen feststehende und unveränderbare Merkmale aufwiesen (wie es auch von Kant und Hegel behauptet wurde) – sich der moderne Rassismus entwickelt habe. Diese Annahme vertrat er allerdings nur in seinen früheren Schriften. Herder erklärte z. B. die Kunst als Welt- und Völkergabe und nicht als Privileg einzelner „bevorzugter Geister“. Ebenso haltlos ist der Vorwurf, Herder sei ein Vordenker des Nationalismus gewesen. In Deutschland war seinerzeit der spätere Begriff von Nationalismus weitgehend unbekannt. Herder etwa gab auf die Frage „Was ist eine Nation?“ die recht unpatriotische Antwort „Ein großer ungejäteter Garten voll Unkraut, ein Sammelplatz von Torheiten und Fehlern wie von Vortrefflichkeit und Tugend“. Den Machiavellismus bezeichnete er im 58. *Humanitätsbrief* als skrupellose Machtpolitik (z. B. *Machiavellismus Jesuiticus...*).

Herder war eines der bislang rund 1500 ermittelten Mitglieder der sogenannten bayerischen Illuminaten. In diesen Orden wurde er am 1. Juli 1783 unter dem Namen „Damasus Pontifex“ als „Dekan“ der Weimarer Illuminatenniederlassung von Bode initiiert; etwa vier Monate nach Goethes Aufnahme in den Orden.

Ein öffentliches Bekenntnis Herders zu seiner Mitgliedschaft bei den Freimaurern erfolgte – außer in einigen seiner persönlichen Briefe an andere Freimaurer – nicht. Zum Illuminatenorden (der keine Freimaurerorganisation war) äußerte er sich gar nicht; trotzdem beschäftigte er sich inhaltlich mit einigen Persönlichkeiten dieser Gruppierung oder stand mit ihnen sogar in mehr oder weniger regem Gedankenaustausch.

Ihm zu Ehren wurde seine Büste in der Walhalla aufgestellt. Vor der Stadtkirche zu Weimar wurde ein ehernes Standbild (modelliert von Ludwig Schaller) errichtet, welches am 25. August 1850 enthüllt wurde; zu dieser Gelegenheit vertonte Franz Liszt Szenen aus Herders Drama „*Der entfesselte Prometheus*“. Dieses Ehrenmal war das erste in Weimar, das an einen der Klassiker erinnert. Der Platz vor der Kirche, die im Februar 1945 teilweise zerstört und unter anderem mit dem Geld von Thomas Mann 1953, welches er für den Goethe-Nationalpreis der DDR erhalten und hierfür gespen-

det hatte, wiederaufgebaut wurde, ist nach Herder benannt. Innerhalb der Kirche befindet sich neben den drei Glocken, welche seit 1922 „Luther – Bach – Herder“ genannt werden, seine Beerdigungsstätte, und enthält seit 1819 die von der Berliner Preußischen Eisengießerei produzierte Grabplatte, welches ein geheimnisvolles, antik-mystisch-gnostisches Symbol der Ewigkeit, eine Schlange, welche sich in den Schwanz beißt (Ouroboros), schmückt und seiner Petschaft nachgestaltet ist. In der Mitte der Schlange sind die Zeichen Alpha und Omega zu sehen, weil die Offenbarung des Johannes sein Lieblingswerk der Bibel gewesen ist (Johannes: 22,13: „Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ziel.“). An der Innenseite der Schlange steht der luzide Wahlspruch Herders, der sich auch auf seinem Siegel befand: „Licht – Liebe – Leben“ (Johannes-Evangelium 8,12, Erster Johannesbrief 2,10; 4,16).

Die evangelische Kirche ehrte ihn, indem sie 1882 in ihr Gesangbuch einen Epiphanius-Choral nach seinem Poem „Du aller Sterne Schöpfer Licht“ aufnahm, der sich leicht verändert in der Stammausgabe des „Evangelischen Gesangbuches“ von 1994 unter der Nummer 74 finden lässt.

In seiner Geburtsstadt Mohrungen (heute polnisch Morąg) befindet sich im Schloss der Stadt eine Ausstellung zu seinem Leben und Werk mit Erläuterungen in polnischer und deutscher Sprache. Außerdem sind in vielen Städten nach ihm Straßen benannt worden, wie z. B. in Hamburg, Dortmund, Leipzig und Karlsruhe.

Am 2. Mai 1773 heiratete Johann Gottfried Herder in Darmstadt Maria Karoline Flachsland. Sie war am 28. Januar 1750 in Reichenweier im Elsass geboren und hatte nach dem Tod ihres Vaters zusammen mit ihrer Schwester in Darmstadt gelebt, wo sie Herder kennen lernte. Nach dem Tod ihres Ehemanns ordnete sie dessen literarischen Nachlass und schrieb: „Erinnerungen aus dem Leben Herders“ (hrsg. von J. G. Müller, Stuttgart 1820, 2 Bände.; neue Ausg. 1830, 3 Bände). Sie starb am 15. September 1809 in Weimar. Aus ihrer Ehe stammten sieben Kinder, nämlich sechs Söhne und eine Tochter:

Der älteste Sohn, *Wilhelm Gottfried*, \* 28. August 1774 in Bückeberg, studierte in Jena Medizin, wurde 1800 Provinzialakkoucheur und 1805 Hofmedikus in Weimar, wo er am 11. Mai 1806 an den Folgen einer Typhusinfektion starb. Er schrieb: „Zur Erweiterung der Geburtshilfe“ (Leipzig 1803) und nahm teil an der Herausgabe der Werke seines Vaters.

Der zweite Sohn, *Sigismund August* Wolfgang, wurde 1776 noch in Bückeberg geboren. Er schlug eine Laufbahn als Geologe ein und wurde schließlich sächsischer Oberberghauptmann. 1816 wurde er für seine Verdienste in den Freiherrenstand erhoben. Freund des Dichters und Philosophen Novalis, welcher ein Studium der Bergwissenschaften in Freiberg führte und Salinenassessor in Weißenfels war.

Der dritte Sohn, *Wilhelm* Ludwig Ernst, wurde am 12. Februar 1778 in Weimar geboren, wurde Kaufmann und ließ sich für viele Jahre in Sankt Petersburg nieder. Er starb 1842 in Heidelberg. Am 25. August 1779 (Johann Gottfried Herders Geburtstag) wurde sein vierter Sohn, *Karl Emil Adelbert*, geboren. Er kaufte später das Gut Stachesried in Bayern. Allerdings war der Besitz dieses Gutes bald gefährdet. In Bayern hatte in dieser Zeit jeder Adelige das Recht, einem bürgerlichen Käufer, der ein Gut erwarb, dies im ersten Jahr nach dem Kauf zum Einstandspreis wieder abzunehmen. Freiherr von Voelderndorff drohte von diesem Recht Gebrauch zu machen. Um diese Gefahr abzuwenden, ersuchte sein Vater beim bayerischen Kurfürsten um die Nobilitierung nach, die dann auch erfolgte.

Das fünfte Kind aus der Ehe Johann Gottfried Herders war eine Tochter. Am 23. April 1781 wurde *Luise* Theodore Emilie geboren. Sie heiratete Constantin Stichling, nachdem dessen erste Frau Juliane, eine Tochter Wielands, gestorben war. Ein Sohn Luises und damit Enkel Herders war der ehemalige Weimarer Staatsminister Stichling.

Als sechstes Kind wurde Emil Ernst Gottfried am 1. Juni 1783 in Weimar geboren. Er war bis 1839 bei der Regierung für Schwaben und Neuburg tätig und starb als bayerischer Oberforst- und Regierungsrat am 27. Februar 1855 in Erlangen. Er gab in „Herders Lebensbild“ (Erlangen 1846–47, 24 Bände) eine liebevolle Darstellung des Lebens und Wirkens seines Vaters.

Herders jüngstes Kind, *Rinaldo*, wurde schließlich am 21. August 1790 geboren.

### 3. Johann Gottlieb Fichte (aus Wikipedia.de)

Fichtes Vater war ein armer Bandweber in Rammenau bei Bischofswerda. Durch eine kuriose Geschichte gelangte Fichte an eine schulische Ausbildung: Eines Tages kam der Gutsherr Freiherr Haubold von Miltitz, der die Predigt des Sonntags verpasst hatte, nach Rammenau. Fichte bemerkte diesen Gutsherrn und versicherte ihm die Predigt wiederholen zu können. Daraufhin imitierte Fichte den Pfarrer so perfekt, dass der Gutsherr in seiner Entzückung dem Kind eine Ausbildung an der Fürstenschule Schulpforta bei Naumburg (Saale) finanzierte.

Nach seiner Schulzeit zog Fichte nach Jena, wo er an der Universität studierte, was ihm seine finanzielle Lage aber erschwerte. So wurde ihm, als der gütige Gutsherr starb, ein weiteres Stipendium verweigert, weswegen er seine Studien abbrechen musste. Er schlug sich fortan mühsam mit Privatunterricht durch.

Ein rettendes Angebot aus Zürich kam, wo Fichte Hauslehrer werden sollte. Nach nicht langer Zeit wurde der Pädagoge jedoch des Hauses verwiesen, da Fichte die Auffassung hatte, dass man, bevor man Kinder erzieht, zu allererst die Eltern erziehen müsse. In Zürich verliebte und verlobte Fichte sich. Nach längerer Überlegung, ob eine Heirat ihm nicht die „Flügel abschneidet“, kam es zur Eheschließung mit Johanna, geborene Rahn, Tochter eines Wagenbauers.

Nach Ende der Hauslehrertätigkeit trieb es Fichte nach Leipzig. Fichtes Plan, Prinzenlehrer zu werden, scheiterte. Seine zweite Idee, eine „Zeitschrift für weibliche Bildung“, war jedem Verleger zu heikel. Trauerspiele und Novellen brachten ihm ebenfalls kein Geld.

Anno 1790 lernte Fichte die Philosophie Kants kennen, die sofort einen großen Einfluss auf ihn auszuüben begann. Kant inspirierte ihn zu seiner am Begriff des Ich ausgerichteten *Wissenschaftslehre*. Fichte sah eine rigorose und systematische Einteilung zwischen den „Dingen, wie sie sind“ und „wie die Dinge erscheinen“ (Phänomene) als eine Einladung zum Skeptizismus.

1791 besuchte Fichte Königsberg, wo Kant ihm einen Verleger für seine Schrift *Versuch einer Kritik aller Offenbarung* (1792) verschaffte, die anonym veröffentlicht wurde. Das Buch galt zunächst als ein lange erwartetes religionsphilosophisches Werk von Kant selbst. Als Kant den Irrtum klarstellte, war Fichte berühmt und erhielt einen Lehrstuhl für Philosophie an der Universität von Jena, den er 1794 antrat.

Während seiner Jenaer Professur (1794-1799) wurde er zur Zielscheibe im so genannten „Atheismusstreit“. 1799 hatte eine zunächst anonyme Streitschrift Fichtes den Streit ausgelöst: Fichte wurde wegen Verbreitung atheistischer Ideen und Gottlosigkeit verklagt und zum Rücktritt gezwungen. 1805 bekam Fichte den Lehrstuhl für Philosophie in Erlangen, 1807 wirkte er als Zensor der „Hartungschen Zeitung“ in Königsberg, wurde aber auf Befehl des preußischen Generals Ernst von Rüchel entlassen, 1810 wurde Fichte Dekan der philosophischen Fakultät und für kurze Zeit der erste gewählte Rektor der Berliner Universität.

Fichte war spätestens seit 1794 Mitglied einer Freimaurerloge in Rudolstadt, trat allerdings nach einigen Jahren wieder aus. Auch bei der Entstehung der Gesellschaft der freien Männer hatte er einen bedeutenden Anteil. In Berlin wurde er Mitglied der Deutschen Tischgesellschaft, ab Sommer 1811 deren „Sprecher“ (Vorsitzender). Der sich früher als Anhänger der Französischen Revolution bezeichnende Fichte profilierte sich nun insbesondere durch die flammend patriotischen *Reden an die deutsche Nation* (als Text veröffentlicht bis 1808) als Gegner Napoleons.

Ein utopisches Gesellschaftsmodell - eine Art sozialistische Gesellschaft auf nationalstaatlicher Grundlage - findet sich in dem Werk *Der geschlossene Handelsstaat* (1800).

1813 erkrankte Johanna, Fichtes Frau, am sog. Lazarettfieber, welches sie sich bei der Pflege von Kriegsverwundeten zugezogen hatte. Auch Fichte sollte daran erkranken und konnte sich im Gegensatz zu seiner Frau von diesem Fieber nicht erholen. Er starb am 29. Januar 1814 in Berlin und wurde auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof beerdigt.

Fichtes Grabstein trägt einen alttestamentlichen Vers aus dem Buch Daniel (12,3): „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Ein zentraler Kern in Fichtes Philosophie ist der Begriff des „absoluten Ich“. Dieses absolute Ich ist nicht mit dem individuellen Geist zu verwechseln. Später nutzte Fichte die Bezeichnung „Absolutes“, „Sein“ oder sogar „Gott“. Fichte beginnt in seiner „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre“ mit einer Aussage, die eine Handlungsweise des Ich zum Ausdruck bringen soll, deren Verständnis daher diese Handlung auszuführen erfordert:

*„Das Ich setzt sich selbst, und es ist, vermöge dieses bloßen Setzens durch sich selbst; und umgekehrt: Das Ich ist, und es setzt sein Seyn, vermöge seines bloßen Seyns. – Es ist zugleich das Handelnde, und das Produkt der Handlung; das Thätige, und das, was durch die Thätigkeit hervorgebracht wird; Handlung, und That sind Eins und dasselbe; und daher ist das: Ich bin, Ausdruck einer Thathandlung“ (GA I, 2, 259).*

Fichte ging es um die praktische Umsetzung seiner Philosophie, weshalb er die Errichtung eines lückenlosen Systems als zweitrangig erachtete. Im Vordergrund stand für ihn die Verständlichkeit, d.h. die Art, seine Lehre so darzustellen, dass sie von jedermann verstanden werden konnte. Sein positives Menschenbild ging davon aus, dass in jedem Menschen – und nicht nur im Fachgelehrten – der Grund echter Selbsterkenntnis (und damit auch Gotteserkenntnis) gelegt ist und man lediglich auf diese verweisen müsse.

In seiner populären, z. T. polemischen Darstellungsweise schuf sich Fichte unter den Fachgelehrten viele Freunde, aber auch Feinde. In erbitterter Feindschaft stand er mit Friedrich Nicolai. Goethe urteilte skeptisch über ihn („Daß doch einem sonst so vorzüglichen Menschen immer etwas fratzenhaftes in seinem Betragen ankleben muß“). Trotz späterer Ablehnung übte Fichte großen Einfluss auf Schelling und Hegel aus. Auch Hölderlin bekannte, Fichtes Vorlesungen aus seiner Jenaer Zeit viel zu verdanken.

Fichte reagierte auf die Frage, wie theoretische und praktische Vernunft zusammenhängen, indem er deutlich machte, dass die beiden Teile der Vernunft in einem hierarchischen Verhältnis zu setzen sind. Hierbei ist die praktische Vernunft der theoretischen übergeordnet. Letztere benötigt die praktische Vernunft; diese aber sei autonom. Auch für Kant war die praktische Vernunft ein Vermögen des Willens – und damit autonom. Für Fichte mündet diese Tatsache in seiner Theorie zur Selbstsetzung. Der Wille bringt, indem er sich ein Gesetz gibt, zugleich sein Wesen als Vernunftwille hervor. Dieser Vernunftwille macht das aus, was wir sind – nämlich unser Ich. „Das absolute Ich ist, indem es sich setzt, und setzt sich, indem es ist.“<sup>[1]</sup> Aus diesem Grund kommt der praktischen Vernunft absolute Freiheit zu. Fichtes Idealismus ist daher eine Konsequenz aus dem Primat der praktischen Vernunft.

Der Kritik am transzendentalen Argument bei Kant entzieht sich Fichte, indem er die praktische Vernunft als Bedingung für die theoretische Vernunft erklärt. Hierbei geht Fichte von der Handlung des Urteilens aus und schließt mithilfe eines transzendentalen Argumentes auf das sich setzende Ich als Bedingung hierfür. Alles Urteilen ist Handeln des menschlichen Geistes. Diesem liegt der Satz „Ich bin“ zugrunde. Das *„schlechthin gesetzte und auf sich selbst gegründete“* (GA I,2,258) ist der Grund des Handelns. Um dem Vorwurf zu entgehen, dass wir eventuell gar nicht urteilen, sondern nur zu urteilen glauben, führt Fichte die „intellektuelle Anschauung“ ein. Sie ist selbstverständlich auch praktisch zu verstehen als *„Anschauen seiner selbst im Vollziehen eines Acts“* (GA I, 4,216). Wenn wir urteilen, beobachten wir uns nicht, sondern stellen handlungsorientierte Fragen. Diese Fragen gehen von der Annahme aus, dass man ein Vernunftwesen ist. Würde dem nicht so sein, könnten wir nicht urteilen – was konträr erscheint. Gleichwohl hat Fichte erkannt, dass daraus, dass man nicht an den Bedingungen vernünftigen Urteilens zweifeln kann nicht(!) folgt, dass man diese Bedingungen tatsächlich erfüllt.

Den schärfsten Bruch mit Kant bewirkte Fichte mit der Ablehnung der Konzeption eines „Dinges an sich“. Nur so kann in seinen Augen die absolute Freiheit des Ichs bewahrt werden (vgl. GA III, 2,298). Das „Ding an sich“ wird bei Fichte zu einem „Anstoß“ degradiert. Dieser ist ein irrationales Faktum innerhalb des Ichs, dass das Ich zu bewältigen versucht. Die Folge ist der Ausschluss aus dem Ich, gleichsam hinaus in die Welt als „Nicht-Ich“. Ist das absolute Ich demzufolge also ein „Ding an sich“ auf der Seite des Subjekts? Fichtes Antwort: Nur wenn es erscheint. Das absolute Ich existiert nur im Handeln selbst. In der philosophischen Reflexion wird das absolute Ich herausgegriffen

und zu etwas Objektivem gemacht. Für Fichte ist es gleichsam Artefakt der Theorie, keine Entität der realen Welt.

Es stellt sich nun die Frage, warum das absolute Ich, welches autonom ist, auf einen „Anstoß“ reagiert. Fichte macht deutlich, dass das absolute Ich nur ist, wenn es sich seiner selbst bewusst wird. Dies kann nur geschehen, wenn es mit Material konfrontiert wird, auf das es zu reagieren hat. Würde es zu keinem Kontakt kommen, würde das Ich „ganz in seiner Tätigkeit aufgehen“<sup>[2]</sup>. Um aber zu sein – und damit auch ein Selbstbewusstsein zu entwickeln –, muss es sich für den „Anstoß“ öffnen und dafür Sorge tragen, dass der „Stein des Anstoßes“ erhalten bleibt. Nach Fichte kann das Ich demnach als ein unendliches Streben nach Autonomie verstanden werden. Der „Anstoß“ ist hierbei gleichsam nur notwendige Bedingung des Selbstbewusstseins, keine hinreichende. Die weiteren Bedingungen für das Selbstbewusstsein finden sich in den jeweiligen Teildisziplinen der Wissenschaftslehre, die Fichte unterscheidet: Naturlehre, Rechtslehre, Sittenlehre und Religionslehre. Erstere hat Fichte, aufgrund des von ihm entwickelten Primats der praktischen Vernunft, nie ausgearbeitet. In „Grundlagen des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre“ von 1796/97 wird die Beziehung zwischen dem Selbstbewusstsein und – sozusagen – der Welt präzisiert. Das Bewusstsein kann sich nur als frei handelndes Wesen begreifen, wenn es „den Begriff eines frei handelnden Wesens auf sich anwenden kann.“<sup>[3]</sup> Das kann es nur, wenn andere das Selbstbewusstsein auffordern etwas zu tun und gleichzeitig(!) die Freiheit eingestehen, dieser Aufforderung nicht nachzukommen. Da dieser Vorgang reziprok ist, folgt, dass das Sein des Selbstbewusstseins von der Anerkennung der Freiheit anderer abhängt. Es wird deutlich, dass sich Fichte nicht auf das Moralgesetz als die bindende Kraft des Rechts versteht, sondern das Eigeninteresse des selbstbewussten Ichs. Ein Rechtsverhältnis entsteht demnach aufgrund der bloßen Existenz eines Nicht-Ichs.

Auch Fichte definiert, wie so mancher Philosoph vor ihm, den Staat als Ausdruck des absoluten Willens, dessen Absicht es ist, die Freiheit und Rechte seiner Bürger zu garantieren. Kollektives Handeln und individuelles Handeln werden mit dem Ausdruck „sittliches Handeln“ in Eins gesetzt. Freiheit in der Geschichte sei nach Fichte die mehr oder weniger sittliche Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse der verschiedenen Völker.

Fichtes Philosophie lässt sich als ethischer Idealismus bezeichnen, wenn voraussetzt, dass nur der Staat Rechtsverhältnisse zwischen sich und den Bürgern bzw. unter den Bürgern schafft und dabei Beschränkungen seiner Bürger zugunsten eigener materieller Zwecke vornimmt.

Im „System der Sittenlehre nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre“ von 1798 geht Fichte davon aus, dass das Selbstbewusstsein des absoluten Ichs nur sein kann, unter der Bedingung des Bewusstseins des Sittengesetzes. Hierbei ist sich das Ich des Sittengesetzes niemals in abstracto bekannt, sondern „immer in Form konkreter Aufgaben und Pflichten der Welt“<sup>[4]</sup>. Das Ich kann sich nur eine Tätigkeit zuschreiben, wenn diese mit der kausalen Wirklichkeit einer ihm unabhängigen Welt verbunden ist. Dies wiederum ist nur möglich, wenn es sich einen Körper zuschreibt. Da dieser Körper Teil der Welt ist, unterliegt er auch den Naturtrieben. Das Sittengesetz untersucht nun die Bedingungen der Manifestation eines zugleich verkörperten und von Naturtrieben beherrschten Ich. Der Ausbruch des Atheismusstreits hinderte Fichte daran, seine Religionslehre systematisch auszuarbeiten. Während Kant noch von der Existenz Gottes ausgehen musste, da die Existenz Gottes notwendig im Hinblick auf die Bedingungen der Möglichkeit sittlichen Handelns erscheint, sah Fichte nur die Notwendigkeit zu einer „moralischen Weltordnung“. Diese ließe sich nicht zwingend auf eine höhere Instanz – also Gott – zurückführen. Die aktive Weltordnung selbst, der „ordo ordinans“, mag man als Gott bezeichnen. Wer aber dies tut, der „verkennt die unmittelbare Beziehung des Gottesbegriffs zum moralischen Bewusstsein und ist, so Fichte, der wahre Götzendiener und Atheist.“<sup>[5]</sup> Deutlich wie wenige Denker und Politiker des damaligen Deutschland begrüßt Fichte die Französische Revolution. Er sieht in ihr nicht nur moralische Gründe, sondern auch einen rechtmäßigen Fortschritt zu mehr Gleichheit und Freiheit. Seine beiden Revolutionsschriften von 1793 („Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten“ und „Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution“) griffen in die Diskussion ein. Er begründet die Rechtmäßigkeit der Revolution in Anlehnung an Rousseaus „Contract social“ mit dem Argument, dass es ein „unveräußerliches Recht des Menschen“ sei, einen Gesellschaftszustand „aufzuheben“, der zu einem System der Unterdrückung verkommen ist. Denn dieser behindere den geistigen Fortschritt des Menschengeschlechts.

Die Äußerungen bezüglich der Stellung des Judentums in dieser Schrift wurden von Vielen als antisemitische Äußerungen bezeichnet. Fichte greift im besagten Abschnitt aber nicht nur die Juden mit harschen Worten an, sondern auch das Militär und den Adel. Die antisemitische Stellung Fichtes lässt sich zum einen als Verschärfung seiner Kritik an der Religiosität, zum anderen als Aufnahme des im 19. Jahrhunderts gesellschaftlich gefestigten Judenhasses interpretieren. Das Judentum als Staat im Staate würde sich absondern. Die Juden, körperlich schlaff, hätten einen egoistischen Handelsgeist. Sie würden die übrigen Bürger übervorteilen, seien nur auf sich und ihre Sippe bedacht. Fichte übernimmt größtenteils die damals vorherrschenden Vorurteile, prangert aber vor allem immer wieder die separatistische Einstellung dieser Religion an. In einer Fußnote relativiert er z.T. seine Aussagen, spricht aber weiterhin von „Köpfe abschlagen“:

*Fern sei von diesen Blättern der Gifthauch der Intoleranz, wie er es von meinem Herzen ist! Derjenige Jude, der über die festen, man möchte sagen, unübersteiglichen Verschanzungen, die vor ihm liegen, zur allgemeinen Gerechtigkeits-, Menschen- und Wahrheitsliebe hindurchdringt, ist ein Held und ein Heiliger. Ich weiß nicht, ob es deren gab oder gibt. Ich will es glauben, sobald ich sie sehe. Nur verkaufe man mir nicht schönen Schein für Realität! – Möchten doch immer die Juden nicht an Jesum Christum, möchten sie doch sogar an keinen Gott glauben, wenn sie nur nicht an zwei verschiedene Sittengesetze, und an einen menschenfeindlichen Gott glaubten. Menschenrechte müssen sie haben, ob sie gleich uns dieselben nicht zugestehen; denn sie sind Menschen, und ihre Ungerechtigkeit berechtigt uns nicht, ihnen gleich zu werden. Zwingen keinen Juden wider seinen Willen, und leide nicht, daß es geschehe, wo du der Nächste bist, der es hindern kann; das bist du ihm schlechterdings schuldig. Wenn du gestern gegessen hast, und hungerst wieder, und hast nur auf heute Brot, so gib's dem Juden, der neben dir hungert, wenn er gestern nicht gegessen hat, und du tust sehr wohl daran. – Aber ihnen Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich wenigstens kein Mittel, als das, **in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abzuschneiden, und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee sei.** Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich wieder kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land zu erobern, und sie alle dahin zu schicken.*

*Vorherrschende Toleranz der Juden in Staaten, wo für Selbstdenker keine Toleranz ist, zeigt sonnenklar, worauf eigentlich abgesehen wird. – Die Aufrechthaltung deines Glaubens liegt dir so sehr an deinem Vaterherzen. Siehe diese Juden; sie glauben überhaupt nicht an Jesum Christum; das mußt du nicht leiden; und ich sehe, daß du sie mit Wohltaten überhäufst. – »O, sie haben Aberglauben, und das ist mir genug. Glaube du doch an Zoroaster oder Konfuzius, an Moses oder Mahomed, an den Papst, Luther oder Calvin, das gilt mir gleich; wenn du nur an eine fremde Vernunft glaubst, Aber du willst selbst Vernunft haben, und das werde ich nie leiden. Sei unmündig, sonst wächstest du mir zu Kopfe.« – Ich will nicht etwa sagen, daß man die Juden um ihres Glaubens willen verfolgen solle, sondern daß man überhaupt niemand deswegen verfolgen solle.*

*Ich weiß, daß man vor verschiedenen gelehrten Tribunalen eher die ganze Sittlichkeit, und ihr heiligstes Produkt, die Religion, angreifen darf, als die jüdische Nation. Denen sage ich, daß mich nie ein Jude betrog, weil ich mich nie mit einem einließ, daß ich mehrmals Juden, die man neckte, mit eigener Gefahr und zu eignem Nachteil in Schutz genommen habe, daß also nicht Privatanimosität aus mir redet. Was ich sage, halte ich für wahr; ich sagte es so, weil ich das für nötig hielt: ich setze hinzu, daß mir das Verfahren vieler neuerer Schriftsteller in Rücksicht der Juden sehr folgewidrig scheint, und daß ich ein Recht zu haben glaube, zu sagen, was und wie ich's denke. Wem das Gesagte nicht gefällt, der schimpfe nicht, verleumde nicht, empfinde nicht, sondern widerlege obige Tatsachen.*

In seiner 1794 erschienen Streitschrift *Eisenmenger der Zweite* polemisierte Saul Ascher gegen die antisemitischen Äußerungen Fichtes, dem er den Namen des seinerzeit bekannten Judenfeindes Johann Andreas Eisenmenger, dem Autor des Pamphlets *Entdecktes Judentum* beilegte. Mit Fichte sei eine neue Dimension des säkularen Judenhasses zu verzeichnen.

In den *Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters* entwickelt Fichte Ansichten zu einer Geschichtsphilosophie. Im Vordergrund steht ein Entwicklungsmodell, das die Geschichte in fünf Epochen unterteilt, wobei Fichte seine eigene Epoche als das „Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit“ verstand, während die *Grundzüge* die künftigen Epochen einleiten sollten. Diese Epochenentwicklung vollziehe sich in folgenden Stufen: 1. Instinktive Vernunft; 2. Äußerlich erzwungene, jedoch nicht überzeugende Autorität; 3. Emanzipation von jeder äußeren Autorität („vollendete Sündhaftigkeit“); 4.

Rückkehr der freien, innerlichen Vernunft und 5. Verwirklichung der freien, innerlichen Vernunft in allen äußeren Lebensbereichen.

Die *Reden an die deutsche Nation* verstehen sich als Fortsetzung der Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. In den Reden ruft Fichte im Bereich der Bildung zu einer Nationalerziehung nach Pestalozzischem Vorbild auf, die das menschliche Verhältnis zur Freiheit in der Vernunft- und Werterziehung verankern soll.

#### 4. Andere wichtige Personen

(wird ergänzt)

#### **XXV. Literaturhinweise**

Alt, Peter, André, 2004: Schiller, Leben – Werk – Zeit, Eine Biographie, 2 Bde. Beck-Verlag: München, 2. durchgesehene Aufl., zusammen ca. 1420 Seiten.

Amft, Hubert: Weimar und die „Grande Nation“. Versuch einer Chronik der Beziehungen , Article publié dans la revue ATALA, n° 9, mars 2006 : La France et l'Allemagne.

Anz, Thomas, 1999: Geheimnisse des Genies Goethe, Eine Erinnerung an Kurt. R. Eisslers große psychoanalytische Studie; [www.literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de), Nr. 7, Juli 1999, 1. Jahrgang; Goethe... in: <http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php>. Verlag: LiteraturWissenschaft.de.Marburg

Boyle, Nicholas, 1991: Goethe – The Poet and the Age, Vol. 1 (1749-1790), Oxford, University Press; deutsch 1995: Goethe, der Dichter in seiner Zeit, Bd. 1 (1749-1790), aus dem Englischen übersetzt von Holger Fliessbach, München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Damm, Sigrid, 1998: Christiane und Goethe, Eine Recherche. Insel-Verlag: Frankfurt/M. und Leipzig, 540 Seiten.

Damm, Sigrid, 2004: Das Leben des Friedrich Schiller, Eine Wanderung. Insel- Verlag: Frankfurt/M. und Leipzig, 500 Seiten.

Friedenthal, Richard, 1963: Goethe, sein Leben und seine Zeit. Ungekürzte Taschenbuchausgabe, 2. Auflage 1997, Piper-Verlag: München, 670 Seiten.  
(11. Auflage, ungekürzte Taschenbuchausgabe 1997).

Ghibellino, Ettore, 2003: Goethe und Anna Amalia – eine verbotene Liebe? Denkena Verlag Weimar 2003, 332 Seiten, 41 Abbildungen.

Gidion, Heidi, 2000: Von dem lebendigen Mann ein treues Bild, Die Goethe-Biographie von George Henry Lewes; in: Mittler, Elmar (Hrsg.), Göttinger Bibliotheksschriften Bd. 13, S. 211-233 (s. [www.sub.uni-goettingen.de](http://www.sub.uni-goettingen.de))

Günth, Miriam, Italienreise; in: Goethe und sein Umfeld, Hausarbeiten des LK Deutsch 13, Schuljahr 2000/2001, Projekt Goethe - Seine Sexualität, mht., in: [www.lehrer.uni-karlsruhe.de/~za874/goetheproj.htm](http://www.lehrer.uni-karlsruhe.de/~za874/goetheproj.htm) - 62k

Hartung, Fritz, Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Carl Augusts 1755 – 1828. Weimar.

Kahler, Manfred, 1982: Goethes Gartenhaus in Weimar; Weimar 1982.

Klauß, Jochen, 2009: Genie und Geld, Goethes Finanzen. Patmos Verlag, Artemis und Winkler, Düsseldorf.

Klien, Wolfgang, 1998: Er sprach viel und trank nicht wenig, Goethe, Wie berühmte Zeitgenossen ihn erlebten. Langen-Verlag: München, 248 Seiten.

Mittler, Elmar (Hrsg.), 2000: Göthe ist schon mehrere Tage hier, warum weiß Gott und Göthe; Vorträge zur Ausstellung „Goethe, Göttingen und die Wissenschaften“, 6. Juni bis 3. September 1999, Göttingen 2000; Göttinger Bibliotheksschriften, Bd. 13, 302 pdf-Seiten (s. auf der Seite Bd. 13 als freier Zugang als pdf-Datei). [www.sub.uni-goettingen.de/ebene\\_1/shop/schriften.html](http://www.sub.uni-goettingen.de/ebene_1/shop/schriften.html):

Müller, Gerhard und Jonas Maatsch, 2007: Zur Einführung, Das Ereignis Weimar-Jena um 1800 und seine Vorgeschichte. In: Ereignis Weimar, Anna Amalia, Carl August und das Entstehen der Klassik 1757 – 1807, Katalog zur Ausstellung im Schlossmuseum Weimar, herausg. von der Klassik-Stiftung-Weimar und dem Sonderforschungsbereich 482 der Universität Jena, S. 16 – 37.

Polenz, Peter, von, 1988: Der Weg zur klassischen Literatursprache in Deutschland. In: Propyläen Geschichte der Literatur, Bd. 4: Aufklärung und Romantik, 1700-1830, S. 237 – 245. Propyläen-Verlag: Augsburg (erste Ausgabe 1981-1984, herausg. von Erika Wischer).  
Schmidt-Möbus, Friederike und Frank Möbus, 1998: Kleine Kulturgeschichte Weimars. Köln-Weimar-Wien, Böhlau-Verlag.

Schleif, Walter, 1965: Goethes Diener. Berlin und Weimar.

Wikipedia.org/wiki/Johann Wolfgang von Goethe, 23 Seiten.

Wilpert, Gero von: Die 101 wichtigsten Fragen, Beck'sche Reihe; siehe [rsw.beck.de/rsw/upload/Beck-LSW/INH\\_bsr1754Wilpert101Fragen\\_978-3-406-55872-6\\_1A\\_Leseprobe.pdf](http://rsw.beck.de/rsw/upload/Beck-LSW/INH_bsr1754Wilpert101Fragen_978-3-406-55872-6_1A_Leseprobe.pdf)

Wurm, Helmut, o. Jahr: Kleine Geschichte der Ernährung in Deutschland vom Mittelalter bis zum 20. Jh. unter besonderer Berücksichtigung des Fleisch- und Eiweißkonsums. in: [www.sokrates-buecherwurm.de](http://www.sokrates-buecherwurm.de) (s. Ernährungsgeschichte).

Wurm, Helmut, o. Jahr: Zum Sturm und Drang und zu möglichen Ursachen von historischen Mentalitätswellen; in: [www.sokrates-buecherwurm.de](http://www.sokrates-buecherwurm.de) (s. Literatur-wissenschaft).

Wurm, Helmut, ohne Jahr: Goetz von Berlichingen – Historischer Hintergrund, Werkgeschichte, Handlungsablauf und Wirkung; in: [www.sokrates-buecherwurm.de](http://www.sokrates-buecherwurm.de) (s. Literaturwissenschaft).

Jörg Zittlau, 2006: Gebrauchsanleitung zum Philosophieren, Gondrom GmbH Verlag, Bindlach, 158 Seiten.

[www.hgisg.geoinform.fh-mainz.de](http://www.hgisg.geoinform.fh-mainz.de); Multimedia-Beschreibungen zu Sachsen-Weimar-Eisenach aus HGIS Germany (Historisches GIS Deutschland 1820 – 1914) mht. (hier verschiedene Kapitel zur Geschichte, Landesnatur, Wirtschaft usw.)

[www.gah.vs.bw.schule/leb1800/weimar.htm](http://www.gah.vs.bw.schule/leb1800/weimar.htm): Die Stadt um 1800: Weimar zur Goethezeit. Haupttext. mht

[www.rzuser.uni-heidelberg.de](http://www.rzuser.uni-heidelberg.de); Sachsen-Weimar-Eisenach, WE-ESA.mht.

[www.raxtor.de/weimar/about.html](http://www.raxtor.de/weimar/about.html) (hier verschiedene Themen, u. a. Karl August, empfehlenswerte Kurzberichte über Goethe, Herder, Schiller usw.)

[www.h-net.org/reviews/Martin](http://www.h-net.org/reviews/Martin) Kagel, das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach 1775 – 1883, Ein Modellfall aufgeklärter Herrschaft. mht

[www.thueringerschloesser.de/main.asp](http://www.thueringerschloesser.de/main.asp), Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten, mht; hier: Weimar, Karl August

Helmut Wurm

Schützenstr. 54  
57518 Betzdorf/Sieg